Der
Schlesische
Landwirth,

mit patriotischer Freyheit.

Erster Theil.

Misce stultitiam consiliis brevem.

Breßlau,
bey Wilhelm Gottlieb Korn.
1771.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

Von der Landwirthschaft überhaupt.

Es ist gar nicht meine Absicht, der Landwirthschaft eine Lobrede zu halten, ob ich es auch glaube, daß sie es mehr werth ist, einen Plinius zu haben, als es der gute Trajan war, der, wenn er auch den Preiß jenes unvergleichlichen Mannes verdiente, deswegen doch nicht dem menschlichen Geschlechte die Vortheile zuwege brachte, die diese verursacht. Ueberdem wäre es ein ärgerlicher Stolz, wenn ich mich mit dem römischen Schönden-ker in Vergleich setzen wollte, den so mancher Professor am liebsten vergöttern will, und den ich selbst in meiner Jugend, als ich ihn lesen lernte, fur einen ausserordentlichen Menschen zu erklären, durch meine

Empfindungen gezwungen wurde. Ich überlasse es den Schöndenkern unserer Zeit, daß sie eine Wissenschaft rühmen, die ihren Genien mehr Ehre machen würde, als es alle Nachahmungen des Anacreons oder Pindars thun können, und ich wünsche mit ehrlich patriotischem Herzen, daß es mehrere Virgils unter uns haben mag, als bis jetzt gewesen sind.

Indessen, ob ich gleich alle Ansprüche auf die Würde eines Lobredners aufgebe, so will ich doch nicht, daß man das, was ich nun von der Landwirthschaft sagen werde, für Kleinigkeiten halten solle, die etwann der lieben langen Weile zur Ehre, etwann dem Hochmuthe zum Kitzel, oder wohl gar zum Troste des Magens aufgestellt werden: Das könnte allenfalls so seyn, wenn ich auch ein Plinius, oder ein Virgil wäre, und es ist es jetzt um destoweniger, da ich gewiß weiß, daß keiner von Beyden in mich gewandert ist, sondern, daß ich nichts weniger und nichts mehr bin, als ein aufrichtiger Menschenfreund, der es mit ganzem vollen Mitleiden ansieht, daß eine Wissenschaft noch immer vor so vielen verachtet, und so elend betrieben wird, auf die doch die Macht und die Glückseligkeit eines jeden Staates ankommt, da man im Gegentheil alle Kräfte auf die Erlernung solcher Dinge, und auf den unglaublichsten Fleiß in ihnen verschwendet, die weder unserm Verstande, noch unserm Herzen Ehre machen.

Ich kann es nicht begreifen, warum wir in einem Falle von den Meynungen unserer Väter abgegangen sind, über die wir sonst oft zu unserem Scha-

den

den steif halten; in einem Falle, in welchem wir nicht ein Haar breit weichen durften, wenn wir nicht unsere Unwissenheit verrathen wollten. Ich sage, es ist mir ein unerforschliches Geheimniß, warum wir den Landbau nicht mit den Augen ansehen wollen, mit denen ihn die vorige Welt ansahe. Wir achten ihn als ein niedriges Geschäfte, das von den elendesten Leuten behandelt werden kann, und beynahe wird sich ein Mann von Einsicht und guten Sitten schämen müssen, wenn man ihn einen Bauer nennen wollte, da jetzt mit diesem Namen der Begriff eines einfältigen und groben Menschen verknüpft ist. So war die Sache nicht vor Alters. Der Hofmann, der Held, der Gelehrte, einer wie der andere, hielt die Kunst der Landwirthschaft für die größte, die er lernen konnte, wenn er seinem Vaterlande und sich selbst Ruhm und Glück erwerben wollte, und es war gar nichts neues, wenn man den Priester, Bürgermeister, den Geheimenrath, den Feldherrn, oder wohl gar den Fürsten des Landes vom Pfluge abrief. Es sey darum, daß sich mit den Zeiten auch die Sitten ändern, so verstehe ich es doch nicht, warum man das auch hier müßte gelten lassen. Denn, wie kann uns ein Geschäfte zur Schande geworden seyn, das einmal wie allemal eine große Klugheit erfordert, wenn es ausgeführt werden soll, und das noch immer für uns das unentbehrlichste und nützlichste, und gewiß das noch mehr ist, als es ehemals war? Der Fall ist doch nicht der nämliche, wie mit den Scharfrichtern, denen jetzt kein jüngerer Rathsherr oder rascher Prinz, und mit gutem Rechte, in das Amt greifen will? Auf dieser Art fehlte nichts weiter, als daß die heutigen Land-

leute, alle die Erniedrigungen und den Schimpf fühlten, mit dem ihr Stand auf die ungerechteste und schädlichste Weise belegt ist, und ein Gewerbe verließen, das sie nun mit dem Thiere in gleiches Paar stellt. Welche Demüthigung und welches Unglück würde das für die vornehmen Taugenichts seyn, die es gar nicht glauben wollen, daß ausser ihnen jemand etwas zum Wohl des Staates beytragen könne, und die es durchaus nicht zugeben, daß ein Volk, das sie für ein Geschmeiße halten, und für das dümmste und elendeste Geschlecht der Menschen ansehen, das klügste und nützlichste, wo nicht sey, doch seyn solle.

Man bedarf einer kleinen Kenntniß, um es zu wissen, von welchem Umfange, und von wie großem Vortheile die Landwirthschaft sey, und man wird ganz gewiß die lächerlichste, oder wohl gar die beklagenswürdigste Einfalt verrathen, wenn man diesen Umfang und diese Vortheile vor klein und nichtsbedeutend ansehen will. Muß es uns nicht täglich in die Augen fallen, daß wir beynahe alle unsere Bedürfnisse von dem Fleiße und der Klugheit des Landmannes erhalten, und daß eben nicht viel übrig bleibt, das auf die Rechnung der neueren Stände eines Volkes kommt, wenn zumal von den Nothwendigkeiten der Natur die Rede ist. Diesen Gesichtspunct obenhin betrachtet, kann man vielleicht meynen, daß deswegen eben dem Landbau sehr enge Gränzen gesetzt werden könnten, und daß derjenige, der ihn betreibe, keiner großen Einsicht bedürfe, weil der Nothwendigkeiten nicht viele sind, die unsere Natur fordert, und weil es wenig Mühe kosten muß, sie herbey zu schaffen. Aber wenn man so urtheilen wollte,

so würde man vergessen, oder niemals gemerkt haben, wie viel in der jetzigen Welt zur Unterhaltung eines einzelen Menschen gehöre, und was für eine Menge von Geschäften, von denen jedes Einsicht, Ueberlegung und Erfahrung verlangt, dazu erfordert werden, um ihm seine Nothdurft durch ein einiges Jahr zu versichern. Und das muß man gar nicht wissen, daß alle übrige Gewerbe, die nun der Luxus, oder sonst, ich weiß nicht was, nothwendig gemacht hat, von dem Landbau abhängen, und mit ihm steigen oder fallen. Man darf nur zum Beweise dessen, eine genauere Rechnung über die gegenwärtigen Erfordernisse des menschlichen Lebens anstellen, und überall die eigentlichen Quellen aufsuchen, aus denen sie herfließen. Werden wir denn gewahr werden, wie es gewiß geschehen wird, daß jetzt die Bedürfnisse des geringsten Bauren vielleicht grösser sind, als eines vornehmen Junkers der ehemaligen Zeit; daß dieser Masstab uns zu einer ungeheuren Menge Haushaltungen führe, die im Vergleich genommen, noch mehr haben müssen; und daß sie alle, wir mögen sie nun auf den Dörfern oder in den Städten suchen, doch ursprünglich in der Landwirthschaft ihren Unterhalt, ihre Bequemlichkeit, und wohl gar ihr Daseyn finden; so werden wir, wenn uns anders nicht die kläglichsten Vorurtheile blenden, gewiß zugeben müssen, daß keine Kunst von grösserem Umfange, und mehrerem Gewichte, und von so vortreflichen Vortheilen seyn könne, als die Kunst des Landbaues. Allenfalls könnten uns dieses alles unsere eigne und die Erfahrungen anderer lehren. England gesteht es, daß gar nicht seine Handlung, sondern seine Landwirthschaft die hauptsächlichste

Quelle seines Reichthums sey, da sie ihm jährlich wohl zehn Millionen vor ausgeführtes Getreide liefert, und so viel und noch mehr reinen Gewinnst durch seine Manufacturen schenkt, denen sie vollauf zu thun giebt. Spanien im Gegentheile überzeugt uns in seinem Beyspiele, daß ein Land beym Ueberflusse am Gelde, und bey einer blühenden Handlung arm seyn könne, wenn es den Ackerbau vernachläßige. Und was sagt uns die Geschichte unsers Schlesiens, wenn wir die Menge von Waaren mit Aufmerksamkeit betrachten, die wir aus Pohlen und anderwärts her erhalten, und die wir bey einem bessern Landbau ohne Zweifel selbst haben würden, und wohl noch andern abgeben könnten?

Um destomehr ist es zu bedauern, daß die Landwirthschaft, dieser wichtigste Theil des Wohls eines Landes, insgemein von Leuten besorgt wird, die zu den kleinsten und leichtesten Haushaltungen unfähig sind. Und es ist gewiß unverantwortlich, daß man die Landwirthe ohne Aufsicht handthieren lässet, da man doch sonst wohl bey geringen Nahrungsgeschäften ganze Schwärme Inspecters hat. Was hilft es, daß man die Oeconomie in den Studierstuben zur grossen Wissenschaft macht, wenn man noch keine Anstalten treffen will, daß sie es auch auf den Feldern, in den Scheunen, auf den Böden, und in den Ställen seyn kann? Und wenn noch immer der größte Haufe der Landwirthe nichts von der Kunst weiß, wie das Land und dessen Früchte auf die beste Art genutzt werden können? Wollen wir es darauf ankommen lassen, daß es sie die Noth lehren werde, so kennen wir das menschliche Geschlecht nicht, und wir bereden uns umsonst, daß es

durch

durch den Mangel und durch Bedrückungen am gewissesten zu dieser Geschicklichkeit gebracht werde. Egypten, das ehemalige gelobte Land der Juden, und viele andere Länder, werden, wenn wir ihre gegenwärtige Beschaffenheit gegen jene halten, die sie ehemals hatten, sagen können, daß wir das Gegentheil befürchten müssen; und daß wir auf ganz andere Mittel denken sollen, wenn wir dem verfallenen Landbau wieder aufzuhelfen wünschen. Vielleicht würde das zum Theil geschehen können, wenn wir in unsern niedern Schulen, bey den vielen Verbesserungen, die wir in ihnen vornehmen, dieß eine von unsern hauptsächlichsten Sorgen seyn ließen, das Landvolk von seiner bisherigen Unwissenheit in seinem Berufe zu befreyen, und ihm richtigere Vorstellungen und Kenntnisse von ihm zu geben, als es jetzt insgemein hat. Aber doch würde das nur wenig helfen, wenn wir nicht auch die vielen andern Hindernisse, und die sichtbaren Gebrechen zu heben wissen, die der Gesundheit und dem Flore seines Standes im Wege sind; und wenn wir nicht Leute von Einsicht und Erfahrung anzuziehen, oder wenn sie schon vorhanden sind, zu reizen wissen, sich einem Geschäfte zu widmen, das, so groß und edel es auch an sich ist, doch der heutigen Vorurtheile wegen weder geachtet noch belohnt wird. So lange wir also keine andere Mühe anwenden, dem Uebel zu steuern, daß sich so ausgebreitet hat, und schon so schädlich geworden ist: so lange werden wir uns auch keiner Verbesserung in der Landwirthschaft rühmen können. Ihr Zustand wird leider auch künftig so kläglich bleiben, als er jetzt ist. Die wichtigsten Geschäfte werden, wie nun, von unwissenden oder dummen, oder saumseligen

Leuten, ohne Ueberlegung, ohne rechte Veranstaltung, ohne Eintheilung und ohne Fleiß behandelt werden, und man wird es in den folgenden, wie in den gegenwärtigen Tagen sehen, daß Bauern und Edelleute auf den einträglichsten Gütern zu Grunde gehen, weil sie ohne Kenntniß ihres Berufes, ohne Ordnung in ihren Arbeiten, ohne Rücksicht auf gut und schlimm, nützlicher und schädlicher, und ohne Rechnung über Einnahme und Ausgabe, über Nutzung und Verbrauch wirthschaften.

Doch vielleicht ist der Schade so gefährlich nicht, als ich ihn mir vorstelle, und wer weiß, ob nicht auch für Schlesien die gesegnete Epoche nahe ist, die England schon zu seinem Troste erlebt hat, daß es nun auch eine genauere Aufmerksamkeit auf ein Gewerbe richten wird, das den größten Theil der Einwohner beschäftiget, diese wie alle übrigen ernährt, und deswegen eben durchaus Klugheit und Eifer erfordern muß. Wie herzlich wünsche ich doch meinem Vaterlande dieses Glück, gesetzt auch, daß ich mir nicht schmeicheln dürfte, es selbst zu erleben. Ich will zufrieden seyn, wenn ich es nur für meine Nachwelt hoffen darf, und ich versichere mit aller Ehrlichkeit meines Herzens, daß diese patriotische Hoffnung mich nur bewegen konnte, meine Kenntnisse und Erfahrungen öffentlich bekannt zu machen, die ich in der Landwirthschaft gesammlet habe. Vielleicht, dachte ich, mögen ihrer doch auch wenige, und sie alle von kleinem Gewichte seyn, vielleicht trägt sie dem ohnerachtet zur Ermunterung der klugen und mächtigen Landwirthe etwas bey, daß sie sich darüber vereinen, eine Wissenschaft aus dem Staube zu ziehen, die höchst

unbillig

unbillig in unserm Vaterlande, der Einfalt, Faulheit, Niederträchtigkeit, und das wohl gar betrübter ist, dem Schlendriane überlassen wird; und daß sie durch ihren Rath und ihr Beyspiel zeigen, von welchem Umfange und Vortheile die Landwirthschaft sey, wenn sie recht betrieben werde. Dieses vielleicht soll mich auch auf allen Schritten begleiten, die ich in diesem meinen Werke thun werde, und wenn ich die vielfältigen Fehler freymüthig entdecke, die beynahe in jedem einzelen Artikel unseres Landbaues meiner Meynung nach begangen werden, wenn ich mich hier und da über die Gewalt des Herkomanns beschwere, die er über so viele von meinen Landsleuten hat, und wenn ich es zuweilen wage, andere Vorschläge zu thun, als die gewöhnlichen sind; nun denn thue ich das alles mit der schmeichelhaften Hoffnung, irgendwo einen von den kunstverständigen Werkmeistern, einen schlesischen Hohenthal, einen du Hamel, einen Turbilly, oder einen Chateaurieux unter uns zu reizen, daß er das Gebäude auch für unser Vaterland aufzuführen anfange, das England mit so grossem Ruhme zu Stande gebracht hat, über dem Hollstein, Mecklenburg und Sachsen jetzt so geschäftig sind, und zu dem unsere Arnolds, die Kalkreuter, die Taubadels, die Boner, und vielleicht noch mehrere den Grund legen wollten.

Erstes Hauptstück.

Vom Ackerbau.

Erster Abschnitt.

Von der Beschaffenheit des Landes, sowohl überhaupt betrachtet, als insbesondere, in Absicht auf die Gewächse, die es von Natur trägt, und in Absicht auf die Pflanzen erwogen, die es nach unserm Willen nähren soll.

Der Landwirth bedarf eben keiner chymischen Untersuchung, wenn er den Boden zu kennen wünscht, den er bauen will. Es ist genug für ihn, wenn er ihn in dem Verhältnisse zu erforschen weiß, in dem er ihn zu nutzen sucht. Genauere Prüfungen kann er immer den Kunstverständigen überlassen, und er darf nur klug genug seyn, wie er es leicht seyn kann, das zu brauchen, und sich eigen zu machen, was diese durch ihre gelehrte Mühe herausgebracht haben.

Ob überhaupt also einerley wirksame Grundkraft alle Pflanzen ernähre, oder besondere Salze und Säfte diese, und wieder andere, jene Pflanze unterhalte? Das ist keine nothwendige Frage für ihn, so wichtig sie auch dem Naturforscher vorkommen muß, und mit so großem Rechte dieser behauptet, daß auf deren richtiger Entscheidung, die ganze Lehre von der Kraft des Wachsthums beruht. Es sey nun die Erde, oder das Wasser, oder die Wärme, die er als die unumgänglich

nöthigen Ursachen der Nahrung und des Wachsthums seiner Pflanzen einsehen soll, es sey nun diese Ursache das eine oder das andere, oder mögen sie es doch alle zusammen seyn, so wird es wenig oder gar nichts zu einer vortheilhaften Wirthschaft beytragen, wenn er es auch kunstmäßig weiß. Er lerne nur lieber seinen Boden nach den Bestandtheilen kennen, die jedes Land hat, und denn frage er, welches ist der fruchtbarste? Weiß er jene gehörig, so wird er sich selbst antworten können, und es kann ihm überhaupt so wenig schwer werden, seinen eigenen Acker zu prüfen, als zu merken, was ihm fehlt, wenn er ihn gut oder noch besser haben will. Und das wird er ihm doch zu geben suchen, wenn er ein verständiger und fleißiger Wirth ist, denn das übrige, das von der Witterung abhängt, und das ihm so leichte seine Erndte vergrössern, als verkleinern, oder gar zu nichts machen kann, das steht nicht in seiner Gewalt, weil er aus seinem Lande keine Fruchtstube machen kann, und es hilft ihm wenig, wenn er es auch so gut, wie Reaumur oder Fahrenheit verstünde, was ihn glücklich oder unglücklich gemacht hat. Die Erfahrung sagt es ihm so, wie diesen, was ihm schädlich oder nützlich gewesen ist, wenn sie es ihm auch nicht im Glase sagt, und er lernet die Wirkungen der Hitze und Kälte, der Nässe und Dürre, gleich gut, und mit gleich wenigem Vortheile, als die Meister, kennen, die die feindseligen Witterungen so wenig zu verscheuchen vermögen, als sie die freundschaftlichen und wohlthätigen herbeyrufen können. Er lasse ihnen also immer ihre große wichtige Frage, was denn nun eigentlich die Pflanzen nähre, sie haben Zeit dazu, sie in ihren Stuben zu untersuchen,

und

und das Publicum bezahlt sie für ihre Mühe, er prüfe nur unterdessen an Ort und Stelle seinen Acker, und er gebe auf alles genau Achtung, was ihm seine Erforschungen erleichtern kann. Aber er hüte sich ja, daß er nicht nur blos nach den gewöhnlichen Kennzeichen sein Land beurtheilen will, die uns insgemein angegeben werden.

Fast in jedem Wirthschaftsbuche finden wir eine andere Beschreibung der Beschaffenheit, der Art, und der Verschiedenheit der Aecker, etwan nachdem es dem Autor gefallen, sich dieses oder jenes Sinnes zu bedienen, wenn er urtheilen will. Der eine ist vielleicht gewohnt, die Sachen, wie der Maler, nach dem Aussehen zu betrachten, und er ordnet deswegen die Felder, wie die Muscheln im Farbekasten, unterhält uns mit vieler Geschwätzigkeit, von seinem schwarzen, grauen, rothen, gelben, weissen und braunen Boden, und vergißt uns darüber zu sagen, wie seine farbige Länder eigentlich beschaffen sind. Der andere erkennt die Dinge, die er uns erklären will, mit der Hand, er erforscht alles nach dem Gewichte, und wenn er nur den Boden aufgehoben, zusammengedrückt, und einigemal auf- und niedergewebt hat, so versichert er uns aufs Haar, daß dieser Acker schwer, und jener leicht sey. Aber wird uns sein Gefühl eine genaue Kenntniß unsers Landes verschaffen? Das wird dieser Greiffer so wenig vermögen, als es jener Gucker konnte, und wir werden in ihrer Schule nur etwas, und nur obenhin von dem erfahren, was wir wissen wollten. Nicht viel besser wird es uns ergehen, wenn wir uns dem Unterrichte dessen überlassen, der uns durch seinen Geschmack belehren will.

will. Gesetzt auch, daß wir seiner Zunge im Erdgeschmacke so gewiß trauen dürfen, als in den Leckereyen der Römer bey dem Apicius, und die Deutschen beym Gotter thun konnten, und gesetzt auch, daß er in seinen Untersuchungen noch die Nase zu Hülfe nimmt, und sie dem Vaterlande zum Besten mit Sorgfalt riechen läßt; so werden wir uns doch seine Versicherungen, daß dieser Acker alkalische Salze, ein anderer Salpeter, oder Vitriol, oder wohl gar Stahlsalz enthalten, wenig zu Nutzen machen können, ob sie uns auch einen Theil der Beschaffenheit unsers Landes, und also immer mehr, als die obigen Versuche, entdecken werden.

Aber ohne Laune, und im Ernste gesprochen, mir deucht, es giebt nur drey Bestandtheile, die den Boden ausmachen, und die Art ihrer Vermischung, nachdem nämlich von dem einem mehr oder weniger vorhanden ist, saget die Verschiedenheit der Erde. Moder, Leim und Sand, sind höchst wahrscheinlich die einigen Erdarten, die wir haben, und ihre Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit hängt hauptsächlich von dem Gemengsel ab, wie die Natur oder Kunst es veranstaltet. Moder allein würde der gesegneteste Boden seyn, der tausendfältige Frucht geben müßte, denn er enthält alles, was ein geiles Wachsthum der Pflanze erfordert, Wärme, Lockerheit, Salz und Oel; aber die theologische Reisebeschreiber versichern uns, daß er nur in Eden gefunden worden, und mit diesem verlohren gegangen sey. Wir müssen es glauben, wenigstens ist er für Schlesien verlohren, und auch in den Ländern, die ihrer fast unglaublichen Fruchtbarkeit wegen beschryen sind, wie etwan die in der neuen Welt seyn sollen, auch in denen

ist

ist noch kein Paradieß von lauterem Moder. Freylich werden die Umstände noch immer die Sache verändern können, wenn er noch jetzt angetroffen würde, und der Mangel bequemer Witterung, zu viele Näsſe, oder zu lange anhaltende Dürre, diesen ursprünglich fruchtbaren Boden, diese Muttererde, wie ich sie gerne nennen möchte, wenn ich nicht zweydeutig zu werden fürchten müßte, leicht unfruchtbar machen. Aber deswegen würde er doch der gesegneteste Boden bleiben, den sich der geizigste oder faulste Landwirth wünschen könnte. Indessen alleine, und ohne Vermischung wird er nicht gefunden, doch giebt er, wenn er auch mit anderer Erde gemengt ist, den fruchtbarsten Acker, nur muß er das Uebergewicht haben.

Der Leim ist von Natur kalt und feste, und deswegen, an sich betrachtet, zur Nahrung der Pflanzen wenig tauglich. Er wird häufig angetroffen, auch wohl gar ohne mit einer andern Erdart gemischt zu seyn. Ist das nicht auf der Oberlage, so ist es doch gewiß in den Unterschichten, und nach meiner unvorgreiflichen Muthmaßung ist die Lette und der Thon dieser reine Leim. Ich weiß es wohl, beyläufig gesagt, daß beyde die Lette und der Thon noch von einander unterschieden sind, aber, nach meinem Glauben, nicht ihrem Wesen nach, und vielleicht durch nichts sonst, als durch die Wirkungen des Wassers, oder andere Zufälligkeiten, die den Thon geschmeidiger machen, und anders färben, da er tiefer liegt als die Lette, die von der Hitze bald wieder zusammenbäckt, und da sie allen Veränderungen des Wetters ausgesetzt ist, auch ein anderes Aussehen erhält. Der Leim wird also häufig angetroffen,

troffen, und auf der Oberfläche meistens mit Moder oder mit Sande gemischt, und immer noch als Leim, so lange er unter seinen Bundesgenossen der stärkste bleibt.

Mit dem Sande hat es, in gewisser Absicht erwogen, gleiche Beschaffenheit, das heißt, er kann leicht gefunden werden, und allenfalls auch eben alleine. In Lydien vielleicht am meisten, aber auch in einigen Strichen Schlesiens, die eben so füglich die Sandbüchse des ganzen Landes seyn können, als es die Mark für das heilige römische Reich seyn soll. Er ist von Natur zu locker, hitzig, ohne Oel und ohne Fruchtbarkeit.

Nach diesem System von den Bestandtheilen der obern Erde, wird es leicht seyn, die verschiedenen Aecker kennen zu lernen, die insgemein gefunden werden, und wo ich nicht irre, auch zugleich die Art ihrer Verbesserung. Man kehre sich also an die äussere Farbe des Bodens nicht, denn sie ist oft zufällig, wie uns tausend Dinge in der Natur, selbst die verschiedenen Aecker von einer Farbe, die so häufig angetroffen werden, augenscheinlich lehren können, und sie sagt uns selten die innere Güte, oder die schlechte Beschaffenheit des Landes. "Die Farben verändern sich, spricht mit Rechte Herr Leip, nur nach der mehrern oder mindern Feuchtigkeit der Theile eines Körpers, und nach ihrer verschiedenen Lage auf der Oberfläche desselben, als wodurch die Lichtstrahlen auch sehr verschieden gebrochen, und in unzählbaren Schattenmischungen auf unser Auge zurückgeworfen werden." Man sehe mehr auf die Art, wie die Bestandtheile gemischt sind, darauf sehe man,

ob

ob der Moder, oder der Leim, oder der Sand das Uebergewicht hat, und es wird selten fehlen, daß man nicht die Aecker mit Wahrheit sollte beurtheilen können. Aber man darf auch nicht einige Umstände vergessen, die die Sache ändern können. Man ziehe ja bey Untersuchung des Bodens, z. E. die Unterschichte in Erwägung, auf der er liegt, und man lerne die Wirkungen erforschen, die sie bey trocknen, oder nassen, bey kaltem oder warmen Wetter auf die Erde hat, die auf ihr ruhet. Ist diese Unterlage Leim, so kann sie leicht den oberen Boden fruchtbar machen, und wenn er auch der klare Sand wäre, oder sonst von Natur unfruchtbar ist; denn sie wird ihn feucht und kühle halten; und ist der Fall umgekehrt, so wird die Hitze und Lockerheit der untern Sandschichte, der Festigkeit und Kälte der obern Leimberge, zum Vortheile des Landmannes wohl zu statten kommen. Hieraus wird eine Lehre fließen, die ich jetzt nur beyläufig berühren will, und die ich in der Folge umständlicher erörtern werde, die Lehre nämlich: Daß es nicht gut gethan sey, wenn man dem Landwirthe ohne alle Einschränkung das seichte Pflügen anräth. Er solle tief pflügen, und so tief als er nur kann, wenn verschiedene Lager auf einander folgen, und er würde seinen obern Boden durch die Vermischung mit der untern Erde geschwinder und nützlicher verbessern, als er es gewiß nicht durch die reichlichste Düngung thun kann, wenn er nur seichte ackert. Ueberhaupt siehet man daraus, daß alles darauf ankommt, daß der Landmann die Mischung des Bodens verstehe, den er bearbeiten will. Ist er in dem glücklichen Arabien, das eine fette Modererde hat, auf der die

Frucht

Frucht zu geil wächst, bald umfällt, und taub bleibt, so gebe er ihr, wenn sie von Art zu locker ist, einen Zusatz von Leim, und ist sie fest, eine Ladung Sand, und so veredle er den Leim mit Sande, und den Sand mit Leime. Doch von diesem Puncte werde ich mehr sagen, wenn ich von den Düngungen reden werde.

Hier also noch ein Wort von der Beschaffenheit des Bodens, und zwar vor das erste für die Leutchens, die den Mann so gerne nach dem Kleide schätzen. Er ist ohne Zweifel schwarz, oder dunkelgrau, wenn der Moder das Uebergewicht für dem Leime oder Sande hat, mit dem er gemengt ist, und er ist schwer, fest, schmierig und kalt, wenn er mit Leim; und leicht, trocken, locker und warm, wenn er mit Sande gemischt ist, der gelbe, weisse, oder röthliche Acker, der so steif ist, in der Hitze aufreisset oder Tenne wird, in der Nässe jährt und flüßig ist, und den die Kälte aufzieht, der ist ein leimichter Boden, der wenig Sand, und noch weniger Moder in sich hat, auf Leim liegt, und also schwer und kalt seyn muß. Und was ein sandiges Land sey, bedarf keiner Erklärung.

Nächst diesen allgemeinen Merkmalen, die uns die Beschaffenheit unserer Felder sagen, werden wir auch besondern Kennzeichen trauen dürfen, welche um desto sicherer unsere Lehrmeister seyn können, um desto genauer sie mit jenen übereinstimmen, und je vielfältiger sie bereits eine lange Erfahrung bestätiget hat. Hieher gehören die Gewächse, die ein Land von Natur hervorbringt, und die uns untrüglich entdecken werden, von welcher Beschaffenheit es sey, wenn wir nur acht-

sam darauf merken wollen. Denn es ist gewiß, daß jede Pflanze ihre Lieblingserde hat, die ihr gleichsam eigen zu seyn scheint, die eine eine warme, die andere eine kalte, diese eine leichte, jene eine schwere, eine die fruchtbare, eine die magere Erde, und der Landwirth hat in der Kenntniß des Ackers viel gewonnen, wenn er es gelernt hat, auf welchem Boden dieses oder jenes Gewächse von Natur stehe, und wie es am besten zu wachsen pflege. Nun darf er nur merken, welche Pflanzen er auf seinem Lande findet, und wo er sie in Menge, und von gutem Wuchse antrift; denn kann er mit vieler Wahrscheinlichkeit, und meistentheils mit Gewißheit sagen, von welcher Beschaffenheit sein Feld sey.

Ich würde weit aus dem Gleise eines öconomischen Schriftstellers gehen müssen, wenn ich dem Landwirthe in allen natürlichen Gewächsen, die Merkmale dieses oder jenes Bodens sind, zeigen wollte, wie er seinen Acker beurtheilen müßte. Das ist ein Werk für die Kräuterkundigen, bey denen man sich immer Rath holen kann, wenn man nun ja alles wissen will. Hier ist es genug, wenn man auf die gewöhnlichen und gemeinsten Gewächse Acht hat, denn auch sie schon werden uns in den Stand setzen, die Natur und Beschaffenheit unsers Landes zu wissen, und auch von ihnen werde ich nicht alle nahmhaft machen dürfen, da es einem jeden Wirthe leicht seyn muß, die noch fehlenden beyzufügen, wenn er es zumal nur mit denen thun will, die in seinem Bezirke angetroffen werden. Der Lord Bacon sagt: Wilder Thymian giebt zu erkennen, daß das Land gut zur Fütterung für das Vieh sey; Betoninen und Erd-

beeren

beeren hingegen deuten aufs Holz: Kamillen sind Merkmale eines milden Bodens, der sich für Weizen schickt, und Pappeln sind Zeichen eines Ackers, auf dem die Küchengewächse gut fortkommen. Ein anderer engländischer Schriftsteller, Herr Evelyn versichert, daß der kalte leimige Boden von Natur, Genst, Stechpalmen, Eichen, Wachholdersträuche und Buchsbaum hervorbringe, und man kann unstreitig zu diesen Erfahrungen fremder Landwirthe, die Bemerkungen hinzusetzen, die so oft in Schlesien gemacht worden, daß nämlich große Bäume, großes, starkes und fettes Unkraut, es sey nun, welches es wolle, daß Klee und Schleedorn einen guten und tragbaren Acker anzeigen; Moß, Binsen, Riedgraß, Hasenheide, Farrnkraut, Schaafgarbe, und verwelkte kräußliche Gewächse, natürliche und gewisse Kennzeichen eines geringen Bodens sind, daß Eichen und viele Disteln gutes und insgemein leimichtes Land, Birken und Büchen aber, Quecken und Hederich sandiges versichern, daß der Klapper und die Vogelwicke grasartigen feuchten Acker, und die Trespe nassen kaltgründigen Boden verrathen.

Nehmen wir nnn alle diese Bemerkungen von der Beschaffenheit des Landes, die wir so wohl oben entdeckt, als so eben angezeigt haben, zusammen, so werden sie uns gewiß das Resultat abnöthigen, daß sich der Landwirth ohne Zweifel im Lichten stehen werde, wenn er ohne Beurtheilung und nach dem gewöhnlichen Schlendrian den ersten besten Boden zu seinem Saamen nehmen wolle, denn, (ich bitte den Leser dieser Wiederholung wegen um Vergebung,) denn wie das Land nicht von einerley Art und Güte ist, und wie unter den Ge-

wächsen, die die Natur hervorbringt, ein verschiedener Geschmack gefunden wird, so verlangen auch die Früchte, die der Fleiß des Landmanns anbauen will, nicht einerley Erde. Es ist wenigen gleichviel, wo sie sind, sondern jede wünscht sich das Land, das ihrer Natur eigen ist, und sie bestraft uns durch ihren elenden Wuchs, und durch eine magere Erndte, wenn wir sie auf einen Boden pflanzen, der ihnen nicht zupasset. Darauf kommt also viel an, daß der Landwirth weiß, ob der Saame, den er ausstreuen will, diesen oder jenen Acker liebe, und er wird einer jeden Art des Ackers die Art der Frucht geben sollen, für die sie am tauglichsten ist. Diese nothwendige Regel wird nicht immer bedacht, denn viele Landwirthe haben den wunderlichen Eigensinn, daß sie alle Sorten von Früchten zeugen wollen, ohne zu beurtheilen, ob sie für jede das Land besitzen, das sie fordert. Sie lassen es nicht bey kleinen Versuchen bewenden, welches vernünftig seyn würde, sondern sie wollen es durchaus, daß sich die Natur, ihnen zu gefallen, ändern soll, und auch die kläglichsten Erndten, die nicht einmal der Mühe werth sind, können sie nicht bewegen, von dieser oder jener Frucht abzustehen, zu der ihr Land untauglich ist, oder einer säet deswegen doch alle Jahre Lein, der andere Hirse, der dritte Rübensaamen, oder sonst was, ob sie es gleich alle bekennen müssen, daß ihnen noch niemals ihre Kosten und ihre Arbeiten ersetzt worden. Wie viel würden sie nun nicht Ueberschuß anstatt des Verlustes gehabt haben, den sie leiden, und wie leichte würde es ihnen geworden seyn, durch ihn die Gewächse zu kaufen, die ihr Land nicht tragen will, wenn sie es mit seiner gehörigen

Frucht

Frucht genutzt hätten. Gewiß genug, diese Wirthschaft, wenn sie überall eingeführt würde, daß ein jeder nur die Früchte zeugte, zu denen sein Acker vorzüglich tragbar ist, müßte für das ganze Land nutzbar werden. Sie würde den innern Handel befördern, und jeden Wirth, auch den auf dem armseligsten Erdstriche bereichern, denn jeder würde seine Waare, sie sey auch, welche sie wolle, gut, wenigstens besser an den Mann bringen können, als es jetzt geschieht. Es ist jetzt nicht meine Sache, diesen Gedanken im ganzen Umfange vorzutragen, und die größten Vortheile seiner Ausführung zu beweisen, ich füge deswegen nur noch den Wunsch bey, daß die Landwirthe sich den Ueberschlag machen möchten, wie viel sie durch diese oder jene Frucht Schaden leiden, die ihnen gewöhnlich armselig wächst, und was sie erhalten haben würden, wenn sie eine andere gebaut hätten, die auf ihrem Acker gut fortkommet.

Viele versehen es noch in einem andern Falle, der aber im Grunde wenig von dem vorigen unterschieden ist. Sie können die öftern Abwechselungen der Gewächse auf ihren Ländern nicht ausstehen. Hier Weizen, hier Korn, und hier wieder Weizen, denn Gerste, denn wieder eine andere Frucht, das sieht ihnen zu bundscheckig aus, und es gefällt ihnen nun schon besser, grosse lange Striche von einer Art zu sehen. Ueber Hügel und Thal, auf kalten und warmen, festen und lockern Boden, wird um der beliebten Ordnung willen einerley Saame gestreut, und wenn es zur Erndte kommt, so finden sie hier ihr Getreide stark, denn mittelmäßig, denn wieder besser, und denn wohl gar höchst elend,

und sie wundern sich, daß auf einem Felde die Frucht nicht einerley, und überall gleich gut wächset. Ja einerley Feld ist es wohl, wenn es nach seinem Hauptnamen, das Winter- oder Sommerfeld heisset, aber nicht nach seiner Beschaffenheit, gar nicht nach seiner innern Güte, und nicht überall gleich anpassend dem Saamen, der ihm anvertraut wurde. Freylich wohl erfordert es mehrere Mühe, und eine achtsamere Ueberlegung, wenn man jeder besondern Art des Landes, ihre besondere Frucht giebt, aber der Vortheil ist auch gewisser und grösser.

Es ist wahr, es hat Früchte, denen es einerley ist, auf welchem Acker sie stehen, aber derer sind wenige, und sie sind überdem von so geringem Gewichte, und von so wenig bedeutendem Nutzen, daß sich der Landmann schlecht rathen würde, wenn er sie zu seinen Lieblingsgewächsen machen wollte; noch ist auch das wahr, daß die meisten Pflanzen den warmen niedrigen Boden wählen, aber das thun doch nicht alle. Immer sind ihrer noch, die auf ihm eben nicht gut fortkommen, und man siehet auch nicht überall diesen warmen niedrigen Boden. Und endlich ist auch das wahr, daß auf einem Lande, auf welchem der Weizen gut stehet, alle übrige unsrer gewöhnlichen Früchte gerathen würden, aber wer wird denn das Heydekorn wählen, wenn er Weizen nehmen kann? Aus diesem allen folgt nun, daß ein vernünftiger Landwirth genau darauf Acht haben muß, was für eine Art des Bodens ihm vom Schicksale zum Theile geworden sey, und mit welcher Art des Saamens, oder der Frucht er sie nutzen solle. Freylich wohl kann er mit der Zeit, und durch kluge Mühe,

ein

ein Land zu den besten und vortheilhaftesten Gewächsen tragbar machen, denn es ist immer eine kahle Entschuldigung, immer ein Beweiß unserer Unwissenheit oder Faulheit, diesem oder jenem Acker ohne Einschränkung, und auch für die Zukunft, alle Tauglichkeit zu den Gewächsen abzusprechen, die an einem andern, oft wohl ganz nahen Orte, mit großem Wucher gebauet werden, aber doch wird er unterdessen sich nach dessen Beschaffenheit richten, und so lange die Früchte auf ihn anpflanzen sollen, denen er zupasset, so lange er ihn noch nicht zu einem bessern und nutzbarerm Gewächse zugerichtet hat. Er muß also durchaus die Neigung eines jeden Saamens wissen, den er ausstreut, und er darf ihn, wenn er anders klug haushalten will, nirgend sonst hin, als auf das Land werfen, das er verlangt. Aufs Gerathewohl, oder auf die Forderungen des Schlendrians, die leider oft nichts anders sind, kann er sich durchaus nicht einlassen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, meistens mit seinem Schaden zu wirthschaften.

Zweeter Abschnitt.

Von der Eintheilung der Felder, wie sie theils jetzo in Schlesien gefunden wird, theils nützlicher eingerichtet werden könnte.

Die Eintheilung des Landes in Getreide und in Grasfeld ist so natürlich, und den Bedürfnissen des menschlichen Geschlechtes so angemessen, daß ich gar nicht begreifen würde, wie man mich deswegen verketzern könnte, wenn ich nun im vollen Ernste behaupten wollte,

te, auch im Paradiese würde sie keine andere gewesen seyn. Und wenn etwan gar dieser tiefsinnige Gedanke Beyfall erhielte, so würde ich aus Dankbarkeit dem heutigen ökonomischen Publicum es zu großem Ruhme anrechnen müssen, daß es bey allem Verfalle der bösen Welt auch noch jetzt so paradiesisch denkt, und die uralte gute Mode aus dem Stande der Unschuld beybehält. Aber ob wir auch in Eden, Winter- Sommer- und Brachfelder gehabt haben würden, als wir jetzt in so vielen Ländern haben, das möchte ich wohl gelegentlich lieber fragen, als beantworten, weil ich, ins Ohr gesagt, daran zweifle, daß bey dieser Einrichtung Natur und Unschuld die Hand im Spiel habe. Mit den beyden ersten Abtheilungen lasse ich es noch gelten, aber die dritte? Die Brache! die Brache!

Das Wort ist schon zweydeutig. Denn ursprünglich heisset es, wie das schlesische Wirthschaftsbuch versichert, aufbrechen, und nun kann ich mir nichts anders als eine Haide aus Litthauen, oder aus Jütland denken, die zum tragbaren Lande gemacht werden soll. Vielleicht war auch die Sache anfänglich so, und so blieb sie, so lange der Menschen immer mehrere wurden, und ein Stück wüstes Landes, nach dem andern zum Getreidefelde gezogen werden mußte. Aber warum man in der folgenden Zeit, in denen Ländern, in welchen keine Wüsten waren, diesen Namen beybehalten, und warum man so gar, als man vielleicht diesen Fehler bemerkte, lieber dem besten Acker die Gestalt der Haide gegeben hat, als daß man dieses Wort, mit allem, was es anzeigt, auf die Seite schaffen wollen, warum man dieses gethan, und noch thut, das scheint mir doch ein

Räth-

Räthsel zu seyn, das nicht so bald aufgelöst werden kann. Wenigstens von mir nicht, ob ich gleich eben so gut, als ein jeder anderer weiß, daß manche schädliche Mode der Grille wegen heilig bleibt, und ich überdem, was meine Landsleute anbetrift, vom Herrn Marqvis d'Argens in seinen jüdischen Briefen wohl unterrichtet worden bin, daß die Deutschen recht gutherzig glauben, was man ihnen in der Jugend beybringt, und daß sie sich nicht Zeit nehmen, nach der Wahrheit oder Falschheit einer Lehre sich zu erkundigen, die ihnen vorgelegt wird. Auch das weiß ich, daß ein großer, wo nicht der größte Theil der Landwirthe dafür hält, daß der Acker Ruhe haben müsse, wenn er uns anders wieder Früchte tragen solle, und daß man das Unkraut, das insgemein im Getreidefelde wächset, dadurch am gewissesten ausrotte, wenn man das Land sich wieder beraſen lasse. Aber dem ohnerachtet bleibt mir immer mein Räthsel ein schwer aufzulösendes Räthsel. Denn so viel Hochachtung ich auch für die Einsicht des Publicums habe, so kann ich mich deswegen doch noch nicht überwinden, dasselbe für den Pabst anzusehen, der ex Cathedra spricht, und wenn es der auch wäre, und es wollte meinen Verstand und meine Erfahrungen, ohne genugsamen Grund seinen Machtsprüchen unterwerfen, denn habe ich noch ja das Recht, als ein Protestante, der ich gar nicht wie Baile, sondern mit voller Ehrlichkeit meines Herzens bin, alles zu prüfen, und das Gute zu behalten. Und hier eben in diesem Verhältnisse, bezeuge ich mit reinem Gewissen, daß das Getreideland keiner Ruhe bedürfe, und daß es auch dieselbe nicht erhalte, wenn man es brache liegen lasse; daß

das Unkraut gar nicht dadurch getilgt werde, wenn man den Acker zur Haide mache, es sey denn, daß man sie ausbrennen wolle, und daß man ohne Zweifel öconomischer handeln müßte, wenn man sein Feld zu allen Zeiten nutzen könne. Aber für diesesmal genug zur Einleitung.

In Schlesien ist es die herrschende Mode, das Land in Winter- Sommer- und Brachfeld zu theilen. Hier und da an einigen wenigen Orten findet man zwar die Einrichtung, daß keine Brache statt hat, aber sie ist selten, uud sie kann deswegen noch keine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen. Ueberdem soll sie auch nach der Versicherung derer, die sie getroffen haben, die Armuth des Landes, oder ein anderer Nothfall verursachen. Ich hätte Lust, diesen guten Leuten zu ihrem Creuz, über das sie sich beklagen, Glück zu wünschen, denn nach meinen Gedanken sind sie, da sie ihren ganzen Acker nützen, unweit besser dran, als die alle, die in jedem Jahre ein volles Drittel entbehren müssen, wo sie nur anders die Kunst verstehen, ihr Land auf die beste Art zu nutzen.

Wahrhaftig, die gewöhnliche Eintheilung ist nicht die beste, denn ohne daran zu denken, daß sie dem Landwirthe den Zwang auflegt, immer nach einer Leyer zu spielen, die nur drey Saiten hat, welches doch sehr verdrüßlich ist, so nöthiget sie ihn auch noch, die dritte Saite am öftersten zu greifen, und auf den Ton zwey Jahre zu warten. Ohne Gleichniß: Es ist ohne Zweifel lästig, wenn der Landwirth nicht nach seiner Einsicht und nach seinem Gewissen, den Acker nutzen darf, wie

denn geschieht, wenn er der Verschiedenheit seines Bodens ohnerachtet, die so vielfältig seyn kann, und wirklich ist, nur zwo, höchstens drey Früchte zur Wahl behält, die er ihm anvertrauen darf, wenn in einem Jahre, wie in dem andern, bey allen ihren Abwechselungen dieses Einerley von ihm beobachtet werden muß, und wenn er noch dazu den dritten Theil seines Feldes zu gar keinem vernünftigen Gebrauch bestimmen darf. Die Erfahrung redet für diese Klage, denn daß die Brache zur Haltung des Viehes dienen soll, ist kein vielbedeutender Einwurf. Man siehet es wohl, wenn man es auch nicht sagen will, daß sie im Grunde nichts anders, als ein weiter Spatzierplatz für unser hungriges Thier sey, und auch nichts sonst seyn könne, wenn es nicht zum Schaden der künftigen Erndte geschehen soll.

Ueberdem verursachte diese Einrichtung noch einen andern mehr schädlichen Fehler, der es in der That verdiente, daß er durch einen allgemeinen Aufstand aller Landwirthe aufgehoben würde. Diesen Fehler nämlich, daß man einem jeden, der zu dem Gebiete gehörte, das man austheilen wollte, seinen Theil in jedem Felde geben mußte. Da konnte nun freylich an den Orten, wo ihrer viele waren, die man versorgen mußte, keiner nichts mehr als drey schmale lange Streiffen erhalten, und wurde die Ausmessung im Zuschnitte versehen, so empfieng er noch hier und da ein paar Zugaben, die um vieles schmäler waren, als seine Hauptstücke, und die seine Wirthschaft noch mehr zerstreuten, und verdrüßlicher machten. Ich berufe mich auf das Zeugniß aller derer, die sich in diesem traurigen Falle befinden, wie beschwerlich ihnen diese Anordnung werde,

da sie dieselbe nicht nur der Gefahr aussetzt, täglich mit ihren Feldnachbarn Händel zu bekommen, sondern ihnen auch alle Freyheit wegnimmt, ihr Land auf die gehörige Art zu bearbeiten und zu nutzen. Wie vortheilhaft würde es um ihre Scheunen und ihren Beutel stehen, wenn sie die vielen, schmalen langen Striche in ein einiges Stück verwandeln, und nun nach ihrer Einsicht, und der Beschaffenheit des Ackers gemäß, wirthschaften könnten! Warlich, die Mode ist ein böser Tyranne.

Ich kann ohnmöglich von diesem Puncte abgehen, ehe ich nicht vorhero noch einen andern berührt habe, der mit ihm genau verwandt, und leider für die öconomische Welt gleich beschwerlich ist. Warum vereinen sich denn die Landwirthe nicht, die Gränzen ihrer Dörfer anders zu bestimmen, als sie jetzt sind? Ich will es glauben, daß der dreyßigjährige Krieg, der unser Vaterland zur Einöde machte, zum Theil unsere Vorfahren nöthigte, die wunderlichen Zickzacks zu messen, die wir nun auf den Landkarten finden, wenn die Dörfer mit ihren Feldern aufgenommen werden, und ich will es ihnen gar nicht zum Fehler anrechnen, daß sie diese unnatürliche Abtheilungen gemacht haben. Ich empfinde einen ängstenden Schauer, wenn ich an ihr Schicksal denke, ob ich auch nur einen kleinen Theil ihres Elendes in der Zeit des letzteren Krieges erduldet habe, und um deswillen sollen sie immer mein Mitleiden und meine Vergebung haben. Aber warum wir nicht schon lange dieses traurige Andenken zu vernichten suchten, oder warum wir es wenigstens jetzt nicht thun, nun wir uns so vieler Verbesserungen der väterlichen

Einrichtungen rühmen wollen? Das wage ich nicht zu entscheiden. Betrübt ist es, daß der Landwirth auf das natürliche Gebiete seines Nachbars gehen muß, wenn er auf seinem Acker arbeiten will, daß beyde sich täglich begegnen, und daß man nichts anders zum Troste thun kann, als daß man glauben muß, daß sie beyde aus Höflichkeit und gegenseitiger Dienstbegierde darinn eines worden, keiner sein eigenes, sondern des andern Feld zuzurichten. Warlich, dieser Trost ist betrübt, denn die Welt weiß es, daß die Dienstfertigkeit und Höflichkeit, gar nicht unsere Lieblingstugenden seyn, und überdem würde sie uns den Vorwurf machen, daß wir sie vielleicht nirgends sonst ausüben könnten, als da, wo sie übel angebracht wären.

Ueberhaupt, man mag die Eintheilung in Winter- Sommer- und Brachfeld auf einer Seite besehen, auf welcher man will, so ist sie dem möglichen Wachsthume und dem gewissen Flore der Landwirthschaft durchaus entgegen, so viele Wahrscheinlichkeit sie auch für sich hat, daß sie nur zu ihrem Besten getroffen worden. Man sagt zum Exempel, daß man gewiß mit Verstande wirthschafte, wenn man zwey Drittel des Landes zu allen Zeiten nütze, und sogar vom letzten Drittel sein Vieh unterhalte, in der Zeit, als man es zu einem neuen zwiefachen Vortheile zubereitet. Aber wie vortreflich werden denn diese zwey Drittheile genutzt? Vielleicht bey den meisten Wirthschaften, im Durchschnitte angenommen, kaum zum vierten Korne, und was es mit der Unterhaltung des Viehes, auf der Brache für Bewandniß habe, das können wir doch wohl, wenn wir unpartheyisch seyn wollen, das können wir nicht

ohne

ohne Mitleiden gegen die armen hungrigen Thiere, und nicht ohne Unwillen gegen die ganze liebe Einrichtung ansehen.

Ich weiß es nicht, was ich für Beklemmung meines Herzens sagen soll, wenn man mich auf Ehre versichert, daß in Jülich, in Braband, und in mehreren Ländern, sechzehn Korn eine mittelmäßige Erndte sey, die man deswegen nach dem Ausdrucke des Herrn von Eckhart zum Regulatif, bey Pachtungen und bey Käufen mache, und ich bin für Kummer halb des Todes, wenn mir die ernsthaftesten Engländer erzählen, daß sie es gar nicht der Mühe werth halten würden, mit so vieler Sorge zu arbeiten, als bey der Landwirthschaft geschehen müßte, wenn nicht ihr Acker wenigstens dreyßigfältige Frucht tragen könne. Guter Gott! seufze ich, wenn ich wieder zu mir selbst zu kommen anfange, und ich lebe mit allen meinen Landsleuten auf einem so armen magern Erdstriche!

Aber gesetzt nun, daß man uns die Vorwürfe machte, wie wir uns mit Unrecht über ein undankbares Land beschweren, was werden wir antworten wollen? Werden wir es gestehen, daß unser Armuth, wenn das Land nicht Schuld hat, auf unsere Rechnung komme, und daß es uns entweder an Einsicht, oder an Fleiß, oder wohl gar an beyden fehlen müßte. Ich will gar nicht so kühn seyn, dem Urtheile anderer vorzugreiffen, und noch viel weniger will ich es wagen, meine Meynungen für die Meynungen des ganzen Volks zu halten, unter dem ich nur einer von den Kleinen bin; aber das will ich wagen, meine Gedanken zu eröffnen, und sie der

Prüfung verständigerer zu übergeben, als ich zu seyn, die Ehre habe.

Wahr ist es doch, daß es nicht auf die Größe, sondern auf die Güte eines Ackers hauptsächlich ankommt. Einem jeden vernünftigen Wirthe muß ein Morgen, der acht Korn trägt, noch einmal so lieb seyn, als zweene Morgen, die ihm nur das vierte geben. Er hat ja um vieles am Saamen, an der Arbeit, und an Kosten gespart, und doch den Gewinnst erhalten, den er von dem größeren Lande hoffen konnte. Man rechne nun von dem einen Theile auf das Ganze, wie man das hier würklich thun kann, und man urtheile von der Lage der Sache, wie sie in unserem Vaterlande ist. Wir sehen es in allen Tagen, daß die Besitzer kleiner Landgüter besser dran sind, und eher reich werden, als die Eigenthümer weitläuftiger Wirthschaften, und wüßten wir den Ertrag eines jeden Ackers, so würden wir finden, daß die Größe unserer Güter der erste Grund unserer Dürftigkeit sey.

So dachten schon die alten Römer von ihrem Lande. Das Lyciniſche Gesetze gestattete deswegen keinem Landwirthe mehr als sieben Morgen, und so lange dieses Feldgesetz galt, so lange lebte Italien im Ueberflusse. Aber kaum verlohr es seine Kraft, durch den unverständigen Geiz des Adels, der durchaus Herr von großen Strichen Landes seyn wollte, so wurde die Fruchtbarkeit des Landes geringer, und Columella und Plinius, zweene der klügsten Wirthe, die die vorige Zeit gehabt hat, versichern, daß von da an, die Römer am Volke und an Mitteln, zu seinem Unterhalte, arm geworden

sey.

sey. Das konnte auch nicht anders seyn, denn ein grosser Strich Landes, sagt der erstere von diesen beyden Schriftstellern, der nicht gut bestellt wird, (und welcher kann denn gut bestellt werden?) der bringt gewiß weniger ein, als ein kleiner Fleck, auf den die gehörige Arbeit verwendet worden. Die Römer hätten also das Exiguum colito! diese weise Regel des Virgils, die er eben aus dem Lyciniſchen Gesetze genommen hatte, die Regel: Baue wenig Land, hätten ja die Römer nicht aus der Acht lassen, sondern wie ihre Vorfahren, mit so großer Weisheit, und so vielem Vortheile thaten, oft ackern, und wenig säen sollen. Man berechne nun nach diesem Masstabe unsere gewöhnliche Güter, ob nicht der kleinste Bauer, nach dem Verhältnisse der römischen Güter zu viel Land habe, das ihn darum dürftig machen müßte, weil er es, seiner Größe wegen, nicht erforderlich zurichten kann. Und was werden wir zu den Gütern sagen wollen, die auf eine Saat sieben und wohl mehrere hundert Scheffel erfordern, und die also in ihren drey Feldern, zwey tausend Morgen, und darüber im Bezirke fassen? Werden wir nicht, wenn wir ehrliche Patrioten sind, über den Verlust so vieler Familien seufzen, die im Ueberflusse leben könnten, wenn dieses Land unter sie getheilt wäre? Und werden wir nicht, wenn wir den wahren Zustand dieser ungeheuren Güter, die Düngung, die sie erhalten, die Arbeit, die auf sie verwendet wird, und den Ertrag erforschen, den sie insgemein geben, werden wir nicht, wenn wir sie gegen den Ertrag kleiner und mehr gepflegter Güter berechnen, zugestehen müssen, daß wohl nicht das Land Schuld habe, daß wir so armselig erndten. Und hier

kann

kann ich nicht anders, ich muß einem Gedanken freyen Lauf lassen, den ich bis jetzt noch immer zurückzuhalten gesucht habe, weil er doch wohl manchem Landwirthe in seinem Aufzuge anstößig seyn könnte.

Es ist, so dünkt mir, ein schädliches Vorurtheil, lieber große als kleine Güter haben wollen. Die Landwirthe sollten das Gegentheil verlangen. Und sie würden es suchen, wenn sie mehrere Aufmerksamkeit auf den Nutzen oder Schaden verwendeten, den ihnen ihre entlegene Aecker bringen, und überhaupt genauere Rücksicht auf die wahre Güte des Landes, insbesondre auf die Vortheile hätten, die ein nahes Stück, das gemeiniglich besser als die entferntern bearbeitet, und gepflegt wird, darreicht. Sie alle würden es merken, daß ihnen ihre Güter, ihrer Größe wegen, zur Last und zum Schaden werden. Die Edelleute würden aus den Aeckern, die von ihrem Wohnsitze entfernt sind, und die durchaus nicht ohne Vernachläßigung der andern gehörig zugerichtet werden können, Bauergüter machen; und die gegenwärtigen Bauern würden ihre Felder, die oft eine Viertelmeile, und darüber vom Dorfe abliegen, und die sie entweder lede lassen, oder kaum zum zweyten Korn nutzen, die würden sie gern Leuten übergeben, die sie anbauen, und in neue Güter verwandeln wollten. O! und wenn das geschehen sollte, denn würde wohl noch aus Schlesien ein Braband, ein Jülich, ein England, oder vielleicht gar ein China, das eben so viel seiner Fruchtbarkeit, als der unglaublichen Menge seiner Einwohner wegen berühmt ist, da es jetzt leider von diesen armen Schlesien mit Wahrheit heißet, was in den neusten Morgengedanken von dem vornehmsten

Schriftsteller gesagt wird: Daß der dritte Theil nicht bevölkert sey, und ein dritter Theil nicht gebauet werde.

Es ist gar nicht zu fürchten, daß zu diesen neugeschaffenen Gütern keine Käufer kommen würden. Freylich ist das Land, im Ganzen betrachtet, arm an Volke, aber man sorge nur für kleine Wirthschaften, man hebe die Schwierigkeiten auf, die jetzt so oft denen gemacht worden, die sich verheyrathen wollen, und man befreye die Bauern von einer gemißbrauchten Unterthänigkeit, die einem beträchtlichen Theile des menschlichen Geschlechts zur unerträglichen Last wird, und denen, die sie mit so vieler Härte fordern, so wenig nutzet, so wenig sie ihrem Verstande und ihrem Herzen Ehre macht. Man vernichte nur also diese, und alle übrige Hindernisse der Bevölkerung und des Flores des Landes, und ich will meinen Kopf zum Pfande setzen, daß sich eher Käufer zu kleinen Wirthschaften finden würden, als bis jetzt geschehen seyn mag, da man durch die vielen Dienste und andere Unbilligkeiten so viele abschreckt.

Mein Glaube in diesem wichtigen Puncte, gründet sich auf die Geschichte, und auf die Empfindungen des menschlichen Herzens. In allen Zeiten hat man nirgendwo Kauflüstige gefunden, die die Sclaverey haben an sich handeln wollen, wenn sie es nicht haben gezwungen thun müssen, und überall in der Türkey und in England, ist das Gefühl für die Freyheit im Grunde einerley, so verschieden auch das Schicksal dieser beyden Nationen ist. Ich erinnere mich eines neuerichen Beyspiels, wie verdrüßlich auch dem ärmsten

und

und niedrigsten Menschen die Sclaverey sey, und wie er doch immer lieber vor dieser das kärglichste und elendeste Leben wähle, wenn er es nur ohne Zwang geniessen kann. Dännemark setzte vor wenigen Jahren, nach dem Vorschlage des Herrn von Justi, eines sehr grossen Wirthschaftsverständigen, Colonisten in Jütland an. Es kamen ihrer aus der Pfalz, die leider für viele ein verhaßtes Vaterland werden muß, nun die Regenten, den größten Theil ihrer Unterthanen, als Stiefkinder ansehen, aus dieser traurigen Pfalz, und anderwärts her, kamen ihrer in Menge. Aber bald darauf, mir deucht, es war 1764., erschien in den Altonauer Zeitungen, eine lange große Vertheidigung, die das Publicum versichern wollte, daß dem Jütländischen Adel mit Unrecht der Vorwurf gemacht würde, daß er die neu angekommenen Familien seinem Joche unterziehen wollen. Die Colonisten klagten darüber, und sie liessen sich durch nichts in einem Lande halten, in dem sie eine ärgerliche Dienstbarkeit fürchteten. Es kann seyn, daß es auf der Seite dieser Leute, eine ungegründete Furcht war, und ich glaube, sie war es, denn ich habe zu viel Hochachtung für ein öffentliches Zeugniß, das zumal das Siegel der Obern an seiner Stirne trägt, als daß ich es nicht für aufrichtig halten sollte. Aber konnte nicht bey den Pfälzern diese Furcht, durch das klägliche Schicksal der jütländischen Bauern entstanden seyn, die, wie bekannt, unter schweren Frohndiensten seufzen, und die jene täglich vor Augen hatten? Herr von Justi hatte bereits dem Adel gerathen, daß er dieses heßliche Schreckbild wegnehmen müßte, wenn er anders seine Wüsteneyen bevölkert wissen wollte, aber

er hatte, wie er sich selbst darüber beschwert, für seinen guten Rath keinen andern Dank, als insgemein der Patriote hat, der ein Wespennest zerstören will. Er muß entweichen, wenn er nicht will häßlich gestochen werden. Ich fürchte nicht sein Verhängniß, denn Gottlob! der Adel meines Vaterlandes denkt zu groß und zu menschenfreundlich, als daß er in der Tyranney seine Ehre suchen, und sie, wider die nothwendigen Anfälle des gutgemeinten Patriotismus, mit Ungerechtigkeiten verfechten wollte, überdem ist die Dienstbarkeit seiner Unterthanen gar nicht das unerträgliche Joch, das es vielleicht anderwärts seyn mag. Indessen Joch ist es deswegen doch immer ein schweres lästiges Joch, und das, wenn ich es aufrichtig sagen darf, dem Herrn so wenig Nutzen bringt, so wenig es der Unterthan mit Freuden trägt. Das könnten uns die täglichen Erfahrungen lehren, wenn wir aufmerksam seyn wollten. Denn wir sehen es oft genug, wie schwer es hält, Besitzer zu Stellen oder Gütern zu bekommen, von denen die Frohndienste, wenn sie auch gemessen sind, durchaus geleistet werden müssen; da es im Gegentheile gar keine Mühe kostet, Käufer zu den Wirthschaften zu finden, bey denen die Robotten in Geldzinß verwandelt worden. Diese Scheinfreyheit macht es schon, daß solche Güter noch einmal so hoch bezahlt werden, als jene, und wenn sie auch sonst viel geringer sind. Die sogenannten Freygüter lehren uns dieses alles noch augenscheinlicher. So viel auch die Laudemien betragen, die bey dem Kauf entrichtet werden müssen, und so groß auch noch auf manchem der jährliche Zins ist, so sind doch immer Liebhaber in Menge da, die es haben wollen,

len, und es ist gar nicht zu befürchten, daß es werde leer stehen bleiben, da es bey einem robothsamen Gute ganz leicht geschehen kann. Und im vollen Ernste gesprochen, man muß wenig von dem Nutzen und Schaden der Landwirthschaft wissen, wenn man glaubt, daß die Unterthänigkeit, mit allen ihren traurigen Frohndiensten, denen viel zu statten komme, die sie erhalten. Sie sind ihnen wahrhaftig im Grunde so wenig nützlich, als sie gewiß denen schädlich sind, die sie leisten müssen. Zum Theil sagt es schon der geringe Anschlag, mit dem sie insgemein berechnet werden, denn ein elendes Pferd wird mehr kosten, und sein Dienst höher geschätzt werden, als der Kauf des Unterthanen, und der Werth aller seiner Arbeiter beträgt, oder sein tägliches Joch gerechnet wird, und jeder vernünftiger Landwirth, der die Sache gehörig überlegt hat, wird es zugeben, daß es öconomisch und moralisch betrachtet, viel vortheilhafter seyn würde, wenn man die Frohndienste am Gelde, oder an Früchten bezahlt nehmen wollte. Also auch dünkt mir, und das sey das Resultat von meiner langen Ausschweifung, daß es jeder vernünftiger Landwirth zugestehen werde, daß, so gewiß nützlich es sey, wenn unsere Güter vervielfältiget würden, und wenn wir insbesondere mit den entlegenen, und jetzt immer vernachläßigten Feldern den Anfang machten; daß es eben so gewiß ohne unüberwindliche Schwierigkeiten, und vielleicht gar mit weniger Mühe, als wir befürchten, angehen würde, wenn wir die gemeinen Hindernisse, wie wir ohnedem verbunden sind, aufheben, und denn nicht selbst neue dem glücklichen Erfolg entgegen stellen wollten.

Ich könnte hier mit gutem Anstande dieses Capitel schließen, aber ich habe noch einen Anschlag auf meinem schriftstellerischen Herzen, und ich halte mich so gar als Patriot in meinem Gewissen verbunden, ihn zu eröffnen, denn ich muß besorgen, daß mein erst gegebener Rath, nicht so bald von denen ausgeführet werden dürfte, die es am leichtesten thun könnten, und wohl gar aus Pflicht thun sollten: und daß andere, die vielleicht den Willen haben, über den Mangel erforderlicher Kräfte klagen werden. Dieser Vorschlag, von dem ich jetzt reden will, kommt darauf an, daß man auch allenfalls, bey einer andern Eintheilung der Felder, das Land besser nutzen könne, als bey der bisher noch üblichen, insgemein geschieht, wenn man sie auch ja noch alle selbst bearbeiten wollte. Die Fehler, die bey der letztern getadelt werden müssen, haben wir zum Theil entdeckt, aber ich sehe mich genöthiget, noch einige andere erinnerlich zu machen, um dadurch im voraus dem Wirthschaftsverständigen ein gutes Vorurtheil, von meiner aufrichtigen Gesinnung, beyzubringen.

Wer kann es läugnen, daß es nothwendig, und immer besser gethan seyn würde, wenn wir unsere Aecker mehr düngen, und öfterer bearbeiten könnten; wenn wir mehr Vieh, oder das gegenwärtige nur reichlicher zu unterhalten im Stande wären, und wenn wir weniger Getreideland hätten, das unsern Fleiß erfordert, oder diesen zu rechter Zeit und ungestört, und wie es seyn soll, geben könnten? Wie die Sache jetzt in unserm Vaterlande ist, so ist dieses alles unmöglich. Denn wollen wir nicht zu gekünstelten Düngungen, un-

sere Zuflucht nehmen, die uns oft so viel kosten, als der Nutzen ist, den wir von ihnen erwarten: so werden wir niemals es so weit bringen, daß wir unsere Brache sättigen; und wollen wir nicht unser Vieh hungern lassen, so müssen wir immerfort, zum Schaden unserer künftigen Erndte, den Acker spät und saumselig zubereiten, der unsere Hauptfrüchte tragen soll. Diese Uebel, die ich nur so obenhin, und nur im Vorbeygehen, betrachte, und leicht noch heßlicher zeichnen könnte, wenn ich sie alle, und einzeln, in ihrer wahren Gestalt, und in ihren traurigen Folgen vorstellen wollte; diese Uebel müssen es uns doch sagen, daß es durchaus rathsam sey, auf eine andere Eintheilung des Landes zu denken, die ihnen abhilft. Und nun ist es Zeit, meinen Vorschlag auszukramen, der nichts geringers, als dieses alles zur Absicht hat.

Aber eben jetzt fällt mir eine Geschichte ein, die so natürlich hieher gehört, und die überdem, nach meiner Meynung, so ergötzend ist, daß ich sie durchaus zuvor erzählen muß, da ich sie zumal sonst nirgendwo so bequem anzubringen wüste. Hier ist diese Geschichte.

Vor ohngefähr zwey hundert Jahren, eignete ein gewisser Camillo Tarello de Lonato, dem Rathe zu Venedig, Anmerkungen über den Ackerbau zu, die er herausgab. Er versicherte in ihnen, daß man nur den vierten Theil des Landes besäen dürfe, und daß man dem ohnerachtet noch einmal so viel erndten werde, als man bisher auf dem ganzen Lande erhalten habe. Und noch sollte man auch auf jeden Morgen ein Drittheil Saamen weniger ausstreuen, als bisher geschehen.

Sein paradoxer Satz gründete sich ohne Zweifel auf den Ausspruch des Columella, den wir schon angezeigt haben, und den wir jetzt der lieben Gelehrsamkeit zu Gefallen im Grundtexte beyfügen *). Indessen, ob er auch nicht seine Erfindung war, so gefiel er doch dem Venetianischen Rathe, der nach aller Leute Geständniß, die ihn kennen, und so gar nach dem Zeugnisse des Marquis d'Argens, der sonst ungerne jemanden anders lobt, der nicht, wie er, ein Franzose ist, der also ausserordentlich weise seyn soll, und Tarello erhielt für sich und seine Erben, das ergiebige Privilegium, daß die alle, die seine Vorschläge bey ihrem Feldbau nutzen würden, ihm vom Winterfelde vier, und vom Sommerfelde zwey Marchetti geben mußten. Der Ernst des Raths, gieng in dieser Sache so weit, daß alle Verächter der neuen Vorschrift ihrer ganzen Erndte verlustig erklärt wurden. Diese Strafe fiel nun zwar nicht dem Tarello anheim, denn der Rath zog sie, zum Behuf seines Arsenals, zu andern Nothwendigkeiten des Staats, und wie alle christliche Obrigkeiten zu thun gewohnt sind, auch zum Theil für sich ein, indessen mochte doch das Don gratuit, daß der Projectmacher empfieng, schon etwas bedeuten, ob ich gleich, da ich keinen Italiäner bey der Hand habe, nicht eigentlich weiß, was ein Marchetti nach unserm schweren Current gilt, und ich auch die Register über seine Einnahme nicht gesehen habe. Vielleicht reizte dieses Glück in

*) Columella L. I. c. 2. Non dubium est, quod minus reddat laxus ager, non recte cultus, quam angustus eximie.

in unsern Tagen den bekannten Herrn Krätschmer, und seinen Waffenträger, den Herrn Herzog, daß sie gleiche Vorschläge thaten, und vielleicht kann ich meinen Einfall, mit mehrerer Wahrscheinlichkeit behaupten, als Herr von Justi den seinen, wenn er diese guten Leute beschuldiget, daß sie ihre Ackerräthsel einem alten sächsischen Landwirthe gestohlen hätten. Das haben sie, meinem Dünken nach, so wenig gethan, als ich es thue, aber dem ohnerachtet bekamen sie, so viel ich weiß, keine Marchetti ausgezahlt, und also habe ich auch keine zu hoffen. Mag es doch! Ich will deswegen doch das Geheimniß des Tarello entdecken, und auch mein eigenes, und ich will mich für überflüßig belohnt halten, wenn ich nur einen Landwirth reizen kann, daß er meine Vorschläge ausführt. Mit wenigen Worten gesagt: Das Räthsel des Tarello bestand darinnen, daß der Dünger, und die Arbeit, die man sonst dem ganzen Lande gegeben, jetzt nur auf den vierten Theil verwendet werden solle, und daß, da er dadurch ausserordentlich geil und mürbe werden würde, wenigstens der dritte Theil weniger ausgesäet werden dürfe, als man vorher gethan habe. Die übrigen drey Viertheile sollten zu Gras genutzt werden. Mein Geheimniß ist beynahe das nämliche, nur muß ich es verständlicher machen.

Die neuen Verbesserungen, die die Engländer, die Franzosen, die Hollsteiner, die Mecklenburger, und so gar die Schweden im Ackerbau gemacht haben, und die in der That von grosser Bedeutung sind, diese gründen sich alle darauf, daß der Landwirth nur so viel Feld mit Getreidefrüchten nützen dürfe, als er gehörig zuzurichten, im Stande sey. Daher kommt es auch, daß

alle diese Nationen, so verschieden sie auch sonst in der Zubereitung des Landes sind, darinnen doch überein kommen, daß sie einen großen Theil desselben zu Grase widmen. Aber eben dadurch übertreffen sie auch alle andre Völker, die nicht mit ihnen gleiche Absicht haben, und sie werden von Jahr zu Jahr ihres Getreidebaues, und ihrer Viehzucht wegen berühmter und glücklicher. Die Engländer sind unstreitig unter ihnen die Meister, und man sollte sie daher insbesondere zu seinen Lehrern wählen, wenn man lernen wollte, mit Verstande und mit Nutzen wirthschaften. Aber ich kann sie doch nicht Anfängern empfehlen, Denn so wenig die Doctors auf den hohen Schulen für uns sind, wenn man noch elementarisch mit uns verfahren muß, und wir nun schon der Ordnung und der Nothwendigkeit wegen, zuvor bey den Lehrern in den niedern Schulen Unterricht und Vorbereitung zu den großen Künsten holen müssen, die uns jene zeigen, so wenig werden wir auch in der Abänderung unserer gewohnten Landwirthschaft so bald die engländischen Doctors zu unsern Mustern annehmen dürfen, und es wird schon klüger seyn, wenn wir die Conrectors aus Mecklenburg und Hollstein zuerst um Rath fragen, die uns nicht so schwere Aufgaben vorlegen, sondern sich mehr nach unsern Fähigkeiten richten werden, als jene thun. Freylich wohl wäre es rühmlicher für uns, wenn wir unsere Verbesserungen mit dem Patullo in der Hand anfangen könnten. Aber wenn auch der deutsche Kopf dazu tauglich wäre, so ist es doch vielleicht nicht jeder deutsche Beutel: denen also nur, die diese beyde unentbehrliche Geschicklichkeiten haben, rathe ich an, des Patullo Essai sur l'amelioration

tion des Terres, oder, wenn sie es lieber wollen, die Uebersetzung in unserer Muttersprache zu kaufen, die unter dem Titel erschienen ist: Anweisung zur Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht, und ich rathe ihnen, ja den Vorschlägen zu folgen, die in ihm gegeben worden. Wir andern werden uns noch vor der Hand auf einem Hollsteinischen oder Mecklenburgischen Gymnasium, eine Zeitlang aufhalten müssen, und wo Gott will! jenen auch nachkommen.

Die Hollsteiner, so wie die Mecklenburger, theilen ihr Land in Koppeln oder Schläge, doch nicht überall einerley, sondern nach dem Gutbefinden des Wirths hier in sieben, dort in neun, auch wohl in eilf, und in dreyzehn Koppeln. So verschieden das auch zu seyn scheint, so wenig Veränderung macht es im Ganzen, und ich glaube, daß die Lage und wahre Beschaffenheit der Felder, an einigen Orten mehrere, an andern wieder wenigere einzelne Theile mag verursacht haben. Bey allen diesen Einrichtungen werden einige Koppeln oder Schläge zu Gras bestimmt, und die noch übrigen, wenn sie als ein Ganzes betrachtet würden, etwan zu einem Drittel auf Winter- und zu zwey Drittel auf Sommergetreyde gerechnet. In jedem Jahre ist also nur immer ein kleines Feld zur Winterung vorzubereiten, und wie gut das gedüngt, wie wohl es gepflegt werden könne, das kann uns leicht der vortrefliche Viehstand, den diese Leute haben, und etwas Aufmerksamkeit auf die eigentliche Größe des sogenannten Winterschlages versichern, der insgemein nur zwey eilftel Theile beträgt. Ich würde mich in eine umständliche Erzählung dieser Art zu wirthschaften, einlassen, wenn

sie

sie nicht bereits in den schlesischen öconomischen Sammlungen vorgetragen wäre, die ja, so viel ich weiß, in jedermanns Händen sind; ich will also nur noch dieses beyfügen, daß für so annehmungswerth ich sie auch halte, und so gewiß ich sie auch jedem anrathen würde, daß ich doch noch dieses an ihr tadle, daß es der Natur überlassen wird, auf den Weidekoppeln für Gras zu sorgen. Ich weiß zwar nicht die eigentliche Beschaffenheit dieser Länder, aber es sey auch darum, daß sie grasartig sind, so kann ich es doch nicht gut heissen, daß man das Getreideland zur Haide werden lässet. Und die wird es doch, wie ich aus den Bekenntnissen solcher Wirthe schließen muß, die uns versichern, daß sie selten mehr, als vierzehn Koppeln nehmen konnten, weil sie die Weideschläge nicht länger als sechs Jahr in diesem Zustande lassen dürften, indem sie sonst mit Moos und Binsen zu stark und zu ärgerlich für die Bracharbeit überwachsen würden. Es ist also, deucht mir, sehr zu bedauern, daß diese große Wirthschaftsverständige, die sonst gewiß unsere Nachahmung verdienen, nicht ihre sogenannte Dreschbrache, oder ihre Weidekoppeln, mit Klee, Luzerne, oder andere Grassaamen besäen, der tiefe Wurzeln schlägt, und dadurch schon das Land mürbe macht, zu geschweigen, daß von diesen Arten das Unkraut getilgt wird. Es würde auch hiermit der Kummer gehoben, der bey denen entstehen muß, die auf hohen sandigen Feldern, nach dieser Weise wirthschaften wollen. Für diese hat die Natur wenig Vorrath an Grase, aber die Kunst wohl, denn wir haben Graspflanzen, die auf den trockensten Hügeln vortreflich gedeyen, wie ich in dem Kapitel vom Grasbau

bau zeigen werde. Ich würde also, wenn es auf mich ankäme, mein Feld einzutheilen, wie das leider nicht ist, da ich es in zerstreuten Stücken, unter einer ganzen Menge Bauren besitze, die alle Neuerungen tödtlich hassen, ich würde bey der Einrichtung alle meine Weideschläge zu künstlichen Wiesen bestimmen, und es aus den Erfahrungen der Engländer und Franzosen gewiß seyn, daß ich die beste Art gewählt hätte. Ueberhaupt, und daß ich nun mit einmal meinen versprochenen Vorschlag kund thue, ich würde mein Land in sechs Felder abmessen, den einen Theil zu Winter- und zwey Theile zu Sommerfrüchten bestimmen, drey Theile aber, und die ganze Hälfte des Landes, mit Grase nutzen. Die Ursachen dieses Verfahrens, sind folgende: Einmal ist es gewiß nicht schwer, drey Theile in sechs zu schneiden, und darauf deucht mir, muß jeder Landwirth Acht haben, daß er die leichteste Art sie auszuführen wähle. Die Natur unserer alten Einrichtung will es, daß wir von drey auf zwey gehen, wenn wir sie anders formen wollen, und vielleicht hieß die Mecklenburger ihre vorige Weise fünf, sieben, neun, eilf, und so fort, in ungleichen Schritten zu steigen. Doch ist es deswegen nicht durchaus nothwendig nur sechs Abtheilungen, und nicht neun, oder noch mehrere anzunehmen. Mir gefallen die erstern um deswillen, weil ich es der gegenwärtigen Güte unsers Landes nicht zutraue, länger als sechs Jahr seine Früchte zu nähren, und weil ich nicht gerne in der Zwischenzeit, wie die Hollsteiner thun, ein anders, als das Winterfeld bedüngen wollte, um dieses zuvor in vortreflichen Stand zu setzen. Mit der Zeit würde sich freylich die Sache ändern, der vergrösserte

Vieh-

Viehstand, und die haushälterische Kunst, den Mist zu vermehren, die wir in der Folge beschreiben werden, und die ja beybehalten werden muß, würden uns Reichthum am Dünger verschaffen, der für einen Theil zu groß wäre. Aber denn können wir immer noch das zweyte Sommerfeld, welches das dritte den Jahren nach ist, mit ihm versorgen, mit Gewächsen nützen, die geiles Land lieben, und denn eine destomehr gesegnete Erndte vom Klee erwarten, ohne deswegen gleich zu einer Abtheilung in mehrere Felder zu greifen. Ueberdem scheint meine Eintheilung in sechs Felder deswegen die schicklichste zu seyn, weil sie die Grasschläge drey Jahr in dieser Gestalt lässet, und diese Zeit ist, so viel ich aus meiner eignen Erfahrungen gelernt habe, zum nutzbarsten Wuchse des Klees nothwendig. Eine kürzere bringt uns um eine Erndte, aber eine längere wird unsere Hoffnung betrügen. Die Figur meiner Einrichtung würde also durch sechs Jahre diese seyn:

1771	Winterf.	Soñerf.	Soñerf.	Kleef.	Kleef.	Kleef.
1772	Soñerf.	Soñerf.	Kleef.	Kleef.	Kleef.	Winterf.
1773	Soñerf.	Kleef.	Kleef.	Kleef.	Winterf.	Soñerf.
1774	Kleef.	Kleef.	Kleef.	Winterf.	Soñerf.	Soñerf.
1775	Kleef.	Kleef.	Winterf.	Soñerf.	Soñerf.	Kleef.
1776	Kleef.	Winterf.	Soñerf.	Soñerf.	Kleef.	Kleef.

Und nun überrede ich mich, daß ich nichts mehr zu ihrer Erläuterung sagen dürfe. Auch sie anzupreisen, will ich nichts hinzusetzen, denn vernünftige Landwirthe werden ohnedem schon die grossen Vortheile einsehen, die natürlich aus ihr entstehen, und es denen andern zu versichern, daß sie doch mehr erndten würden, als bis jetzt

geschehen, ob sie gleich weniger aussäen, daß ihr Viehstand, und mit diesem ihre ganze Wirthschaft sich augenscheinlich, und von Jahr zu Jahr verbessern müßte, und daß sie dem ohnerachtet alles leichter, alles mit weniger Beschwerlichkeit und Arbeit behandeln könnten, als sie nur zu thun gezwungen werden, das würde doch umsonst doch surdis fabula erzählt seyn. Ueberdem muß ich in der Folge, an diese meine Lieblingsidee zuweilen denken, und in mehr als einem Capitel zeigen, wie nützlich sie angewendet werden könne. Bis dahin bitte ich also alle die von meinen Lesern um Geduld, die sie gerne durch Reizungen, oder einen nähern Unterricht bekräftiget wissen möchten, und auch die werde ich denn zu befriedigen suchen, die mich vielleicht jetzt gerne fragen möchten, was wir mit unsern bisherigen Wiesen anfangen sollen, wenn wir so gar die Hälfte des Landes dazu machen.

Dritter Abschnitt.

Von der Zurichtung und Bestellung des Landes.

So klein und uneingeschränkt auch meine Kenntniß von der Beschaffenheit meines Vaterlandes seyn mag, so weiß ich es doch, daß es hier und da Moräste, Haiden und Leden hat, die ein vernünftiger Fleiß zu dem besten Getreidelande machen könnte. Ob uns Vorurtheile, oder andere Hindernisse, an denen wir keine Schuld haben, bis jetzt noch abhalten, Versuche anzustellen, die uns Ehre und Geld bringen würden? Das

mögen

mögen die entscheiden, die es wissen. Ich zum wenigsten verstehe es nicht, woher es kommt, daß in Oberschlesien eine grössere Anzahl Wüsten, unbrauchbarer Wälder und Sümpfe gefunden wird, als in Niederschlesien, da dieser Theil des Landes in Ansehung des Himmelstrichs vieles voraus zu haben scheint, und ich mag mich auch nicht gerne in Untersuchungen einlassen, die vielleicht meinen Landsleuten zum Vorwurf gereichen würden. Aller meiner Vermuthung nach, würde das gewiß geschehen, da der Leebschützer, und etwan noch einer oder der andere Creiß, der sich so merkwürdig von den übrigen unterscheidet, diesen den Verdacht zuziehet, daß Unwissenheit, Eigensinn, oder Gemächlichkeit die Grundursachen von der Armuth sind, die man an so vielen Orten an bebauten Stücken und am Volke sieht. Würde dieser ärgerliche Zustand nicht in Schlesien gefunden, so hätte ich gar nicht nöthig, wenn ich von der Zurichtung des Landes reden wollte, auch zugleich vor der Art zu reden, wie man Wüsteneyen in Getreideland verwandeln könne. Und wollte der gute Himmel, daß ich dieser verdrüßlichen Mühe überhoben wäre!

Am wenigstens den Trost zu haben, daß ich sie nicht eher, als nur denn vornehme, wenn ich dazu genöthiget werde, so will ich zunächst von der Bestellung der Felder handeln, die bereits Getreideland sind, und denn erst von diesen ärgerlichen Flecken, die mir von Jugend auf, zum Anstoß geworden sind, so groß auch die Hochachtung ist, die ich für die Grafen und Freyherren hege, die sie besitzen.

Erster Absatz.

Von der Zurichtung und Bestellung des Getreidelandes.

Ich habe viel zu sagen, wenn ich dem allen nachkommen will, was die Aufschrift verlangt. Und würde es mir der Leser vergeben, wenn ich nicht für sein Geld, wenigstens nach dem Maße meiner Kräfte, dem Genugthuung zu leisten suchte, dessen ich mich anheischig mache? Zum guten Glücke ist mir doch wohl diese Einschränkung eingefallen. Denn so viel Beruf ich auch zum öconomischen Schriftsteller habe, da ich von einem mächtigen Freunde, und so gar vom Verleger, aller meiner Einwendungen und Ausflüchte ohnerachtet, dazu genöthiget werde, so weiß ich es doch, daß man mir Nachsicht schenken muß, wenn man mit meiner Arbeit zufrieden seyn will, und daß ich mich also gar nicht mit dem jetzigen Lordmajor zu London, dem Herrn Beckford, vergleichen dürfe, der wie ich zu seiner neuen Würde gezwungen wird. Diese Nachsicht hoffe ich, da ich es weiß, daß wohl gar gelehrte Leute pudeln, und ich täglich in den kritischen Schriften gewahr werde, wie leicht es sey, in der Ordnung und Ausarbeitung der Sachen zu fehlen, die man für das Publicum macht. Wie froh bin ich, daß ich das weiß, denn nun gefällt mir so gleich die erste beste Ordnung, die mir in den Sinn kommt, und ich habe sonst keinen Kummer, als wie ich sie ausführen soll. Und wie mir jetzt dünkt, so ist dieser Kummer klein, da es keinem Koche schwer werden kann, zu einem alten Gerüchte, eine neue Brü-

he zu finden, wenn er zumal irgendwo in einer französischen Küche gewesen ist. Ich werde also, ohne mich weiter zu besinnen, zuerst davon reden, wie die Felder bearbeitet werden sollen, die wir zu nutzen wünschen, und denn, wie man sie düngen und vom Unkraute reinigen müsse. Also:

Die erste Abtheilung.

Wenn, wie, durch welche Geräthe, und mit welchem Gespann, die Felder bestellt werden sollen.

Ich wünschte es schon, daß die öconomische Welt darüber eins wäre, wie man das Land zurichten müsse. Es würde denn jedem Schriftsteller von meinem Berufe leicht werden müssen, einige wenige Regeln herzusagen, die in diesem Falle zu beobachten sind. Aber leider! das Landwirthschaftliche Publicum hat zu allen Zeiten, und jetzt die fürchterlichsten Kriege mit sich selbst geführt, als es jemals, und noch die handwerksmäßige Gelehrsamkeit in allen Wissenschaften gethan hat, und noch thut. Von dem ersten deutschen Schöndenker an, etwan dem — wo anders meine Nachrichten wahr sind, bis zu den Klotzen, den Leßingen, und Härdern in unsern Tagen, hat es immer Streit gehabt, auf welche Art die Felder der schönen Wissenschaften bebaut werden sollen. Und noch sind die Leutchens nicht eines, so wenig als die Meister in den höhern Innungen der Theologie, der Weltweisheit, der Arzneykunst und Rechtsgelehrsamkeit,

samkeit, nicht gewesen sind, noch nicht sind, und künftig nicht seyn werden. So ist [illegible] in der Landwirthschaft, und insbesondere in der Lehrart, die Aecker zuzurichten, die Sache auch. Wenn ich eckhardtisirt wäre, so könnte ich allenfalls gut wegkommen, ich stünde von weitem, schrye wie mein Vordermann: Ländlich, sittlich! und ließe einen jeden bey seiner Weise. Aber wie mir dünkt, so wäre das wohl höflich, doch nicht aufrichtig gehandelt, und ich sehe es nun schon, daß ich mich in diesen Streit mischen muß, der seiner Dauer wegen noch ängstlicher ist, als der dreyßigjährige Krieg, und der für mich um desto gefährlicher werden kann, da ich mich entschließen muß, wider mein Vaterland zu kämpfen.

Man findet eben nicht viele Orte in Schlesien, wo tief und oft gepflügt wird, und noch seltener, wo die Zurichtung des Landes früh vorgenommen wird. Insgemein steht der Brachmonat in Absicht auf unser Vaterland, ohne alle Bedeutung, im Calender, und es hat so gar Gegenden, in denen die Strenge alter Feldgesetze einen jeden zur Strafe verurtheilt, der im Junius an die Bearbeitung der Brache gedenken will. Die Vorschriften der Obrigkeit, haben zwar diese Unbilligkeit des Schlendrians vernichten sollen, denn wir haben Befehl dazu erhalten, wenigstens im Brachmonate anzufangen, den Acker zur Wintersaat zuzubereiten: Aber bey aller natürlichen Willigkeit zum Gehorsam, die meinen Landsleuten so eigen ist, haben nur wenige dieses kluge Gesetz befolgt. Und, ich wage es zu sagen, fast ist es ihnen unmöglich geblieben, es zu befolgen, da sie meistentheils nirgendwo sonst Weide für ihr Vieh ha-

ben, als auf der Brache, die sie deswegen leider so lange, und zum Theil wohl gar bis nach der Erndte unangerührt lassen müssen. So lange also keine andere Eintheilung der Felder zu Stande kommt, die unser Vieh versorgt, so lange wird es um die frühe Zubereitung des Saatfeldes noch immer knackschälig aussehen. Aber nöthig ist diese, wie jene. Denn wie wenige Vortheile unser Vieh von der Brache hat, das sagt die Erfahrung, und ich habe es mit ihr schon oben gesagt, und wie gut es gethan seyn würde, wenn wir unsere künftige Saatäcker recht sehr früh zuzurichten anfiengen, das könnten uns Versuche am Besten lehren, die uns die klügsten Landwirthe vorgelegt haben. Meiner Einsicht nach, sollten wir die Brache bereits im Herbste stürzen, so wie wir es zum Theil mit dem gewesenen Winterfelde thun, das wir im Frühjahre besäen wollen: denn nichts macht den Boden lockerer und artbarer, als der Winter durch seinen Frost und Schnee, und der Erfolg würde es uns versichern, daß es der vernünftigste und nützlichste Gebrauch sey. Auf gleiche Art sollten wir mit dem Lande verfahren, das künftig unser Sommerfeld wird. Nicht etwan nur zum Theil, wie ich so eben gesagt habe, daß es gewöhnlich sey, sondern ganz sollten wir es vor Winters umwenden, denn es ist ein betrübtes Vorurtheil, wenn wir den Haber für eine Frucht halten, die es uns nicht Dank wissen wird, wenn wir ihr zu Gefallen den Acker lockern. Und überhaupt ist es eine Erfindung der Trägheit, wenn wir uns überreden sollen, daß man das Land leicht zu mürbe machen, und dadurch der Gefahr aussetzen könne, bey einem trocknen Sommer zu dürre und brennend zu werden.

Man würde den Fall umgekehrt finden, wenn man Acht haben wollte, denn es überzeugen uns tägliche Beyspiele in unsern Gärten, daß das lockerste Land bey der Hitze das feuchteste bleibe, weil es allen Thau einsaugt, der in das feste nicht dringen kann, und von der Sonne so bald wieder aufgeleckt wird.

Nächstdem, daß wir alle unsere Aecker früh zu bestellen anfangen sollen, müssen wir auch noch bey unsern Feldarbeiten der Witterung wohl wahrnehmen. Tempore nec madido, nec nimis sicco, sollten wir nach der Anweisung des alten Casp. Suter, die er uns in seiner monatlichen Pflanzungslust gegeben hat, unser Land zurichten. Und der Mann hat in aller Absicht erwogen, vollkommen recht, so alt er auch ist. Denn bey trocknem Wetter einen harten Acker pflügen, würde für Menschen und Vieh, eine höchst beschwerliche und doch unnütze Arbeit seyn. Man kann ja unter diesen Umständen weder tief noch gerade pflügen, die Eisen werden bald stumpf, die Geschirre zerrissen, und am Ende wird vielleicht nichts sonst, als eine steife Unterlage verursacht, die Herr Leopold die Fuchsdiele nennt, und die dieser sonst erfahrne Feldbesteller gar nicht der Natur, sondern der Unvorsichtigkeit, und Faulheit der Ackersleute hätte zuschreiben sollen. Eben so wenig ist es auch thulich, im Kothe bey nassen Wetter zu arbeiten, und zumal im leimichten Lande, daß sich gewiß ungebrochen, in großen ungeheuren Schollen hinlegen wird, die hernach steinhart werden, durch nichts zu bändigen sind, und Mühe und Hoffnung vergeblich machen. Freylich wird es der Landmann nicht stets in seiner Gewalt haben, diese weise Regel zu beobachten. Biswei-

len wird ihn die Noth auffordern, sie bey Seite zu setzen, wenn etwan diese widerwärtige Witterungen zu lange anhalten, und er Gefahr läuft, alle Zeit zu verlieren, aber das wird nur selten geschehen, und überdem wird eine kluge Eintheilung seiner Arbeiten, und eine vernünftige Wahl der Stunden, in denen diese vorgenommen werden, die Gefahr, wenn sie ja noch kommt, mindern, oder wohl gar abwenden. Die Aecker sind auf keinem Felde von gleicher Beschaffenheit, er wird also in einer anhaltenden Hitze, nicht überall steife Flecken finden, die der Schärfe seines Pfluges widerstehen. Immer wird er noch Thäler, oder Gründe, oder sonst feuchte Stücke haben, die sich auch zu einer solchen Zeit bearbeiten lassen, wenn es zumal in engen Furchen geschieht. Und sollte nicht jeder Landwirth so klug wie ein Fuhrmann seyn können, der in den heissen Tagen sein Vieh still liegen lässet, und es nur den frühen Morgen, oder des Abends, oder wohl gar lieber des Nachts anspannt, da er weiß, daß er es dadurch für dem Stechen der Sonne und der Fliegen gesichert, und ihm selbst wie diesem die Arbeit leichter gemacht hat. Eben so werden uns auch in der nassen Zeit die Anhöhen und Hügel Beschäftigung geben, und werden wir inzwischen den niedrigen Feldern durch Abzüge zu Hülfe kommen, so werden wir auch diese oft der Gefahr entreissen, zum Sumpfe zu werden.

Sachenkundige werden es wohl merken, daß alle diese Vorschläge, nach der gegenwärtigen Beschaffenheit unserer Feldwirthschaft abgemessen worden. Der hat ihrer gewiß nicht oft nöthig, der ohnedem schon sein Land durch fleißiges und tiefes Pflügen mürbe gemacht,

durch

durch gehörige Graben vor den Zufällen der Nässe gesichert, und es obendrein gewöhnt hat, daß es seiner Pflege in der schicklichsten Zeit erwartet. Aber wie viele sind ihrer, die dieses Ruhms werth sind? Und wie vielen von denen, die ihn zu erhalten suchen, wird nicht ihre Hoffnung durch die ärgerliche Größe der Felder, und die entsetzliche Menge von Arbeiten geraubt, die wohl bey einer beständig bequemen Witterung über ihre Kräfte ist. Doch wieder zum Ziel.

Auch oft müssen wir pflügen, und jedesmal tief. Es sey darum, daß ich mir durch diesen Ausspruch den Herrn Probst Lüders zum Feinde machen muß, wie ich doch nicht gerne möchte, da der Mann darüber lachen kann, wenn er den Nächsten, den er für seinen Widersacher hält, sich hinter den Ohren kratzen sieht: und es sey darum, daß viele meiner eignen Landsleute die Parthey des Herrn Probstes nehmen, ich wiederhole es doch noch, und ich werde es durch die ganze Zeit meines Lebens behaupten, man muß oft und jedesmal tief pflügen. Ich will es eben nicht läugnen, daß ich diesen Grundsatz, wie ihn Herr du Hamel nennt, meiner Erfahrung nicht allein zu danken habe. Ich habe bald anfänglich den Zeugnissen der Engländer und Franzosen meinen Glauben gegeben, die alle das tiefe und viele Pflügen anrathen, denn ich fand, daß sie mit den Vorschriften der mehresten Landwirthe aller, auch der ältesten Zeiten, genau übereinstimmten, und ich sahe sie in der Folge durch meine und durch andre Erfahrungen bestätiget. Ueberhaupt könnte uns schon die Geschichte unserer Gärten davon überzeugen. Deswegen eben, weil sie oft und tief umgegraben werden, finden wir sie immer in einem vortref-

lichen Zustande, die Pflanzen zu nähren, und immer dankbar, uns unsere Mühe durch reichliche Erndten zu vergelten. Gewiß, das würden unsere Getreidefelder auch thun, wenn wir sie auf gleiche Art pflegen wollten, wie uns überall auf unsern Stücken die großen Büsche des Getreides lehren müssen, die sich so merkwürdig auszeichnen, und insgemein von nichts sonst, als dem Schweinswühlen entstehen. Ich meyne nicht, daß wir sie regolen, oder mit dem Grabscheide zurichten sollen, wie einige öconomische Schriftsteller, vielleicht ohne Rücksicht auf die gegenwärtige Unmöglichkeit, ihnen folgen zu können, und also nicht überlegt genug vorgeschlagen haben; ich will auch das doppelfurchige Pflügen, daß Krätschmer und Herzog verlangen, noch nicht anrathen. Es ist mühsam, und oben drein gefährlich, weil es gar zu viele todte unfruchtbare Erde auf einmal unter das wenige gute Land mischt, daß wir jetzt auf der Oberfläche haben, aber ich wünsche, daß jeder Landwirth von nun an seinen Pflug in jedem Jahre tiefer und tiefer führen möge, wenn es auch nur zum Anfange mit einem oder zween Zollen geschehen sollte. Es wird keine lange Reihe von Jahren dazu gehören, so wird sein Feld Gartenland seyn, und das ungezweifelt, wenn er diese Arbeit zu jeder Saat oft vornimmt.

Wie oft er das thun solle, möchte ich wohl am liebsten den alten Cato, oder den Colomella, oder den Tarello sagen lassen, aber ich fürchte, daß man mich mit sammt meinen kunstverständigen Graubärten auslachen würde, wenn ich mit ihnen bitten wollte, es jedesmal zwölf oder wenigstens acht mal zu thun. A propos,

würde man mir vielleicht antworten: sagten sie nicht eben, daß die Leutchens, die uns das regolen vorschlugen, es ohne Ueberlegung und ohne unser Unvermögen zum Gehorsam in Betrachtung zu ziehen, angerathen hätten? Es ist doch wohl Arbeit genug, wenn man dreymal pflügen soll, wie jetzt geschehen muß? — Ich gestehe es, daß es für die Zeit, in der es geschieht, und für die Art, mit der es vollführt wird, Arbeit genug ist, aber nicht zu viel Arbeit, für die Zeit, die ich dazu erlaube, da ich die Brache bereits im Herbste zu stürzen verlangt habe, und noch viel weniger zu viel für jeden, der eine neue Eintheilung seiner Felder wagen, und künftig nicht mehr auf ein großes Brachfeld stolz thun will. Und noch würde ich zur Bequemlichkeit meines Vorschlages beyfügen, daß man auch allenfalls für der Hand, ohne eine andere Abtheilung des Landes, und ohne die Brache kleiner zu machen, wenigstens sechs mal pflügen könne, wenn man sich nur abgewöhnen wollte, vier Pferde oder wohl gar acht Ochsen vor den Pflug zu spannen. Ich versichere es auf Ehre, daß ihn zwey Pferde, ohne sich Schaden zu thun, fortziehen, und auch bey wiederholter Arbeit aushalten werden, wenn man sie ordentlich pflegen, und in schmalen Furchen ackern wird. Denn im Vorbeygehen gesagt, es ist eben so leicht mit einer schmalen Furche zwölf Zoll, als mit einer breiten sechs Zoll tief zu ackern. Und der weiß wenig von der Kraft des Ochsens, der ihn für viel schwächer als das Pferd hält. Diesem würde ich vielleicht seiner Meynung nach ein Mährchen erzählen, wenn ich ihn versicherte, daß in England und Frankreich auch auf Leimboden, und zwar sehr tief, mit einem einigen Ochsen

gepflügt werde. Aber die Sache ist wahr, so wahr es ist, daß in diesen Ländern der Leimboden wie in Schlesien beschaffen ist, und er wird sie mit seiner eigenen Erfahrung bestätigen können. Zwar nicht so bald, denn jetzt ist unserer Saumseligkeit wegen jedes steifes Land auf allen Seiten und Enden erwogen steifes Land, aber doch in kurzer Zeit, wenn er ihn nur etwas locker gemacht hat, und wohl gar schon im erstern Jahre, wenn er zur Saat ackern wird.

Und warum soll denn so oft und so tief gepflügt werden? Deswegen so tief, weil die kleinen Fasern der Wurzeln, welche die Oeffnungen sind, wodurch die Gewächse ihre Nahrung erhalten, so tief in die Erde dringen, als sie nur können: und darum so oft, damit der Boden locker und klar werde, und diese Fasern, auf deren guten Fortgang alles ankommt, nirgend Widerstand finden. Ich weiß es wohl, daß sehr viele ökonomische Schriftsteller vier Zoll als die größte Tiefe angeben, die die Wurzel des Getreides fordern soll, und daß sie darauf eben ihre Vorschrift gründen, wie es unnöthig sey, tiefer als sechs Zoll zu pflügen, wenn man ja tief pflügen soll. Aber ohne sie im Verdacht zu haben, daß es einer dem andern nur nachgesagt habe, so getraue ich mir doch es zu verantworten, wenn ich sie versichere, daß sie keine oder nur falsche Erfahrungen haben, aus denen sie ihren Lehrsatz ziehen wollen. Sie hätten zuvor wiederholte Proben auf einem tief und locker gearbeiteten Lande machen sollen, und sie würden das gefunden haben, was ich fand, daß wenn nicht die Wurzeln, doch ihre Fasern zwölf Zoll und tiefer eindringen, wenn sie es nur thun können. Herr Mills,

der in den Augen eines jeden vernünftigen Landwirthes ein glaubwürdiger Zeuge seyn muß, sagt uns aus der Erfahrung des Herrn Millers, eines gleich klugen und aufrichtigen Feldbestellers, daß diese Fasern wohl drey Fuß tief gefunden würden, wenn der Boden so tief locker wäre, und er fügt Anmerkungen bey, die so schön, und so wahr sind, daß ich mich nicht enthalten kann, sie herzusetzen: „Es hat, sagt er, viel auf sich, daß der Boden „wohl umgearbeitet, und tief genug aufgelockert werde. „Hiermit werden die Wurzeln hinlänglichen Vorrath „zum Wachsthume und Nahrung der Aehren, zu der „Zeit, da sie fertig werden, und ihn am allernöthigsten „brauchen, in der Erde finden. Woferne aber nur „seichte gepflügt worden ist, so werden sie schon im „Frühlinge so weit reichen, als sich die gute lockere Erde „erstreckt; denn können sie nicht weiter fort, und es „wird ihnen auf einmal an nöthigem Vorrathe, die Pflan„zen zu ernähren, fehlen. Daher kommt es, daß öf„ters die Farbe der Blätter am Getreide sich im April „ändert, und vielmal nicht wieder grün wird. Wenn „dieses geschieht, so sind die Stengel allemal nach dem „Maaße der Entfärbung der Blätter entkräftet. Denn „man weiß aus langer Erfahrung sehr wohl, daß die „Blätter an dem Getreide nöthig sind, die Nahrung „von der Luft und dem Thaue zum Wachsthume des „Stengels und der Aehre einzuziehen.„

Nächst diesem Vortheile erhalten wir durch dergleichen Bestellung unserer Aecker, noch einen neuen Nutzen, der gleich beträchtlich ist, und dessen wir schon einmal gedacht haben. Es entsteht nämlich daher sehr oft eine Mischung verschiedenen Erdreichs, die der besten

sten Düngung das Gleichgewichte hält, und noch viel länger als diese dauert. Denn wenn zum Exempel Sand unter dem Leim, oder dieser bald unter jenem liegt, oder Mergel, wie das oft geschieht, die Unterschichte ausmacht, so hat der Landwirth die kräftigste Düngergrube, auf alle Zeiten auf seinem Lande, und er darf sich an keine Warnungen des Herrn von Eckhardt, Lüders und Compagnie kehren, die ihn von der Gefahr vorschwatzen wollen, welche die heraufgebrachte todte Erde seinem tragbaren Boden verursachen soll. Er verfahre nur behutsam, er mache mit seinem tiefen Pflügen den Anfang vor Winters, damit der Frost seine heilsame Kraft an der neuen Erde beweisen kann, er sorge dafür, daß durch wiederholte Arbeit alles wohl gemengt und locker wird, und er hat denn so wenig zu befürchten, als die klugen Gärtner, die jedesmal, wenn sie graben, so tief stechen, daß sie wilden Boden heraufbringen, und die deswegen doch die vortreflichsten Pflanzen zeugen. Sie machen so gar dadurch ohne Beyhülfe des Mistes mit der Zeit aus der unfruchtbarsten weissen Lette, schwarzen geilen Acker. Herr du Hamel hat es selbst versucht, und die Probe ist so sonderbar, so glaubwürdig der Mann ist, der sie angestellt hat. Er erzählt uns in seiner Culture des Terres, die Sache folgendergestalt.

„Um mich selbst von dem zu überzeugen, was man „mit dem Pfluge allein ausrichten könne, entschloß ich „mich, es auf einem Stücke zu versuchen, von dem ich „wußte, daß von Natur gar nichts darauf wuchs. „Ich hatte etliche Jahre vorher von einem Platze von „sechzig Quadratstäben die Erde drey Fuß tief weggegraben.

„graben. Nichts blieb darauf übrig, als ein weisser „Thon, wie ihn die Töpfer brauchen. Da dieser Platz „so beschaffen war, hielt ich ihn für bequem zu meinem „Versuche. Der Fleck war zu klein, mit dem Pfluge „darauf zu arbeiten, ich nahm also meine Zuflucht zum „Grabscheid und zur Hacke. Der Boden wurde in „Beete getheilt, hernach mit Weizen besäet, und der „dazwischen befindliche Raum (nach der tullischen Vor„schrift) immerfort umgerührt. Das erste Jahr sahen „meine Früchte mager aus, und die Körner waren nur „in zween, drey, oder vier Stengel ausgeschlagen. „Im zweyten Jahre geriethen sie viel besser, und im „dritten waren sie groß und schön, als sie in irgend ei„nem von meinen Gärten hätten wachsen können. Die„ser Fleck trägt noch immerfort eben so gute Früchte. „Der Boden ist jetzt wie die feinste gute Erde, und das „merkwürdigste daran ist, daß er seine vorige weisse „Farbe verlohren, und eine schwarze bekommen hat. „Hier haben wir also ein deutliches Beyspiel, was das „thut, wenn die Erde klar gemacht wird. Wir dür„fen nur mit allen schlechten Feldern es so anfangen, „und sie eine hinlängliche Zeit zu pflügen und zu arbei„ten fortfahren, denn werden wir ganz ungezweifelt gut „damit fortkommen.„

Gewiß würde dieser glückliche Erfolg geschehen. Und oben drein hätte der Landwirth unter allen Mitteln, sein Land zu verbessern, keines, das mehr Wirkung thut, und zugleich weniger kostet als dieses. Nach diesem Werthe sollte er es ja beurtheilen, und sich dadurch reizen lassen, Versuche anzustellen.

So uneins die Schriftsteller darinnen sind, wenn sie uns sagen sollen, ob wir tief oder seichte, oft oder wenig, spät oder früh pflügen sollen, so heftig widersprechen sie auch einander, wenn sie uns nun die eigentliche Art zu pflügen erklären. Der eine verlangt, daß wir sechs, höchstens achtfürchige Beete machen müssen, der andre will sie breit von zwölf, auch wohl von vier und zwanzig Fuß haben, und wieder andre wollen von gar keinen Beeten wissen, sondern nur ihr Kunstwort: Hotteum! tief eindrücken, daß wir unserm Zugvieh ohne Unterlaß zurufen sollen. Die wenigsten entdecken uns im Ernste die Gründe ihrer Vorschriften, und oft genug haben sie wohl keine andre, als mancher schlesische Bauer hat, der uns, wenn wir die Ursache seines Verfahrens wissen wollen, mit einem: so gerne, oder es ist hier schon vor Alters her die Mode so, abfertigen wird. Es kann seyn, daß sie alle Recht haben, denn die verschiedene Beschaffenheit und Lage unserer Aecker, wird auch verschiedene Arten zu pflügen erfordern; aber es kann auch seyn, daß sie alle Unrecht haben, wenn sie z. E. nicht auf die Beschaffenheit und Lage des Landes sehen wollten. Ich habe beydes durch die Erfahrung bestätiget gefunden, denn ich habe an Orten schmale hohe Beete gesehen, worauf breite oder gar keine gehörten, und an andern Orte habe ich die Sache umgekehrt gefunden.

Nach meiner Einsicht nutzen die schmalen hohen Beete nirgends, und wenn man sie auch noch so künstlich und so schön gewölbt verfertigen will. Denn erstlich ist es falsch, daß man auf der Oberfläche des Feldes mehr Platz für die Pflanzen gewinnt, wenn man

die

die Beete hoch aufführt. Herr du Hamel hat es mit grosser Genauigkeit ausgerechnet, daß sich der ganze Vortheil, wenn ja noch einer zugegeben werden müßte, wie sechs und siebenzig zu fünf und siebenzig verhalte. Er hätte noch ausrechnen sollen, wie sich der Verlust, den die breiten tiefen Furchen verursachen, gegen den Gewinnst verhalte, den man hat, wenn sie auch mit Beete sind. Ich habe fast allemal vierfachen Saamen in ihnen angetroffen, und ein jeder wird sich leicht davon überzeugen können, der auf die Würfe des Sämanns, und auf die Wirkungen der Egge Acht hat, wenn sie an den Seiten der hohen Beete geführt wird. Aber ich habe keine vierfache Frucht bey der Erndte bemerken können; dürre elende Stengel wohl, mit kleinen jämmerlichen Aehren, und die oft ohne Körner, wenn ja noch was da stund, aber meistentheils nichts als leere breite Furchen, die ihre Unfruchtbarkeit damit zu entschuldigen schienen, daß sie Wassergänge hätten abgeben müssen. Hiernächst habe ich auf diesen Beeten einen andern Uebelstand wahrgenommen, den ich gleichfalls für schädlich halten muß. Die Früchte stehen insgemein nur in sechs Zeilen, so wie der Saame in die Reihen fällt, die der Pflug gemacht hat. Ich würde nichts dawider haben, wenn der Raum zwischen den Reihen so breit wäre, daß man in ihnen in der Zeit als die Pflanze wächst, pflügen könnte, und der Saame nicht so dicke auf einander läge. Denn darinnen besteht eben die Kunst der Engländer, sich so unglaublich reiche Erndten zu verschaffen, daß sie in Reihen, die von einander weit abstehen, dünne, dünne säen, und zwischen ihnen unaufhörlich arbeiten. Ich würde über den Sieg

meiner

meiner Landsleute frohlocken, den sie für allen Deutschen über alle Vorurtheile erhalten hätten, wenn ich diese Mode des Tulls erblickte. Aber so ist die ganze Sache nicht. Die Egge konnte nur nicht in die Queere geführt werden, wenn nicht die Schönheit des Beetes verlohren gehen, und der ganze Saame in die Furche geschleppt werden sollte; und so mußte der Saame in den Krümmen des Beetes begraben werden, von denen obendrein noch immer zwo verlohren gehen, da sie die Furche ausmachen müssen. Hier kommt also der Saame viel zu dicke zu liegen, und der Stock hat selten mehr als drey Stengel, da er ihrer wohl sechs und noch mehrere gehabt haben würde, wie er die auch wirklich auf den Vorenden hat, wenn die Egge den Saamen gleich austheilen konnte. Ueberhaupt verliert der Landwirth durch diese achtfürchige hohe Beete ein Viertel seines Landes, daß er mühsamer als sein übriges bestellen, und vierfach besäen muß, ohne nirgends einen andern Dienst von ihm zu haben, als den ihm ein paar Wasserfurchen leisten würden, die er doch wohl noch obendrein machen muß. Ich rede in diesem Falle aus eigner Erfahrung. Das Schicksal führete mich in eine Gegend, wo diese ärgerlichen Beete recht zu Hause sind. So wenig ich auch geneigt bin, alte Gewohnheiten so bald zu tadeln, so konnte ich doch diese nicht billigen, da ich ihre Vernunftmäßigkeit nirgend fand. Ich schafte sie deswegen auf meinen Stücken so bald ab, als ich nur konnte, und ich versahe diese dafür mit guten Wasserfurchen, die ich an einem jeden Orte aufführen ließ, den mir die Lage anzeigte. Man spottete meiner Kunst, und man versicherte mich noch an statt des Tro-

stes,

stes, daß ich aufs Frühjahr noch mehr ausgelacht werden würde, wenn meine Stücken den Teichen ähnlich sehen würden, welches auf andern Feldern nicht seyn könne, da die vielen tiefen Beetfurchen, allen Ueberfluß des Wassers aufnehmen und fortführen müßten. Ich gestehe es, mir war des Ausganges wegen, den mein Versuch haben würde, etwas bange. Denn die zuverläßige und entscheidende Mine meiner Gegner wieß mich auf eine lange Erfahrung, und diese konnte ja meine Gründe überwiegen, wie es sonst wohl manchem Gelehrten gegangen ist. Doch was ich gehoft und gewünscht hatte, geschahe. Mein Stücke war das einzige, das im Frühjahre kein Wasser auf sich hatte. Auf den andern sahe man nur die Rücken der Beete, und keine waren kläglicher zugerichtet, als die Stücken meiner beyden Nachbaren, die die höchsten Beete zu machen, gewohnt waren, und die über meine neue Mode am meisten gelacht hatten. Sie konnten mir ihr Erstaunen nicht bergen, als ich ihnen ihre vielen Wasserbehältnisse, und mein trocknes Land zeigte, und sie mußten es endlich zugestehen, daß ihr Schlendrian Schuld hätte. Von der Zeit an sunken die hohen Beete, und sie waren mehr dafür besorgt, die Gräben zu vertiefen, und an gehörigen Orten Abzüge anzulegen, als über schmalen hohen Gewölbern zu künsteln. Ich habe nach dem mehrere Nachfolger erhalten, ob ich mich zwar nicht rühmen darf, daß mir alle es gleich thun wollen. Noch behielten sie immer etwas von ihrem Bau übrig, denn vielleicht wollten sie es nicht ganz mit der Gewohnheit, oder mit denen verderben, die noch fest über ihr hielten. Indessen freue ich mich, daß ich den Ungrund eines

verjährten Vorurtheils mit glücklichem Erfolge zeigen konnte.

Hieraus wird man also schon schließen können, daß ich die Parthey der breiten Beete nehme. Das thue ich aber nicht ohne Einschränkung. Wo das Land für das Wasser abhängig ist, so deucht mir, daß es gar keiner Beete bedürfe, und daß man die Felder flach anlegen müsse. Auf solche Weise wird der Regen unstreitig die Nahrung mehr in gleichen Theilen geben, als wenn das Feld in hohen Gewölbern bestellt wird, und der Ueberfluß kann hier und da durch einen einzigen Abzug fortgeschaft werden. Der Säemann und der Mäher verlieren zwar dadurch eine kleine Bequemlichkeit, wenn sie die schmalen Abtheilungen missen sollen, aber im Grunde ist sie nichtsbedeutend, und eine vernünftige Aufmerksamkeit wird ihnen dieselbe im ersten Jahre ersetzen. Doch auf flachen niedrigen Stücken, wenn sie zumal quellartig sind, und die Ableitungen des Wassers nicht ohne große Mühe und Kosten erhalten werden können, da muß ich Beete anrathen, die deswegen aber nicht schmal seyn dürfen, sondern so breit seyn können, als es sich nur thun lässet. Nur müssen ihre Furchen tief seyn, damit die Absicht erreicht wird, sie für der Gefahr des Wassers zu sichern. Am gewissesten würde das freylich geschehen können, wenn man auf dem schicklichsten Platze eines solchen Feldes nach der Weise, die in unsern öconomischen Sammlungen erzählt wird, den Lettengrund durchstechen wollte, auf dem es insgemein liegt, und so den unterirdischen Canal im Sande aufsuchte, und denn würde man vielleicht auch keiner Beete bedürfen. Aber so lange wir dieser klugen

Vorschrift nicht folgen, oder auf keine andre Art das Wasser abführen, so lange werden wir uns mit hohen Beeten behelfen sollen.

Wie mir dünkt, so habe ich lange genug von der Art, die Aecker zuzurichten, geredet, und es wird doch wohl noch gerade Zeit seyn, die Werkzeuge zu beschreiben, mit denen man dieses alles ausführen kann. Vielleicht habe ich an sie zuerst denken sollen, und ich habe wohl gar wider die Gesetze der beliebten Ordnung gesündiget? Aber so viel ich weiß, habe ich ja deswegen schon dem Leser einmal für allemal mein Compliment gemacht, und ich würde ihm wenig neue Lebensart zutrauen müssen, wenn ich es fürchten sollte, daß er mir nun noch jede Kleinigkeit übel nehmen könne.

Der Pflug ist das erste und vornehmste Geräthe, daß wir nöthig haben. Ich will nichts von den künstlichen Pflügen sagen, die die Herren Chateauvieux und du Hamel erfunden haben, sondern ich verweise jeden, der sie wissen will, zu dem vollständigen Lehrbegriff in der practischen Feldwirthschaft, den uns Herr Mills geliefert, und in dem sie alle in deutlichen Kupfern erklärt sind. Derjenige Pflug, der bey uns in Schlesien gewöhnlich ist, scheint ohne Kunst, und der Absicht völlig gemäß gebaut zu seyn, zu der er dienen soll. Ueberdem ist er wohlfeil, und diese Eigenschaft wie jene sind an jedem Werkzeuge, das der Landmann braucht, nothwendig, denn er kann sich durchaus nicht auf langweilige und kostbare Verbesserungen einlassen, wie doch geschehen würde, wenn seine Geräthe gekünstelt wären. Aber dem ungeachtet, und wenn man mich auch im

Verdacht haben sollte, daß ich alles tadeln, und alles besser wissen müßte, dem ungeachtet habe ich an ihm vieles auszusetzen. Wozu sollen seine Räder? Ich weiß es nicht anders, als daß man ihrer nur denn bedarf, wenn man schwere Lasten mit Bequemlichkeit fortwälzen will. Und die müßten ja, wo ich nicht irre, wenn anders dem Endzwecke der Erfindung gemäß verfahren wird, auf ihnen liegen? Ich habe nirgendswo auf den Pflugrädern sonst was als den Krengel gesehen, der eben keine Last ist, und noch weniger so vornehm thun darf, daß er auf einem Cariole gefahren zu werden, verdiente. Ich besinne mich zwar wohl, daß das Gerüste, welches auf den Rädern liegt, und in welchem der Krengel ruht, dazu dienen soll, daß der Pflug höher und niedriger gestellt werden kann, nachdem man seichte oder tief ackern will. Aber wozu solche Umstände, die die Arbeit schwer machen, wenn man alles leichter und näher haben kann? Die Räder sind dem Ackersmann zur Last, denn das eine von ihnen geht immer auf der Höhe, weicht ohne Unterlaß aus, und nöthiget ihn, zu grossem Verdrusse seiner Arme, das wieder in die Ordnung zu bringen, was jene Böses stiften. Und doch kann er nicht alles wieder gut machen, wenigstens kann er dem Zugvieh die Beschwerde nicht ganz wegnehmen, die sie verursachen, vielmehr sieht er sich wohl gar gezwungen, sie oft zu vergrössern, da es immer das Gleichgewichte halten soll, das durch sie verrückt wird. Sollte nicht allen diesen Uebeln abgeholfen, und die Absicht des Landwirths, dem Pfluge mehr oder weniger Land zu geben, zugleich erreicht werden können, wenn man forn an der Spitze des Krengels

gels einen eisernen Stab etwan von der Länge einer halben Elle befestigte, der aufgerichtet so viel über als unter dem Krengel stünde, und auf der innwendigen Seite, die gegen den Ackersmann gestellt ist, Haaken oder Kerben hätte, die etwan einen Zoll breit aus einander gesetzt wären. In diese Kerben kann mit leichter Mühe, und ohne Zeitverlust ein Rinken, an den die Waage geschlossen ist, gelegt werden, und es gehört gar nicht einmal Unterweisung dazu, daß es der Ackersmann lerne, wie er den Pflug zu stellen habe, wenn er ihn seichte oder tief führen will. Der Augenschein wird es ihm sagen, in welchen Kerb der Rinken gehöre, und der Erfolg wird ihn versichern, daß er und sein Vieh nunmehro die Arbeit mit viel leichterer Last bewerkstelligen könne.

So wenig die Räder mit ihrem Gerüste meinen Beyfall haben, so wenig haben ihn auch die Schaar und das Streichbret, wie ich sie an so vielen Orten gefunden habe. Es ist ein drollichter Irrthum, worein Landwirthe gerathen, daß sie die Stärke des Pfluges nach der Festigkeit des Bodens einrichten. Gleich als wäre es nöthig, allemal Furchen von einerley Breite zu machen, ohne dabey die Beschaffenheit des Landes in Betrachtung zu ziehen. Daher kommt es, daß man gewöhnlich an den Orten, wo leichter Boden ist, Pflüge mit kleinen Schaaren und kurzen Streichbretern findet, da auf dem steifen Lande die Sache umgekehrt ist. Hier wird man meistentheils Schaare von ungeheurer Breite, und Streichbreter von ärgerlicher Länge und Höhe antreffen. Sieht man an diesen Orten dem Ackersmanne zu, so kann man es nicht ohne Mitleiden gegen das ar-

me Zugvieh thun, das ohne Nutzen schwer arbeiten muß; und wohl vielleicht nicht ohne Verdruß über den Landwirth, der wider alle Absicht einer vernünftigen Feldbestellung, da breite, dicke, feste Wände hinlegt, wo er alles anwenden sollte, um den Boden überall locker zu haben. Allenfalls ließe sich diese verderbliche Mode noch entschuldigen, wenn man nach der Erfindung des Herrn Tulls am Krengel vier Sägen oder Pflugmesser erblickte, die zuvor die greßliche Scholle in kleine Stücke durchschneiden müßten, aber dieser klugen Weise hat sich, so viel ich weiß, noch keiner meiner Landsleute zu Nutze gemacht.

Mit dem Haaken, durch den wir insgemein die zwote Feldarbeit auf der Brache vollführen, die wir Rühren nennen, bin ich besser zufrieden, und er würde meinen ganzen Beyfall haben, wenn er nicht noch hin und wieder auf Räder gestellt würde. Bey ihm sind diese noch schädlicher als bey dem Pfluge, da sie stets quer über die Furchen gehen müssen. Zu welcher guten Absicht sie also hier dienen sollen, kann ich gar nicht einsehen, denn eine kleine Aufmerksamkeit wird uns überzeugen, daß sie ohne dieselbe gleich besser und leichter erreicht werde, und ich wünsche es recht herzlich, daß den Landwirthen der Gebürgskreise durchgängig nachgeahmt werden möge, die sie größtentheils abgeschaft haben. Ist meine Muthmaßung wahr, so ist dieses nützliche Werkzeug eine Erfindung unsers Landes, wenigstens ist es nirgends so allgemein bekannt und im Gebrauche, als bey uns, und unpartheyisch gesagt, auch das gereicht uns schon zum Ruhme. Denn so vortheilhaft auch, und unentbehrlich der Pflug ist, so ist es der Haaken noch

mehr. Jener kehrt die Furche blos um, und macht sie so wenig klein, so wenig er das Unkraut verdirbt, daß er unter die Furche begräbt, wo es ungestört, und oft mit neuen Kräften wachsen kann; aber dieser zertheilt alles in kleine Stücke, und ist das sicherste Mittel, das Unkraut zu zerstöhren, denn auf einem gehaakten Lande kann die Egge alles fassen und herausreissen. Aus diesem Grunde werde ich niemals anrathen, den Acker zu wenden, wie das viele und insbesondere die magdeburgischen Landwirthe haben wollen. Sie wissen nur nicht die Vortheile des Haakens, und ich könnte mehr als ein Beyspiel anführen, wie bald und willig die alle den Pflug bey Seite gesetzt haben, die ihn bey uns haben kennen lernen. Aber daß wir uns seine Dienste nicht noch mehr zu Nutze machen, das ist unverantwortlich. Ich ziele durch diesen Vorwurf gar nicht auf die unverständigen und faulen Ackersleute, die in breiten Streifen zu rühren gewohnt sind, denn sie verdienen es meinem Erachten nach nicht, daß man sich Mühe giebt, sie zu rechte zu weisen, da sie sogar durch offenbaren Schaden nicht klug werden wollen; sondern ich meyne unsere Saumseligkeit, derer wir uns durch Unterlassung des öftern Rühren schuldig machen. Wie viel Gutes würden wir stiften, wenn wir im festen Lande wenigstens zweymal rühren wollten, zumal wenn wir diese Arbeit übers Kreuz verrichteten. Das steifste Land würde mürbe und locker werden, und bedienten wir uns dieses Werkzeuges so oft als Tarello will, daß wir den Pflug nehmen sollen, so könnte es nicht fehlen, unser Feld müßte in kurzer Zeit Gartenland, und gänzlich vom Unkraute frey seyn.

Ich muß hierbey eines Geräthes seiner Art gedenken, das seinem Erfinder Ehre macht, und doch wenigen bekannt ist. Im Neißischen, und in einigen Orten anderer Creise habe ich einen Haaken gefunden, der nicht gehalten werden darf, und der dem ungeachtet nicht aus der Erde weicht. Warum man ihn Tollhaaken nennt, begreife ich nicht. Vielleicht erhielt er seinen Namen, wie unter den Menschen die alle, die wir, so ungerne wir auch wollen, Ochsen, Bäre, Wölfe, Hunde, und wohl gar Flegel und Teufel heissen müssen. Wenigstens verdient er, wie unsere Brüder, einen rühmlichern Namen, denn er erspart uns einen Arbeiter, und verrichtet doch die Dienste, die wir fordern. Sein Bau ist ohne Kunst. Ueber der Schaar steht ein kleiner Balken, der durch den Krengel geht und Löcher hat, damit man vermittelst eines Nagels, der durch sie unter dem Krengel gesteckt wird, den Haaken selbst spannen, und seichte oder tief nach Gefallen führen kann, und um daß er bequem und auf der Stelle umgewendet werden könne, ist vorne an dem Krengel ein Stück Holz angebracht, das in einem Gelenke geht, und also ohne Widerstand, auf jede Seite gezogen werden kann. An der Spitze dieses Holzes befindet sich ein Haaken, an welchem die Wage gelegt wird. Man darf einen kleinen Jungen aufs Pferd setzen, und es wird wenig Mühe kosten, ihn zu dessen Regierung geschickt zu machen, denn es bedarf keiner Regel sonst, als der einen, daß man beym Umwenden nahe an der Furche bleibt, die man so eben gemacht hat.

Nun noch ein Wort von den übrigen Ackergeräthen, die zur Zurichtung des Landes nöthig sind. Nicht

von

von allen, denn das würde zu weitläuftig und obendrein überflüßig seyn. Also nur von der Egge und der Walze. Hätten wir den Sinn der alten Römer, so würden diese beyden Werkzeuge von uns wenig abgenützt werden. Denn sie glaubten, daß ein Land schlecht gepflügt sey, wo man noch der Egge nöthig habe. Aber so lange wir unsere Art, das Feld zuzurichten, noch beybehalten, so lange werden wir der Egge und der Walze oft bedürfen. Beyde dienen uns, die Erde klar zu machen. Anfänglich mochte vielleicht das nur die Egge thun, und etwan mit der Zeit, als man immer mehr nachläßig im Pflügen wurde, erfand man die Walze, um die grossen Klumpen zu zerreissen, die jene nicht bändigen konnte. Denn zu sonst nichts ist sie zu brauchen, es sey denn, man hat die Absicht, den allzuviel aufgelockerten Boden, durch ihre Schwere niederzudrücken, oder man glaubt, daß man den Getreidesaamen, wie unsere Breßlauischen Kräuter oder gelben Rübensaamen, behandeln müsse. Die Walze empfehle ich also nicht, ausser im Nothfalle, und allenfalls im leichten Lande, aber die Egge findet an mir einen Vertheidiger, weil wir durch sie am Besten die Quecken und alles übrige Unkraut vom Acker schaffen können, und weil sie den ausgestreuten Saamen mit Erde bedeckt, welches ja nothwendig ist, und ohne sie schwer geschehen würde.

Es scheint mir natürlich hieher zu gehören, auch des Gespanns zu gedenken, mit dem wir unser Feld bestellen. Ich habe schon oben erwähnt, daß man gar nicht nöthig habe, vier Pferde und wohl gar sechs und acht Ochsen vor den Pflug zu spannen. Ich wüßte

keinen Boden, der es forderte, und es kommt meiner Ueberzeugung nach blos auf die Rechnung der Unwissenheit und Trägheit, oder des Eigensinnes, wenn man sich überredet, daß man durchaus mit so großem Aufwand, so langweilig und doch so schlecht, das Land zurichten müßte. Ich habe in der Zeit des letztern Krieges in vielen Orten mit zween Ochsen oder zwo Kühen, und auch wohl mit einem einigen Pferde pflügen gesehen, und ich habe es damals unter die unerkannten Wohlthaten, die uns der Himmel unter dem Kriege schenken wollen, gerechnet, weil ich gewiß hofte, daß man lernen würde, es in allen Zeiten zu thun. Aber leider noch bleibt es bey so vielen eine unerkannte Wohlthat, denn man sieht jetzt schon wieder die alte Menge von Pferden und Ochsen vor den Pflügen, so wie man auch schon wieder die spanische Mode, mit der besten langweiligen Muße zu arbeiten, hervorgesucht hat. Wenn wir nur vorjetzt unser Gespann und unsere Ackerleute theilten, welches so vernünftig wäre, und sich ohne Schwierigkeit thun ließe, so würden wir dadurch schon in den Stand gesetzt werden, unser Land fruchtbarer zu machen, und mit der Zeit würden wir weniger Volk und weniger Zugvieh nöthig haben.

Ob es für den Landwirth vortheilhafter sey, Pferde oder Ochsen zu halten, gehört nicht in dieses Fach, und ich werde davon besonders an einem andern Orte reden. Aber der Wasserfurchen und Gräben muß ich noch erwähnen. Ohne sie werden wir wenig Ehre von der Zurichtung des Landes, und noch viel weniger Vortheil haben, gesetzt, daß sie sonst mit allem Fleisse ausgeführt würde. Aber das wird auch der Fall seyn, wenn wir

beyde

beyde schlecht machen. Und leider das geschieht von vielen. Die Beetfurchen werden fleißig ausgestrichen, so überflüßig oder wohl gar schädlich auch diese Künstelei ist. Wenigstens dürfte sie nicht überall und durch ganze Stücke seyn, denn wir haben so viele Wassergänge gar nicht nöthig, zu geschweigen, daß wir mit ihnen Land und Saamen verderben, nun ja die Beetfurchen werden fleißig ausgestrichen, aber nicht die eigentlichen Wasserfurchen, die so wenig wie die Gräben genugsam vertieft, und rein gehalten werden. Ueberdem haben wir ihrer, insbesondere der letztern viel zu wenig. Wo nicht an allen, doch gewiß an vielen Orten, und wenn wir auch nicht nöthig haben, wie die Holländer und Frießländer, unser Schlesien überall mit Kanälen zu durchschneiden, so wäre es doch vernünftig, und es würde ungemein vortheilhaft seyn, wenn wir nach der Weise der Engländer, unsere Felder in kleine Stücke eintheilten, und jedes mit einem Graben verzäunten. Einen großen und schätzbaren Nutzen würden wir schon jetzt bey unserer gegenwärtigen Saatzeit (1769.) erhalten haben, denn der Landmann würde seine Aecker haben besäen können, welches ihm leider der Ueberfluß der Näsſe, und die Unmöglichkeit, ihn vom Lande zu schaffen, bey so vielen verboten hat, und was wir ausserdem noch für wichtigen Gewinnst von den Gräben erhalten würden, das will ich in der Folge zeigen, wo ich zugleich die rechte Art, sie zu verfertigen, angeben werde.

Die

Die zwote Abtheilung.

Wodurch, wie, und wenn die Felder gedüngt werden sollen.

Der Punct von den Düngungen ist von weitem und viel bedeutendem Umfange, viel grösser und wichtiger, als der gemeine Haufe der Landwirthe denkt. Denn einmal ist es noch nicht genug, überhaupt zu wissen, was Dünger sey, sondern es ist nothwendig, so wohl alle, als insbesondere die besten Arten desselben zu kennen, und hauptsächlich die Kunst zu verstehen, ihn reichlich und gut zu machen. Die Römer glaubten einst, und jetzt glauben es die Engländer, und unter den Franzosen alle Schüler des du Hamel, Turbilly, und des Chateauvieux, daß man durch öfteres Pflügen den schlechtesten Boden, ohne alles Düngen, zum fruchtbarsten machen könne, und es würde unvernünftig seyn, ihren Erfahrungen ins Gesichte zu widersprechen. Aber wie die Sache jetzt noch in unserm Vaterlande ist, so ist das kein Credo für den schlesischen Landwirth. Für ihn ist es also nothwendig, mit Dünger zu wirthschaften, und es wäre immer vortreflich, wenn man ihn in diesem Artikel als einen Meister kennte. Aber leider sehr viele meiner Landsleute versehen es oft, und man findet nicht überall Verständige, die mit gehöriger Beurtheilung, und nach der eigentlichen Beschaffenheit des Ackers den Mist wählen, oder die ihn zu vermehren, zu verbessern, und ihrem Lande recht zuträglich zu machen wissen. Um dieser willen werde ich vom Dünger umständlich reden, und sowohl seine Arten, als

die Mittel zur Vergrösserung seiner Menge und Güte bekannter zu machen suchen. Kluge Landwirthe, die dieses Unterrichts nicht nöthig haben, werden meinem gut gemeinten Eifer diese Weitläuftigkeit vergeben, und ich werde mich freuen, wenn ich durch ihn irgendswo zum Besten meines Vaterlandes etwas beygetragen hätte, wenn es auch in einer so schmutzigen und stinkenden Sache gewesen wäre, als der Mist ist.

Also zunächst von den verschiedenen Arten des Düngers, und denn von den Mitteln, ihn kräftiger zu machen, und ihn zu vermehren. Ich fürchte es nicht, daß man wider diese Eintheilung etwas einwenden werde, denn meinem Erachten nach ist sie natürlicher, als die Eintheilung der Predigten manches grossen Pfarrers, und um zu zeigen, wie viel ich in meiner Rede vom Miste vor ihnen voraus habe, will ich sogleich, ohne zum Handgriffe der Negativen meine geschwätzige Zuflucht zu nehmen, von den bekannten und gewöhnlichen Mistarten zuerst reden. Aber leider, das kann ich doch nicht ohne Vorrede thun, denn die müssen wir schon, der Ehre unserer Geistlichen wegen, zu allen unsern Auskramungen für unentbehrlich halten.

Der Mist ist seiner Beschaffenheit nach so verschieden als der Erdboden, zu dessen Verbesserung er gebraucht wird. Darauf muß der Landwirth genau Acht haben, wenn er nicht in Gefahr stehen will, seine Arbeiten umsonst gethan, oder wohl gar seinen Acker, anstatt gebessert, verschlimmert zu haben. Manche Felder sind naß, kalt, und schwer, andere locker, warm, und trocken. Der Leser wird doch nicht die Wieder-

holun-

holungen einer Sache, die er sonst schon gesehen hat, ahnden wollen? Will er das, so muß ich ihm zu seiner Beschämung sagen, daß er die Schriften der berühmtesten Leute, eines Cramers, Meyers, von Justi, von Moser, und anderer ihrer Größe, gar nicht gelesen haben kann, weil er die Schönheiten der Gelehrsamkeit noch nicht kennt. Also manche Felder sind naß, kalt, und schwer, andere warm, locker und trocken, so ist mancher Dünger hitzig und leichte, mancher fett und kühlend. Hitze auf Hitze, Kälte auf Kälte, würde gewiß Gift und keine Arzeney seyn, und schon diese Anmerkung versichert, daß es nicht gleich viel seyn könne, einen jeden Dünger auf jeden Boden zu legen, sondern daß es die Pflicht eines jeden Landwirths werden müsse, den Mist so gut als den Acker zu kennen, und beyde mit Beurtheilung zu wählen. Hierzu kommt noch ein anderer Umstand, der gleich wichtig ist, und auf den wenige zu ihrem Schaden merken. Dieser nämlich, daß mancher Dünger viel Saame vom Unkraut enthält, der sich entsetzlich ausbreitet, und oft ganze Felder verdirbt, wenn er auf Land kommt, das ihm angenehm ist, der aber auf einem Boden nicht auswachsen wird, welcher ihn nicht zupassen will. Doch zur Sache.

Der Pferdemist ist viel hitzig und wenig fett. Wenn er noch frisch ist, so ist er zu Frühbeeten vortrefflich, aber denn taugt er auf kein Land, wenn es auch kalt und feucht wäre, denn seine schnelle Kraft, die bald verraucht ist, würde zwar dem Landmanne vor Winters starke Saat zeigen, aber gewiß keine gute Erndte geben, weil er in der Folge die Pflanzen nicht dem An-

fange proportionirt, nähren kann. Ueberdem geht insgemein ein großer Theil des Heusaamens unversehrt vom Vieh ab, und man überzieht den Acker mit Unkraut, wenn man ihn frisch nimmt. Hat er aber eine Zeitlang auf dem Hofe gelegen, und seine erste jählinge Hitze ist überraucht, so ist er für kaltes Land zuträglich. Mit dem Kuhmiste ist die Sache anders, der ist kühlend und fett, uud man sollte ihn nur auf Sand oder auf die Hügel legen, die der Landwirth oft der Brandflecke beschuldigen will. Aber weder auf diese noch auf jene führe man Schaaf- oder Ziegenmist. Denn diese beyden Arten verbessern zwar durch ihre grosse, und lange anhaltende Wärme, und durch die vielen Salze, die sie bey sich führen, den kalten leimichten Boden, und sie sind in diesen Absichten erwogen, unter allen Düngungen, die wir vom Vieh erhalten, die besten und kräftigsten, aber sie schaden auch, ihrer natürlichen Güte ohnerachtet, durch ihre Hitze jedem warmen und trocknen Felde. Diesem wird besser durch Schweinsmist geholfen werden, der ist fett, gar nicht heiß, wie der Schaaf- oder Ziegendünger, und fast so kühle, wo nicht noch kühler, als der Kuhdünger. Insgemein nimmt man ihn zum Hoppen und zu schadhaften Bäumen, und nicht ohne Grund, denn die Erfahrung hat es gelehrt, daß seine ölichte und kühlende Güte beyden Gewächsen ausserordentlich nutzbar sey, und das am meisten in ihren Krankheiten, die insgemein von der Hitze ihren Ursprung haben. Aber auch allem warmen und trocknen Lande, wird er seine Dienste thun, und sie so gewiß nach dem Wunsche des Landwirths fruchtbar machen, als er den kalten und

nassen Feldern wenig oder gar keinen Nutzen schaffen wird.

Der Mist, den das Federvieh macht, ist sehr hitzig, voll flüchtiger Salze, und deswegen zu kaltem Lande ungemein dienlich. Der Taubenmist ist der hitzigste, und in den Gärten zu den Melonengewächsen insbesondere vortreflich. Deswegen sind die Perser, die größten Melonengärtner, ob sie gleich sonst nichts thun, als daß sie von Zeit zu Zeit Taubenmist um ihre Früchte legen, und diese begießen. Die Meynung, daß der Mist von Gänsen und allen Wasservögeln, dem Getreide und dem Grase mehr Schaden als Nutzen bringe, ist ein alter Irrthum, der gar nicht gerechtfertiget werden kann. Die täglichen Erfahrungen widerlegen ihn, nur darf man ihn freylich nicht auf Sand, oder ander hitziges Feld bringen, oder ihn im Sommer auflegen, wenn keine Regen gehoft werden dürfe, denn er ist, wie gesagt, heisser Art, er würkt schnell, und verbrennt alles um sich herum, so weit nur seine Kraft reicht, wenn er nicht durch Wasser oder Frost abgekühlt wird.

Da wir jetzt allgemein bekannte Düngungen vor uns haben, so dürfen wir des Schlammes nicht vergessen, der aus den Teichen, Lachen, und Graben genommen wird, und eben so wenig des Leimschuttes, den jeder Landwirth für eine nutzbare Düngung hält. Beyde sind dem Acker ungemein zuträglich, aber beyde nicht jeder Art. Jener gewiß dem hohen warmen Felde, dieser dem schweren kalten Boden. Wollte man umgekehrt wirthschaften, so würde man es zu seinem Schaden thun, denn der Schlamm würde auf nassem Lande

das

das Uebel vergrößern, und der Leimschutt die lockern Felder noch leichter machen. Wie gesagt, beyde der Schlamm und der Leimschutt sind vortrefliche Düngungen, aber beyde auf verschiedenen Boden, und beyde müssen überdem, wenn sie recht vortheilhaft würken sollen, einige Monate auf dem Haufen liegen, und oft umgestochen werden; Denn roh werden sie wenige oder gar keine Dienste thun, wenn sie auch auf das rechte Land gebracht werden.

Und nun ein Wort von den Düngungen, die weniger bekannt, und weniger gewöhnlich sind.

Die Gerberlohe verbessert das Land ungemein. Denn alle Baumrinden, besonders die von Eichen, enthalten viel und gutes Laugensalz, das zum Wachsthum der Pflanzen überaus viel beyträgt. Ein Fuder von ihr richtet auf festem kalten Boden mehr aus, als drey Fuder des besten Schaafmists, und sie ist von so dauerhafter Hitze, und hat so große Kraft, die Erde locker zu machen, daß das steifste Land, das man sonst nicht leicht zurechte bringen kann, blos durch drey oder viermaligen Gebrauch derselben zu allen Gewächsen überaus artbar wird; sie verwandelt es so gar, wenn sie mit zwey drittel Sand gemischt wird, in schwarze fette Erde. Man muß sie ausstreuen, wenn man zur Saat ackert, und denn wird sie im Frühjahre vortreflich würken. Wollte man sie früher aufs Land bringen, so würde sie schon im Herbste ihre Kraft zeigen, und das Getraide vor dem Winter zu gewächsig machen.

Die Seifsiederasche kann sich auf ihre Dienste, die sie dem Leimboden erzeigt, gleichviel einbilden,

und vielleicht wird sie wohl gar der Gerberlohe den Rang streitig machen wollen. Wenigstens ist es gewiß, daß sie ihrer Güte und ihrer Würkungen wegen, vor dem kräftigsten Schaafmiste den Vorzug behält. In meiner Gegend rechnet der Landmann ein Fuder von ihr, als vier Fuder von diesem, doch wird er sich bald zum Schaden rechnen, nun ihm das Fuder auf drey Thaler zu stehen kommt, und er es noch zwey auch drey Meilen holen muß. Denn beyläufig gesagt: so wahr auch die Wirthschaftsregel ist, daß man nichts vom Acker fordern dürfe, wenn man auf ihn nichts wagen wolle, so ist es doch auch wahr, daß man böse wirthschafte, wenn man mehr ausgiebt, als man einzunehmen hoffen darf, wie etwan zum Exempel die alle thun, die Stroh kaufen, um Dünger zu machen. Man sollte also die Asche, wenn sie im Preise so gestiegen ist, nur zur Verbesserung der andern Mistarten gebrauchen, wie ich in der Folge von ihr, und von allen denen Düngungen zeigen werde, die man nicht in Menge haben kann, wie etwan der Menschenkoth, die Spanerde, die Kammacherspäne und noch mehrere sind, deren ich deswegen weder vorher unter den gewöhnlichen erwähnet habe, noch jetzt unter den wenigen bekannten gedenken will.

Der Kalk ist zur Düngung auch sehr gut. Leichten sandichten Boden bessert er am meisten, kaltes Leimland aber hat von ihm nicht so großen Nutzen. Auf dieses sollte man nur lieber die Kalksteine ungebrennt, und nur in kleine Stücken zerbrochen, ausstreuen, und auf jenen mit gehörigem Maaße kommen, daß er nicht zu feste gebunden wird. Denn vielleicht

hat die Unvorsichtigkeit mancher Landwirthe, in der Art mit Kalke zu düngen, das Sprüchwort verursacht, daß der Kalk den Vater reich und den Sohn arm mache. Am besten und sichersten verfährt man, wenn er mit andern Sachen vermengt wird, ehe man ihn aufs Land bringt. Man nehme z. E. wechselsweise Kalk auf Rasen, und Rasen auf Kalk, und lasse diese Schichte sechs Monate über dem Haufen liegen, oder man mische Kalk unter den Schlamm oder Kuhdünger, und denn hat man ein erwünschtes Verbesserungsmittel des leichten Bodens, ohne es fürchten zu dürfen, daß der Nachkomme werde Schaden haben.

Ich habe so eben gesagt, daß man auf Leimland die Kalksteine ungebrennt, und nur in kleine Stücke gebrochen bringen solle. Mir deucht es, daß die Natur uns dieses lehre, und daß unsere Erfahrungen es bestätigen würden, wenn wir auf sie merken wollten. Es hat viele Aecker, auf denen wir eine ganze Menge kleiner Steine finden, und die deswegen doch vortreffliches Kornland sind. Der Landwirth würde es verschlimmern, wenn er sie zu sorgfältig ablesen wollte, denn sie schützen sein Land für Hitze und Kälte zugleich, und machen es überdem noch locker. Er nehme also nur die großen Steine ab, die etwan dem Pfluge im Wege sind, aber er lasse ja die kleinen ungestört liegen, denn vielleicht sind sie Kalksteine, oder aschenartig, wie das höchst wahrscheinlich ist; und denn ist es der Mühe werth, daß er die grösseren, die er abführen will, in Stücke zerschlagen, und auf leimichtes Land werfen lässet. Er kann leicht dahinter kommen, ob sie es sind, denn er darf nur ein wenig Scheidewasser auf den Stein

tröpfeln, erwärmt es sich und macht Blasen, so ist gewiß ein Kalkstein da, den er zu großer Verbesserung mancher Aecker gebrauchen kann, wenn er ihn auch nicht erst brennen will. Ueberhaupt sollte der Landwirth diese Probe mit seinen Steinen oft machen, oder eine andere vornehmen, die eben so leicht ist, nämlich seine Steine ins Feuer legen, bis sie gebrannt sind, und denn zusehen, ob sie im Wasser zergehen und sich auflösen, und vielleicht würde mancher zu seiner Beschämung gewahr werden, daß er sich oft über das als eine Plage beschweret, was ihm die Natur, als eine große Wohlthat vorhält.

Der Mergel ist eine vortrefliche Düngung für leimichte und für sandichte Felder, für schweren und für leichten Boden, aber nicht jeder Mergel für jedes Land. So widersprechend das auch zu seyn scheint, so wahr ist es doch, wie alle Erfahrungen bezeugen, und wie überdem die genauen Kenntnisse der Beschaffenheit des Mergels versichern. Seine Bestandtheile sind Leim, Kalk, und Sand. Der Stein, der Schiefer- und Muschelmergel streitet nicht wider dieses System, denn Schiefer und Muschel sind kalkartig, eben so wenig auch dieses, daß der Mergel so weich und ölicht anzufühlen ist, und nirgends Sand zu verrathen scheint. Sand ist gewiß in ihm, wie achtsame chymische Proben längst ausgewiesen haben, aber er ist der feinste Staubsand, der deswegen nicht leicht gefühlt wird. Hieraus erhellt, daß es kein Widerspruch sey, wenn man behauptet, daß der Mergel dem Leim- und dem Sandboden, dem festen und lockern Lande dienlich werde. Der Kalk thut es ja schon, wie aus dem vorhergehenden klar ist, und es

kommt

kommt also hier blos darauf an, welches von den Bestandtheilen, das herrschende ist. Ist es Leim oder Kalk, so haben wir den besten Mergel auf Sandacker, ist es Sand oder Kalk, so gehört er für Leimboden, und in beyden Fällen wird man seine ausserordentliche Kraft bis funfzehn, und allenfalls noch mehrere Jahre bewundern müssen. Versieht man es aber in der Beurtheilung desselben, und bringt Leimmergel auf Leimland, oder Sandmergel auf Sandacker, so wird man eher Schaden als Vortheil haben.

In seiner Farbe ist er so verschieden, so wie in seiner Lage. Man findet ihn grau, braun, blau, gelb, roth und in gemischten Farben, bald eben unter den ersten Erdschichten, bald tief unter Leim und Sand. Zuweilen kaum einer Ellen dicke, und das am gewöhnlichsten, wenn er gleich eben liegt, zuweilen viele Fuß, und an manchen Orten unergründlich tief, insbesondere da, wo er unter festem Thone oder morastigen ebenen Lande angetroffen wird. Er ist es in der That werth, daß er mit Sorgfalt aufgesucht wird, und es ist unbegreiflich, daß er so lange her unbekannt geblieben ist, da ihn doch schon Plinius, der ihn bey den Griechen sahe, das Mark der Erde nennt, durch das man den magern Boden fett machen könne. Diese Anmerkung sollte die alltäglichen Landwirthe schamroth machen, die alle Versuche der lateinischen Wirthe, wie sie dieselbe zu nennen belieben, verspotten, und ungerne einen Schritt weiter gehen wollen, als ihre Väter gegangen sind. Sie haben es den lateinischen Wirthen zu danken, daß diese, und die meisten andern Verbesserungen gefunden worden sind. Wie gesagt, der Mergel ist es werth, daß

er überall aufgesucht wird, und wenn es auch mit Mühe geschehen sollte, denn er ist ein ungemeines Düngungsmittel in seiner Kraft, und in seiner Dauer. In Frankreich lässet man sich nicht abschrecken, ihn auch achtzig Fuß unter der Erde auszuspüren, und die Landwirthe in der Grafschaft Artois übernehmen Gefahr und Kosten willig, wenn sie ihn nur finden. Sie scheuen weder das Wasser, das ihnen in so tiefen Gruben oft beschwerlich wird, noch die Arbeit, die ohne Zweifel groß seyn muß, und doch liegt er bey ihnen selten mehr als fünf Fuß dicke.

Ich freue mich in einer so wichtigen Sache meinem Vaterlande mit Wahrheit eine Lobrede halten zu dürfen. Gottlob! der Mergel ist in Schlesien nicht so unbekannt, als er es in manchen Provinzen Deutschlandes ist. In verschiedenen Creisen wird er mit großem Vortheile gebraucht, und aller Muthmassung, und meiner ganzen vollen Hoffnung nach wird er in kurzer Zeit allgemein bekannt werden. Vielleicht werden wir denn die Lehrer für andere, und welcher Verdienst für den schlesischen Landwirth, der es sich so oft hat gefallen lassen müssen, daß man ihn für einen Schüler im Ackerbau halten will. Gewiß der Mergel wird in kurzer Zeit weniger verborgen bleiben, wenn nur die Landwirthe sich nicht mit den gewöhnlichen Kennzeichen der Lage dieses himmlischen Geschenkes befriedigen, sondern es durch Erdbohrer fleißiger und tiefer, und an mehrern Orten unter jeder Art Landes suchen werden. Ihn zu kennen ist so schwer nicht. Man hat verschiedene Merkmale, von denen einige untrüglich sind. Insgemein bricht er in kleine eckichte

Stücke.

Stücke. Doch wird er auch oft als Stein gefunden, und als Bruchstein behandelt werden müssen. Oft zerfällt er auch durch die Erschütterung eines Schlages, und immer von der Kraft der Sonne und des Frostes, nur hier früher, dort später, nachdem er nämlich weniger oder mehr kalkartig ist. Der gewöhnlichste, der bis jetzt in Schlesien gefunden worden, fühlt sich fett und ölicht an, und wenn er eine Zeitlang dem Wetter ausgestellt und trocken geworden ist, so wird er zu Staub, und der Haufe hat das Ansehen, als sey er mit Reif überzogen, oder mit Salz überstreut. Das alleruntrüglichste Merkmal, sagen die Engelländer, die bis jetzt noch immer die besten Mergelkenner sind, das aller untrüglichste Merkmal, ihn von anderer Erde zu unterscheiden, die ihm ähnlich ist, wird dieses seyn: man bricht ein Stücke von ihm etwan in der Größe einer Mußkatennuß ab, lässet es völlig trocken werden, und thut es in ein Glaß reines Wassers. Ist er von der rechten Art, so wird er bald zu den weichsten und dünsten Brey werden, und eine Menge Perlen nach der Oberfläche des Wassers auffahren lassen. Ich streite nicht wider diese Erfahrungen, aber mir deucht doch, daß sie nur dem Kunstverständigen untrüglich seyn können, denn es hat eine Erde, wie ich bald anzeigen werde, die beynahe in allem diese Probe aushält, und deswegen leicht den Landwirth betrügen kann, wenn er sonst keine zu machen weiß. Und diese Erde ist für ihn gefährlich, wenn er sie als Mergel behandelt. Eine andere Probe scheint mir also richtiger zu seyn, und die Engländer rathen sie selbst an, wie ich sie denn mit ihnen jedem anrathen will; die Probe

nämlich, die wir schon oben bey den Kalksteinen vorgeschlagen haben. Man nehme Scheidewasser, oder andere scharfe und saure Säfte, man tröpfele sie auf etwas Mergel, und man habe Acht, ob er aufbraust und jährt. Je mehr dieses geschieht, je besser ist er zur Düngung, je weniger je schlechter, und wenn er es gar nicht thut, so ist er zu keiner Düngung nützlich. Noch kann man auch dieses als eine Erfahrung und Probe beyfügen, daß guter Mergel an der Sonnenhitze wie Kalk zergehen wird, sonderlich wenn auf einen heissen Tag etwas Regen folgt.

Ich habe so eben von einer Erde geredet, die man sorgfältig von dem Mergel unterscheiden müsse, und ich glaube Vergebung bey meinen Lesern zu erhalten, wenn ich sie mit den Worten des Herrn Mills, der sie aus den Zeugnissen des D. Home seines Landmannes genommen hat, für der Gefahr warne, der sie uns aussetzen kann. Man findet, sagt dieser engländische Landwirth, öfters in einerley Schicht mit dem besten Mergel eine Erde, die ihm an Ansehen sehr gleich, aber in der Wirkung sehr davon unterschieden ist. Sie hat eine dunkle Bleyfarbe. Anstatt daß sie die Erde fruchtbar machen sollte, macht sie vielmehr den besten Boden auf viele Jahre unvermögend, irgends eine Art von Pflanzen zu tragen. Eine so verderbliche Sache für den Acker verdient es, daß man ihre Kennzeichen sorgfältig angiebt, damit man sie vermeiden möge. Man sollte sie bis auf den Grund untersuchen, damit wir wüßten, woher ihre schädliche Eigenschaft rühre, und wie man ihr abhelfen könne, wenn sie irgend wohin gekommen ist. Mergel nimmt von dem Werkzeuge,

mit

mit dem er gegraben wird, eine Glätte an. Wenn man von jener Erde ein Stück aufhebt, das noch nicht lange in der Luft gelegen hat, so ist es im Geschmacke von dem Mergel ganz verschieden. Anstatt das letzterer einen glatten ölichten Geschmack hat, ist jene sauer, und ganz besonders zusammenziehend, darinnen kommt sie aber mit dem Mergel überein, daß sie im Wasser zerfällt. Hingegen ist dieses ein großer Unterschied, daß sie in scharfen Säften keine Jährung verursacht, und die Schärfe nicht im mindesten zernichtet. Sie färbt den Syrup von Veilchen roth, daher zeigt es sich, daß sie selbst Schärfe bey sich hat. Mergel giebt ihm hingegen, wie alle zehrende Erde, eine grüne Farbe. Um desto nöthiger ist es, den Mergel mit sauren Säften auf die Probe zu setzen, damit man sich wider den Gebrauch dieser schädlichen Erde verwahre.

Man hat bis jetzt noch kein festes Maaß ausgemacht, wie viele Fuder Mergel zur Bedüngung eines Morgens von 180 Quadratruthen gehören. Vielleicht wird man es auch in langer Zeit, der Verschiedenheit des Bodens, der Mannichfaltigkeit des Mergels, der Seltenheit und Neuigkeit seiner Proben, und der Dauer seiner Wirkungen wegen nicht thun können, die man doch abwarten muß. Doch so viel ist durch die Erfahrung von klugen und achtsamen Landwirthen ausgemacht worden, daß es besser sey, zu wenig als zu viel Mergel auf den Acker zu streuen. Man kann allemal nach Gefallen mehr hinzuthun, wenn man den Mangel gewahr wird, aber nicht den Ueberfluß wieder weg nehmen, wenn er schon im Acker ist, und dieser verdirbt

gemeiniglich die erste Erndte, denn der Mergel ist nicht genug aufgelöset, und es gehöret in diesem Falle wohl zwey Jahre dazu, ehe der Boden in seine gehörige Ordnung kommt. Am besten ist es, wenn man behutsam verfährt, den Mergel nicht bald, wenn man ihn ausgräbt, sondern denn erst, wenn er einige Monate der Luft und dem Froste zur Auflösung überlassen worden, aufs Land bringt, und dieses das erste Jahr zugleich mit anderm gewöhnlichen Dünger versieht; und am rathsamsten ist es, mit den Stücken die Probe und den Anfang zu machen, auf die man nach der jetzigen Art Haber säen will. So erhält der Mergel Zeit, sich aufzulösen, und seine Kraft im Acker zu zeigen, man kommt ihm in der künftigen Brache durch die Arbeit zu Hülfe, und der Weizen oder das Korn, das man nachher ausstreut, empfängt seine erste Wirkungen, die insgemein im zweyten Jahre zum Vorscheine kommen, denn bis ins neunte oder zehnte steigen, und wieder fallen, wie sie gestiegen sind.

Noch einer Düngung dürfen wir nicht vergessen, die in Schlesien jetzt nicht sehr bekannt ist, die aber vielleicht unsere Nachkommen sich mehr zu Nutze machen werden, ich meyne den Torf, der sowohl ungebrennt als Schutt betrachtet, als auch gebrennt in seiner Asche manche Art des Bodens verbessert. Nach einiger Meynung ist der Torf ein eignes Gewächse, das der Himmel vom Anfange gebildet, und dem er die Moräste zu seinen Wohnungen angewiesen hat. Andere beurtheilen ihn wie den Schimmel. Sie sagen: wenn Bäume und Sträucher erstorben und umgefallen sind, sonderlich an einem hohen Orte, wo sich Wasser darun-

ter sammlen kann, da geht es mit der Fäulniß langsam her. Mittlerweile wird klare gute Erde durch den Wind oder durch Wasser von höherem Boden zugeführt. Diese vermengt sich nach und nach mit dem Wasser, und mit dem, was von Gewächsen darinnen begraben liegt. Mit der Zeit bekommt dieses zusammen eine Festigkeit, woraus gewisse Pflanzen entstehen. So geht es immer weiter und weiter, bis endlich alles in dasjenige dichte Wesen verwandelt wird, das wir Torf nennen. In solchem Falle werden die Oele der Gewächse, und vieler Thiere, die im Wasser sterben, in die gute Erde, die sich mit dem Wasser vermengt, eingemischt, weil aber ihre gänzliche Verfaulung durch die mineralische Schärfe, die im Wasser ist, verhindert wird, so erlangen sie diejenige harzige Eigenschaft, die sich im Torfe zeiget.

Es sey nun, daß diese mit ihrer Gelehrsamkeit, oder jene mit ihrem treuherzigen Glauben Recht haben, so kommen sie doch darinnen beyde überein, daß der Torf ein nutzbares Gewächse zum Vortheile der Küche, und zur Verbesserung des Landes sey, und darinnen haben sie beyde Recht, denn schon lange bestätigen die Erfahrungen klüger Landwirthe diese Meynung. Wie der Torf zu Feuer so gut wie Holz gebraucht werden könne, werde ich an einem andern Orte darthun. Hier ist von ihm als einem Düngungsmittel die Rede, und hier kann ich durch die besondere Erfahrung eines Landwirths, auf die ich sorgfältig Acht gehabt habe, bezeugen, daß er den festen leimichten Boden locker und fruchtbar mache.

Im

Im Jahr 1764. ließ dieser Mann auf einem Torfhügel, den er besitzt, eine ganze Menge Ziegeln stechen, die er zur Feurung nutzen wollte. Vielleicht die Ungeschicklichkeit der Arbeiter, vielleicht die nasse Witterung, oder vielleicht die Natur der Torferde, die wenig haltbar ist, oder auch vielleicht alles zusammen verursachte, daß er kaum den zwölften Theil von den Ziegeln ganz erhielt, die er hatte zubereiten lassen. Sie waren in kleine Stücken zerbrochen, oder gar in Staub verfallen. Dieß reizte ihn, einen Versuch auf den Acker zu machen. Er betrachtete seinen Torf als eine frische lockre Erde, die Zeit genug gehabt hatte, fruchtbare Salze aufzufangen. Ueberdem war sie voll kleiner Wurzeln, und vieler verfaulten Erlenstöcke, von denen verschiedene Arms dicke waren, die aber wie der Torf selbst in Staub verfielen, und zur Spanerde wurden. Eine solche Mischung, glaubte er, müsse eine unverbesserliche Düngung seyn. Er ließ also den Schutt auf den trockensten Platz der Wiese führen, und einigemal umstechen. Nachher machte er eine zwiefache Probe, denn er ließ im Herbste auf eine Anhöhe, die mehr sandicht als leimicht war, zwölf Fuder zu einem Scheffel Aussaat, und andere zwölf Fuder auf einen niedrigen steifen Lettboden führen. Er that diesen doppelten Versuch aus dem Grunde, um sich zu überzeugen, ob er den Torf als Schlamm behandeln müsse, von dem er so viel ähnliches hat, oder aber als Spanerde angesehen werden solle, der er ebenfalls viel gleich ist. Im ersten Jahre waren auf beyden Aeckern die Wirkungen einerley. Das Korn stand dünne, und doch schwach am Halme, aber ohne allen Zusatz, und man fand nir-

gends

gends eine Spitze von Gras, zu dem doch das Land sehr geneigt ist, und das auf allen andern Stücken häufig wuchs. Im folgenden Frühjahre wurden beyde Stücke mit Gerste besäet, die ungemein fruchtbar wuchs, und die beste Erndte gab, doch viel vorzüglicher auf dem niedrigen Acker, auf dem sie am Halme und an der Aehre stärker und grösser stand, als die, welche auf der Anhöhe war. Der nämliche Unterschied zeigte sich denn, wie beyde Flecke wieder mit Wintergetreide bestellt worden waren. Das Korn auf den leichten Acker stand nichts besser, als auf den Feldern der Nachbaren: aber der Weizen auf dem steifen Boden zeichnete sich in seinem Wuchse und in der Erndte aus, denn er war in beyden vortreflich. Hieraus wurde klar, daß der Torf für festes Land gehöre, und es wurde durch die Wirkungen bestätiget, die der Schutt auf dem Platze der Wiese verursachte, auf dem er war umgestochen worden. Dieser Platz ist letticht. Er blieb beynahe durch das ganze fünf und sechzigste Jahr kahl, erst spät im Herbste erschien hier und dort eine kleine Spitze Gras. Aber 1766. sahe seine Gestalt viel anders aus. Es wuchs ein vortrefliches fettes Gras, das seiner Größe wegen dem Flecke von weitem das Ansehen eines Hügels gab, und so ist sein Wuchs noch 1769.

Mit der Asche des Torfs hat dieser Landwirth auch verschiedene Versuche gemacht. Sie zeigt die nämliche und wohl noch grössere Kraft als der Torfschutt. Sie macht den festen Boden locker und reiniget ihn von Unkraute. Sie scheint sogar ein Gift wider die Quecken zu seyn, wie in einem Quartiere des Gartens bemerken wurde, auf dem, seit es mit Torf-

asche gedünget worden war, viele Wurzeln dieses Unkrautes gänzlich erstorben lagen. Ich vermuthe auch, daß die Wirkungen dieser Asche von längerer Dauer sind, als sie der Schutt hervorbringt: Denn man findet sie zwey auch drey Jahre, ohne daß sie etwas von ihrer rothen Farbe verliehrt, ob sie auch in der Zeit mit dem Acker oft umgearbeitet wird.

Ich kann unmöglich den Punct, die noch nicht allgemein bekannten Düngungen betreffend, verlassen, ohne noch vorher einer Sache zu erwähnen, die genau zu ihm gehöret. Erbsen und Wicken haben schon die Alten zu einem Verbesserungsmittel für magere Felder gebraucht, wie Hohberg und viele seiner Vorgänger bezeugen, und es ist besonders, daß die Nachkommen diese gute Mode abgelegt haben, da sie doch über vielen andern unnützen oder wohl gar schädlichen Weisen in der Wirthschaft so hartnäckig und fest halten. Erbsen und Wicken reinigen das Land vom Unkraute, und machen es locker und fett, wenn man sie zu der Zeit unterpflügt, wenn sie zur Blüthe angefangen haben. Die Erbsen sind von noch grösserer Kraft als die Wicken, und man kann getrost auf das Land, das man mit dieser grünen frischen Waare gedüngt hat, Weizen säen, und die beste Erndte erwarten, wenn man sonst vielleicht von der armseligen Beschaffenheit des Stückes kaum den Haber gewagt hätte. Jeder Landwirth kann sich bald von der Wahrheit überzeugen. Der Versuch wird wenig kosten. Ein Scheffel Erbsen, allenfalls die geringsten die er hat, und die er weder zum Verkauf ausstellen, noch in seiner Küche nützen kann, und ein Stück mageres ausgehungertes Land.

Der

Der Erfolg wird es darthun, wie vortheilhaft diese Düngung sey. Ich habe im Breßlauischen bey einem Herrn, den ich seiner Einsicht und seines Fleißes in der Landwirthschaft, wie seines guten Herzens, und seiner andern vielen Vorzüge wegen, hochschätze, Versuche gesehen, über deren Erfolg ich erstaunt bin. Er hatte einige Scheffel Erbsen auf einem Lande unterpflügen lassen, das nach der Versicherung der alten unter seinen Leuten, wohl seit dreyßig Jahren nicht gedüngt worden war, und erndtete Weizen von so ausserordentlichem starken und fruchtbaren Wuchse, als keiner auf seinen besten Feldern stand. —

Doch genung von den verschiedenen Arten des Düngers, und nun ein Wort von den Mitteln, ihn zu vermehren und zu verbessern.

Es ist eine ganz allgemeine Klage in der Landwirthschaft, sagt ein öconomischer Schriftsteller in den schlesischen Sammlungen, in seinen Gedanken von Erhaltung und Gebrauch des Düngers — (eine Abhandlung, die von der Einsicht und den vielen Erfahrungen ihres Verfassers zeugt, und die, einige Puncte ausgenommen, meinen ganzen Beyfall hat,) — es ist eine allgemeine Klage, daß man nicht gnugsamen Dünger machen kann, um dadurch die Felder in recht tragbaren Stand zu setzen — das ist böse, würde der alte Columella ausrufen, wenn er diese Klage hörte, das ist sehr böse! Ich habe es ja schon zu meiner Zeit die Welt gelehrt, wie sie diesem Mangel abhelfen könne, und ich habe noch oben darauf auf gut kartaginensisch einen derben Trumpf gesetzt, daß die alle schlechte Wirthe

sind,

sind, die nicht in dreyßig Tagen von jedem kleinen Vieh ein Fuder, und von jedem großen wenigstens zehen Fuder Mist machen können— Nun das ist entsetzlich, auf diese Art seynd wir wohl alle arme Sünder, denn die Methode dieses Landwirths, ist ja bey uns gar nicht Sitte. Und doch werden wir es zugestehen müssen, daß seine Kunst bewährt und immer thulich sey, und daß wir ihn für keinen Aufschneider halten dürfen, wenn wir auch vor seine Fuder vier Pferde spannen, wie er wohl nicht gethan haben mag. Der Mann führte eine große Menge Leim oder Schlamm auf seinen Mist, den er auf Sandacker bestimmt hatte, und Sand, Schutt, und was sonst noch zu seiner Absicht tauglich war auf den Dünger, der für Leimboden gehörte, mischte alles wohl durch einander, und so wurde freylich durch den vielen Zusatz, aus dem kleinen Häufchen, das ihm sein Thier gab, ein Fuder; aber so konnte er auch mit Wahrheit hinter sein Recipe setzen: Probatum est.

Aufrichtig zugestanden, der Landwirth ist mit Recht zu tadeln, der nicht auf die Vermehrung und die Verbesserung seines Düngers bedacht ist. Denn so lange wir noch nicht die engländische Wirthschaft lernen wollen, bey der man wenig Dünger bedarf, so lange sollte es wahrhaftig unsere vornehmste Sorge mit seyn, viel und guten Dünger zu haben. Aber wie es scheint, so sind wenige darum bekümmert. Denn man mag unsern Mist auf den Höfen, oder auf den Feldern sehen, so zeugt er überall von unserer Nachläßigkeit, und doch hängt der Vorfall oder die Aufnahme unserer Landgüter größtentheils von einer guten oder schlechten Wirthschaft

im Dünger ab, wie alle erfahrne und kluge Landwirthe zugeben werden. — Man kann den Mist zu einer Zeit in der Menge und Güte reichlicher machen, und in der That ohne große Kosten, allenfalls auch ohne viele Mühe, wenn nur einmal die Einrichtung dazu getroffen ist.

Zunächst besorge man im Hofe eine Miststäte, die ist zu unserer Kunst unentbehrlich, ausser in Absicht auf den Schaafdünger, der auch wohl im Stalle zubereitet werden kann, wenn dieser nämlich geraum und hoch genug ist. Diese Miststäte kann groß oder klein seyn, nach dem man großes oder kleines Land hat. Aber sie darf niemals zu tief seyn, weil man sonst den Ueberfluß des Wassers, der sich in ihr leicht ereignet, nicht bequem abziehen kann, und weil es auch das Aufladen beschwerlich machen würde. Ihr bequemster Platz, wenn es sonst der Hofraum verstattet, ist der, wo man zu allen Ställen gleich weit hat. Wird sie nicht im Boden mit Steinen ausgepflastert, welches doch zur Erhaltung und zur Ausfuhr des Mistes sehr gut ist, so muß es wenigstens an den Seiten geschehen, damit sie nicht eingetreten, oder durch Regen und andere Zufälle herabgebrochen werden: Die Seite nur ausgenommen, die die nächste am Hofthore ist, und wo man den Dünger ausführen will, die kann mit Bretern oder Bohlen ausgestellt werden, welche leicht weggenommen, und leicht wieder an ihren Platz gebracht werden können. Von dieser Seite an, gehet zur entgegengesetzten Seite der Boden allmählig tiefer, damit der Wagen zum Aufladen bequem in die Miststäte geschoben, und denn wieder ohne Schwierigkeit herausgezogen werden kann.

Aus allen Ställen müssen verdeckte Rinnen in diese Miststäte gelegt werden, um die Viehjauchen abziehen zu können, die der Wirth in keinem Stall lassen muß, und die in der Grube zu großer Verbesserung des Düngers dienen werden. Aber diese Rinnen müssen höher stehen als die Röhre, die aus der Miststäte auf einer andern Seite in einen Wasserfang geführt wird, der nicht weit von ihr gebaut werden muß. Dieser auf allen Seiten auf meine Art mit Steinen gepflasterte Wasserfang, (denn so muß er meinem Erachten nach aussehen,) dient zu einer doppelten Absicht, um nämlich nicht nur der Mistgrube den Ueberfluß der Nässe abzunehmen, der dem Dünger schädlich seyn würde, sondern ihr auch Feuchtigkeit zurück zu geben, wenn sie welche bedarf. Daher muß er so eingerichtet werden, daß das Wasser in ihm angespannt, und wieder in einen Graben gelassen werden kann, der am nützlichsten in den nächsten Garten geht; nachdem er nämlich in Rücksicht auf die Bedürfnisse der Miststäte zu viel oder zu wenig Wasser enthält. Ist die Einrichtung auf diese Art getroffen, so hat der Landwirth Behältnisse, die seinem Hofe zur Zierde, und seiner Wirthschaft zum Nutzen sind. Warlich seinem Hofe zur Zierde, denn nun kann dieser immer trocken und reinlich seyn, welches er bey wenigen ist, und doch bey allen seyn sollte, und gewiß zum Vortheil seiner Wirthschaft, denn er hat an dem Wasserfange für seine Gänse und Enden einen Lustteich, und er kann in der Miststäte seinen Dünger vermehren und bessern, wie er nur will. — Wie dieses letztere geschieht, wollen wir jetzt hören.

Ich habe schon oben gesagt: Daß weder der Schaafmist noch der Pferdedünger für den Sandboden tauge, und daß es mit dem Küh- und Schweinsmist in Absicht auf das Leimland gleiche Beschaffenheit habe. Auch das, deucht mir, habe ich gesagt: Daß alle diese Arten des Düngers unter einander gemischt jedem Acker dienlich sind. Man thue sie also nur, so wie sie aus den Ställen gebracht werden, in die Miststäte, und man sorge dafür, daß keine Art alleine zu liegen komme, sondern daß sie immer Schichtweise auf einander gestellt werden. Und so ist schon ein großer Theil der Arbeit, ohne Kosten und ohne Mühe vollbracht, die die Verbesserung des Düngers fordert, wenigstens nicht mit mehr Mühe, als bey der gewöhnlichen Art auszumisten angewendet werden muß. Was ferner zu ihr, und insbesondere zur Vermehrung gehört, wird mit genauerer Rücksicht auf die Beschaffenheit des Bodens geschehen sollen. Ist dieser fester Leim, so muß jede Lage Mist mit einer Lage Sand, mit Schutt von Torf oder von alten Häusern, mit Spanerde, Kammmacherspäne, Streulaub, Seifensieder- oder Küchenasche, Gerberlohe, oder was sonst den festen Boden locker macht, bedeckt werden; und ist er Sand, so nimmt man Leim, Schlamm, Kalk, und alles übrige, was die Kraft hat zu binden, oder zu kühlen, zur Vermischung. Es versteht sich von selbst, daß man alles Gemülle, den Kehricht, Urin und Koth von Menschen, die Spanerde, und zehnerley sonst noch, auf das wenige Wirthe achten, in die Miststäte bringen muß. Wir gedachten dieser Düngungen vorhero nicht, weil man sie sonst nirgends als nur in großen Städten in Menge ha-

ben kann, und weil sie überdem zur Vermehrung und Verbesserung des Düngers nützlicher sind, als wenn sie einzeln gebraucht worden.

Ich kann mit großer Zuverläßigkeit behaupten, daß der Landwirth durch diese Einrichtung kräftigern Dünger erhalten werde, als ihm jemals des bekannten Zeigers so hoch angerühmte Mistbrühen oder Düngeröle geben können, (die dieser doch wohl von dem alten Hohberg gelernt haben, und nur aus der blauen Lette gezogen haben mag,) wenn er zumal um seine Miststätte gewächsige Bäume, etwan Pappeln oder Weiden pflanzt, die ihr die Sommerhitze abhalten, und im übrigen alle die Dienste thun werden, die Reinhardt durch sein kostbares, auf Pfosten gebautes Dach erhält. Und seine Sorgfalt, auf diese Art den Mist zu vermehren, und zu verbessern, wird ihm in allen Zweigen seiner Wirthschaft wichtige Vortheile zuwege bringen. Denn das ist gewiß, je reichlicher und kräftiger der Dünger ist, je fruchtbarer wird das Feld, je gesegneter die Scheune, je vermehrter der Viehstand, um desto schätzbarer sein Gut, und — welches doch das nöthigste für den schlesischen Landwirth ist, um desto gesünder und voller sein Geldbeutel.

Und nun habe ich noch, wie die Ueberschrift des Capitels besagt, von zween Puncten zu reden, wie und wenn nämlich gedüngt werden sollte? Der Leser darf es nicht fürchten, daß ich schon wieder beym Paradiese anfangen, und beym späten Abende auf dem Misthaufen zu schwatzen aufhören werde. Ich habe nur ein paar Worte zu sagen, und die will ich obendrein noch

in

in einem Odem herplappern. — Das Maaß im Düngen muß die Klugheit des Landwirths bestimmen. Man kann der Sache zu viel und zu wenig thun; doch eher das letztere als das erstere, wie wohl auch viele dieses Fehlers beschuldiget werden könnten. Der Landwirth muß seinen Boden kennen, und die Bedürfnisse eines jeden Stücks wissen. Nach diesen muß man sich richten. Thut man dieses, so wird ohne Zweifel eine böse Gewohnheit aus der Mode kommen, die die Faulheit oder der Hochmuth, oder beyde zugleich erfunden haben, die Mode nämlich, daß so viele allen Dünger dem nächsten Acker geben, und den entfernten oft achtzehn und mehrere Jahre ohne Hülfe lassen. Rechneten diese gute Herren, so würden sie finden, daß hier der Ueberfluß den Mangel auf jenen Stücken nicht ersetze, und daß die Arbeit und Kosten umsonst auf die dürftigen Felder gewendet worden. Eben so unüberlegt verfährt man, wenn man die Niederungen reichlicher als die Anhöhen bedüngt, die vor ihnen liegen. Und thut man das nicht insgemein unter dem halbwahren Grunde, daß der Weizen, den man auf das untere Stück säet, mehr Nahrung haben müßte, als das Korn, das oben zu stehen kommt? Aber man sollte deswegen doch umgekehrt handeln, denn Regen und Wind werden ohnedem schon vom Hügel den Ueberfluß der Geilheit in das Thal herabführen, wenn er welchen vorräthig hat, und es wird nur ein paar Furchen mehr kosten, die über das niedrige Stück gezogen werden, so wird man ihn verbreiten und behalten können. Ausser diesen allgemeinen Regeln, wird man noch annehmen dürfen, daß auf einen Morgen von hundert und achtzig

Quadratruthen, sechs vierspännige Fuder von unserm verbesserten Dünger, ein nothdürftig zureichendes Maaß sind, wenn der Acker in drey Jahren wieder bemistet wird. Daß sie aber gewiß nicht zureichen werden, wenn ihre Kraft sechs und mehrere Jahre dauern soll. Und überhaupt muß man merken, daß es immer klüger und nützlicher gehandelt sey, in jeder Brache das Land mäßig zu düngen, als es auf einmal mit Nahrung zu überladen, daß es durch viele Jahre nach unserm Wunsche satt und tragbar seyn solle.

Und welche ist nun die beste Zeit, den Dünger auszuführen? Ich gestehe es, ich ärgere mich noch immer über das Kunstwort in der Landwirthschaft: Die große Mistfuhre. So wie ich es durch die Mühe meiner Meister, und durch meine Aufmerksamkeit auf das Verfahren der meisten übrigen Wirthe begriffen habe, so heisset es: Man führe den Dünger nach geendeter Frühsaat allen auf einmal aufs Land. Und was geschieht mit ihm auf dem Brachfelde? Nichts sonst, als daß er in kleine Haufen gelegt wird, in denen er oft bis zur Erndte, und noch länger auf einen wohlthätigen Pflug warten muß, der ihn für der Sonne, für dem Regen, und wider das feindselige Gewühl der Schweine verbergen soll. So war er ja sicherer in der Miststäte, und vielleicht eben so vortheilhaft für das Land, wenn er auch gar nicht wäre ausgeführt worden, als er nun ist, nun ihn die Hitze und andere Zufälle verzehrt haben. Wenn nicht so viel, doch warlich nicht viel weniger, denn die Erfahrung sagt es in allen Jahren dem Landwirthe, daß die Aecker übel dran sind, auf denen die Misthaufen so lange, ohne untergepflügt zu

werden,

werden, stehen bleiben. Er will nur nicht darauf merken, und doch wird er es wissen, daß der Kranke selten dadurch gesund werde, wenn man ihm die Arzney so lange vor das Maul hält, und sie ihn nicht eher giebt, bis sie verraucht und ohne Kraft ist. Wenn nun beym Acker der Glaube so viel thun könnte, als er doch noch zuweilen bey den Menschen hervorbringt, die sich ohne Schwierigkeit von jedem Saalbader betrügen lassen.

Aber, kluger Herr! wie ist diesem Uebel abzuhelfen? so werden vielleicht viele sagen, (denn beyläufig erinnert, ich denke doch wohl, daß viele mein Buch zu meiner, und zur Freude meines Verlegers lesen werden,) wie ist diesem Uebel abzuhelfen. Wenn man für anderer Arbeit, die durchaus nicht warten will, nicht dazu kommen kann, den Dünger unterzupflügen? Wie diesem Uebel abzuhelfen sey? Mir dünkt, durch eine vernünftige Einrichtung der Arbeiter, und durch einen klugen Gebrauch der Zeit, wie hier und da noch mancher nachahmungswürdiger Wirth durch sein Beyspiel beweiset, und wie ich auch wohl auf dem Papiere darthun könnte, wenn ich unnöthig weitläuftig werden wollte. Wahrhaftig es ist böse, daß der Dünger nicht so bald untergepflügt wird, als man ihn aufs Land bringt. Das soll man jedesmal thun, wenn man mit Vernunft und mit Vortheil wirthschaften will. Lieber führe man doch einen Theil von ihm im Winter heraus, wenn er nun ja eine Zeitlang auf dem Felde liegen soll, etwan auf die Stücke, die man zuerst brachen will, oder die man noch vor der Herbstsaat zu nutzen denkt. In der Kälte wird er weniger Schaden leiden, und man wird eher Raum gewinnen, nachher nur jedesmal so

viel auszuführen, als man bald unterpflügen kann. Jedoch diese Regel ist nur für die, welche aus Noth oder Saumseligkeit im Sommer kein anderes Futter für ihr Vieh haben, als das ihnen zum Schaden ihrer künftigen Erndte, und insgemein zum Betruge des armen hungrigen Thieres ihr kahles Brachfeld geben muß. Die mit Klee wirthschaften, oder besondere Viehhütungen haben, bedürfen ihrer nicht einmal, und diese gewiß gar nicht, die nach unserm Vorschlage das Land eintheilen wollen; diese können immer wechselsweise Dünger führen, und ihn unterpflügen, ohne so genannte Erlauben und Aufweiden auf der Brache zu machen, die ärgerliche Fessel für einen vernünftigen Landwirth, und überhaupt schädlich sind.

Ob der Dünger rathsamer im Frühjahre oder im Herbste ausgeführt werde, ist eine andre Frage, und noch immer eine Streitfrage, die, so viel ich weiß, noch nicht entschieden ist. Der eine wählt die erste, der andere die letzte Zeit, als die beste. Ich werde nicht die Gründe für und wider die Meynungen einer jeden dieser Partheyen erzählen. Sie haben beyde viel Wahrscheinlichkeit, und beyde viel Beschwerlichkeit. Der Landmann muß sie nach dem Zusammenhange seiner Wirthschaft, beurtheilen, und denn kann es seyn, daß dem einen die Zeit bequemer und vortheilhafter wird, die dem andern lästiger und schädlicher seyn würde. Ueberdem darf er nicht vergessen, darauf zu merken, wie beyde seine Winter- und Sommerdüngungen beschaffen sind, und ob er sie bis zum Herbste in seinem Hofe bey voller Kraft erhalten könne, oder nicht. Das eine will ich noch hinzusetzen. Auf schweren festen Boden sollte man

nie

nie im Herbst Dünger bringen, man macht ihn unstreitig noch steifer, und die Arbeit geht zum Theil verlohren, die man vorher auf ihn gewandt hat, und langen strohichten Mist sollte man am wenigsten wählen, wenn man ihn kurz vor der Ackerarbeit ansführen will, die zur Saat geschieht. Er ist dem Pfluge und der Egge hinderlich, macht zwiefache Mühe, zugeschweigen, daß er kaum zur Hälfte dem Lande zu Gute kommt, bequeme Nester für die Mäuse abgiebt, und daß der Saame durch ihn auf Haufen geschleppt wird.

Die dritte Abtheilung.

Wie und wenn das Land vom Unkraut gereiniget werden solle.

Das Unkraut ist gewiß einer von den größten Feinden des Landwirths, der ihm alle seine Mühe, die er auf den Ackerbau verwendet, vergeblich machen, und alle seine Hoffnungen rauben wird, wenn er sich ihm nicht mit aller Kraft widersetzt, und ihn auszurotten sucht. Aber das ist so leichte nicht, als es wohl etwan die Bequemlichkeit wünschen mag, denn der Feinde sind leider viele, und wahrhaftig noch mehrere, als es unter den Menschen Kosacken, Kalmucken, Tartarn, Karaiben, Massakern, und noch tausend andere räuberische Nationen in allen vier oder fünf Welttheilen hat, die Diebsinseln mit eingeschlossen, die von der Arbeit und dem Fleiße gesitteter Völker leben wollen, und überdem sind die vielen großen Heere des Unkrauts, so schlau, so gefräßig, und so wenig anders, als durch

ihren Tod zu zähmen, als wie es die Freybeuter unter dem menschlichen Geschlechte seyn sollen.

Mit dem Unkraute in Frieden leben, und es allenfalls geruhig, ohne es zu stöhren, wachsen lassen, das kann auch der frömmste Quäcker nicht thun. Streiten müssen wir mit diesem Feinde, denn unsere Gleichgültigkeit gegen seine Raubereyen, würde die unverantwortlichste Faulheit seyn, und gänzlich besiegen müssen wir ihn, wo wir anders aus diesen Feldzügen mit Ehre und mit Vortheil zurückkommen wollen. Nun, und wie werden wir das thun können? Ehe ich diese Frage beantworte, so muß ich doch wohl zuvor von den verschiedenen Arten des Unkrauts, von seiner Weise zu wachsen und sich auszubreiten, und von seiner größern oder kleinern Schädlichkeit reden, und denn von den Mitteln, es auszurotten.

Alles was auf unsern Aeckern von sich selbst, ohne unsern Willen und unsern Fleiß wächst, und das wir nicht zu erbauen wünschen, das ist, nach aller gelehrter Landwirthe Meynung, das Unkraut. Wie viel werden wir nicht also hieher rechnen müssen, denn das sagt uns ja die jährliche Erfahrung, daß unser Land vielerley trägt, das es nach unserm Wunsche nicht tragen soll. Doch wir wollen nicht sinnreich werden, um das Uebel zu verfältigen, über das wir uns beschweren. Ein jedes Gräschen soll deswegen nicht bald in unserm Augen Unkraut seyn, weil es auf unserm Getreidelande steht. Es mag stehen, und allenfalls künftig unser Schaafsutter verbessern, aber nur unter der Bedingung, daß es dem Wuchse des Getreides kein Hinderniß entgegen stellt.

stellt. Thut es dieses, so ist es Unkraut, das wir ausrotten müssen; denn nur dadurch eben wird es unser Widersacher, wenn es die Frucht verdirbt, die wir in ihrem vollen Wucher erndten wollen, und uns durch seine Gierigkeit um die Vortheile bringt, die wir hoffen können.

Indem ich dieses Unterscheidungszeichen des Unkrauts angebe, so sage ich auch meinem Dünken nach, daß uns nicht jedes gleich schädlich sey. Und so ist die Sache. Indessen folgt daraus nicht, daß wir nur auf die Vertilgung dessen denken sollten, das uns am meisten schädlich ist, und daß wir das gar nicht in seinem Wuchse stöhren dürften, was uns eben nicht bald grossen Nachtheil verursacht. Der vernünftige Landwirth wird überall seinen Nutzen suchen, und überall, wo er nur kann, allenfalls auch den kleinsten Schaden verhüten sollen. Es wird also auch nöthig seyn, daß wir wenigstens die meisten Arten des Unkrauts kennen lernen, und daß wir alles genau bemerken, was uns die Versuche erfahrner Feldbesteller versichern, um dem Uebel zu steuren, das uns drohet. Aber der Leser befürchte ja nicht, daß ich alle die Schriftsteller vom Herrn Apulejus an, bis zu dem Herrn Orth oder bis zu dem neusten Nürnberger Wirthschafter plündern werde, die uns mit heidnischer und mit christlicher Gewissenhaftigkeit alles Unkraut, auch das so gar beschrieben haben, das sie nicht einmal kannten. Ich habe sie wohl gelesen, mit unter zwar nur im Tittel, wie sie mir der Kaiser Constantin, und etwann der Ritter Linnäus, oder die alten und neuen Herrn von Kriticker angegeben haben, aber nur dem Vaterlande zur Ehre

habe

habe ich sie gelesen, damit ich am Ende meinen Landsleuten versichern könnte, wie sie von einem alten erfahrnen schlesischen Bauer, oder von jeder bewährten Kräutersammlerinn alles eben so gut, und obendrein noch näher, wohlfeiler, und zuverläßiger erlernen könnten. Und nun, nach der Methode eines solchen alten Kräuterkundigen, der so ernsthaft wie ein Engländer aussieht, will ich erzählen, und warnen, und Rath geben.

Queckengras, wilde Wicken, Trespe, Raten, wilder Haber, Steinklee, Klapper, Wachtelweizen, Disteln, und wilder Senf, sind gewiß sehr schädliche Arten des Unkrauts, die sehr schwer gänzlich auszurotten sind. Denn ein Theil von ihnen vermehrt sich durch seine Wurzeln, und je vielfältiger diese der Pflug durchschneidet, oder die Egge zerreisset, je fruchtbarer wachsen sie, wenn die Witterung nur irgend etwas feucht ist. Ein anderer Theil hat einen so wunderbürstigen harten Saamen, daß er durch viele Jahre unversehrt im Acker liegt, und auch denn nicht einmal vertilgt wird, wenn man das Land, wie du Hamel versichert, ein römisches Jubiläum unbearbeitet lässet. Ueberdem werden die meisten dieser Arten eher reif als das Getreide, zwischen welchen sie aufwachsen, ihr Saame säet sich also selbst, und der Landwirth schmeichelt sich umsonst mit der Hoffnung, daß er ihn durch die Fege erhaschen werde. Am gewissesten würden sie alle ausgerottet werden, wenn man den Acker, der durch sie vergiftet ist, einige Jahr mit Klee nützte, und denn seine Oberfläche einen Stich tief abschnitte, verbrennte, und die Asche ausbreitete. Man würde

auch

auch durch dieses Verfahren so gar vortrefliches Weizenland gemacht haben. Aber ich glaube nicht, daß dieser Vorschlag bey meinen Landsleuten Gehör finden wird, es müßte denn irgendswo ein Marquis von Turbilly seyn, der es auch allenfalls ohne meine Erinnerung thun würde, wie es der in Frankreich gethan hat. Auch dadurch würde man das Unkraut bändigen, wenn man nach der neuen engländischen Manier den Acker zurichtete. Denn es ist unmöglich, daß es zur Kraft kommen kann, wenn es so ofte in seinem Wuchse gestört wird, wie bey dieser Wirthschaftsmode geschehen muß. Aber auch für diesen Rath erwarte ich keinen Dank, weil, so viel ich weiß, bisher kein schlesischer Landmann eine andere engländische Mode nachthun will, als nur die, zu welcher er Ehrenhalben in seiner Kleidung, im Punsche, und in der Verzierung seines Pferdes verbunden ist. Und endlich gewiß genug, auch dadurch würde man der Meister vom Unkraut werden müssen, wenn man die Eintheilung, die Bearbeitung und den Gebrauch der Felder beliebte, wie ich sie vorzuschlagen gewagt habe. Denn was der Klee nicht tödten könnte, würden wir mit wenig Mühe auf den kleinen Acker, den wir pflegen sollen, zu vernichten im Stande seyn, und meiner Meynung nach ist es ungezweifelt, daß wir in kurzer Zeit reines Land haben würden; aber ich wollte nicht gerne überall und für alles meine Waare anpreisen, damit mich ja nicht etwan der Unglaube zur Würde des Quacksalbers erheben möchte. Es bleibt mir also nichts übrig, als daß ich die ersten besten alten Mittel angebe, die schon seit vielen hundert Jahren bekannt sind, ob ich es gleich gestehen muß,

daß

daß ich es ungerne thue, weil ich mich immer, wie jeder heutige gut französirte Deutsche, über den gothischen Geschmack meiner Väter ärgere, der so schwerfällig, so ängstlich, und gar nicht so sorgenfrey und so pudelnäckisch aussieht, als der unsere. Doch bey alle dem haben unsere Greise in der Methode, das Unkraut auszurotten, viel vor uns voraus gehabt, und wir dürfen uns gar nicht schämen, sie nachzuahmen; sie nach der heutigen Welt erst aufzustutzen, wäre so wenig galant als nützlich.

Vor das erste sahen die Leute der vorigen Zeit darauf, daß das Land nicht etwan durch ihre Schuld mit Unkraut besetzt würde. Denn ins Ohr gesagt: Sie übertreffen uns im Gewissen so weit, als wir sie im Witze übertreffen wollen. Sie sorgten deswegen mit vielem Fleiße für reinen Saamen, und wenn sie durch Wurfen, Fegen, Sieben, und Baden nicht zu ihrem Ziele kommen konnten, so ließen sie sich so gar die Kosten nicht dauern, ihn von andern Orten herzuholen, wenn sie nur wußten, daß sie ihn rein erhalten konnten. Nächst diesem hüteten sie sich, daß sie nicht durch ihren Dünger Unrath auf den Acker brächten. Sie hatten es bemerkt, daß das Vieh vielen Heusaamen unversehrt von sich gebe, und daß das Stroh, das sie in die Ställe streuten, oder in ihre Miststäten wurfen, insgemein viel Unkraut enthalte, das ihr Land verderben, und ihre Erndte verschlechtern würde, wenn sie den Dünger noch frisch nehmen wollten. Er mußte also zuvor verwesen, ehe sie ihn ausführten, und um daß sie ihre Absicht desto gewisser erreichen möchten, so mischten sie Ruß, Kalk, Pott- oder Seifensiederasche unter, weil

sie es aus der Erfahrung gelernt hatten, daß diese Dinge dem Unkraute feind waren, und es ohne Mitleiden verzehrten. Das hinderte sie nicht in der Ausführung ihres Vorhabens, daß auf diese Art ihres Düngers weniger wurde. Sie glaubten ihn desto kräftiger zu haben, und überdem wußten sie die Kunst, ihn durch eine Menge Sand, Leim, oder Schlamm zu vermehren, den sie nach Beschaffenheit ihres Bodens einmischten, daß sie also, wenn es zur Mistfuhre kam, gewiß eine große Anzahl mehrerer Fuder erhielten, als wir jetzt insgemein nicht haben. Waren sie in diesen Fällen mit so vieler Vorsicht und Klugheit haushälterisch, so waren sie es in der Bearbeitung ihres Ackers selbst ebenfalls. Durch Nachläßigkeit oder Faulheit gaben sie niemals dem Unkraute Raum und Recht, daß es sich zu ihrem Schaden ausbreiten konnte. Sie pflügten ihre Brache oft, pflügten tief, und rechten jedesmal die Quecken, und allen übrigen Unrath rein ab, den sie zur Ausbesserung der Wege, oder zur Verfertigung der Försten nützten, daß also die Schuld nicht ihre war, wenn ihres Fleißes und ihrer Behutsamkeit ungeachtet, hier und da der Feind noch ein Unkraut aussäete. Auch hier ermüdete ihre Geduld nicht, wider ein Uebel zu kämpfen, das so schwer zu bezwingen war. Sie jäteten mit Händen und mit Haaken, nachdem es nämlich die Menge des Unkrauts, oder der Stand des Getreides forderte, oder zuließ, und sie wurden in dieser Kunst so große Meister, daß man die gegenwärtigen Zeiten beklagen möchte, für die sie ohne Zweifel, wie die alte Geschicklichkeit aufs Glas zu malen, verlohren seyn mag.

Noch

Noch eines zum Lobe unserer großen Graubärte, und das trotz aller Einsichten, und aller Erfindungen ihrer klugen Nachkommen, unter denen ich, dem Himmel sey es geklagt, auch einer zu seyn, die Ehre habe. Wie seufzen wir nicht über die Trespe, die Rate, und andere schädliche Gewächse auf unserm kalten nassen Boden. Thun wir wohl sonst, als daß wir seufzen? Und mit dem Hederich auf unsern Sommerfeldern wissen wir uns wohl gar keinen Rath. Pfuy doch! über uns witzige hübsche junge Leute! Es leben die Alten! Sie benahmen der Erde ihre überflüßige Feuchtigkeit, durch weite tiefe Graben, die ihre Urenkel vielleicht der Hitze wegen, oder wenigstens aus dem Grunde eingehen liessen, weil sie arbeitscheu wurden, sie düngten diese niedrige Felder mit Asche, mit Kalk, oder mit Sand, und triumphirten über den Feind, den wir für unüberwindlich halten. Den Hederich zu vertreiben, machte ihnen eben so wenig Mühe, denn sie ackerten früh, und ließen das Land eine Zeitlang liegen, ehe sie es besäeten. Unterdessen schlug das Unkraut aus, und nun kamen sie mit der Egge, zerrissen die zarten Wurzeln dieses saftigen Gewächses, und es konnte nicht fehlen, sie mußten verfaulen oder vertrocknen. Gelang es ihnen ja bey diesem ersten Angriffe nicht gänzlich, so egten sie die Gerste und den Haber auf, wenn diese Früchte einige Zoll hoch standen, das gemeiniglich im May geschahe, und nun verschwand gewiß das Unkraut.

Doch genug von der Weise unserer Väter, und nun — um mich mit mir selbst und mit meinen Zeitgenossen wieder auszusöhnen, die es doch wohl, wie ich, nicht gerne hören, wenn uns die Alten überreden wollen,

daß

daß sie klüger waren, als wir sind; so will ich dem Leser einen Auszug aus einem der besten Wirthschaftsbücher liefern, die uns England gegeben hat, der alles enthalten wird, was uns in dem Artikel vom Unkraute zur Lehre, zur Ermahnung, zur Warnung, und zum Troste gesagt werden kann. Er wird freylich wohl das meiste von dem bestätigen, das uns die Geschichte unserer Vorfahren versicherte, aber doch ist er im Grunde das Zeugniß der heutigen wirthschaftlichen Welt, und welches noch mehr Kraft hat, der Meynungen und der Mode der Engländer und Franzosen, die wir mit aller erforderlichen Demuth für unsere Meister erkennen. Diesen Auszug will ich nun jetzt gleich hergeben, aber mit Erlaubniß als meinen Auszug, also nicht von Wort zu Wort, wie Herr Mills redet, (im vollständigen Lehrbegriff von der practischen Landwirthschaft B. 1. S. 407. und B. 3. S. 5.) denn er ist ein Auszug, und hin und her mit Veränderungen oder Zusätzen, denn er ist mein Auszug. Zur Sache! zur Sache!

Nichts erfordert mehr des Landmanns Aufmerksamkeit, als daß er sein Feld vom Unkraute rein hat. Gleichwohl giebt es wenige, die für dieses wesentliche Stück der Landwirthschaft große Sorge tragen, oder damit recht umzugehen wissen. Manchen ist es sogar nicht einmal bekannt, was für Unkraut nur einen Sommer, und was das ganze Jahr durch dauert. Indessen muß jeder diesen Unterschied machen, wenn er seinen Acker rein erhalten will, denn ohne ihn ist öfters die größte Emsigkeit vergebens. Unkraut, das nur einen Sommer durchdauert, kann freylich bald weggebracht werden, nur muß man die rechte Zeit wahrneh-

men. Giebt man aber nicht darauf Achtung, so wird der Saame reif, und säet sich in solcher Menge, daß es alsdenn vielmehr Arbeit und Geld kostet, das zu thun, was im Anfange mit leichter Mühe geschehen konnte, ohne das Getreide in Gefahr zu setzen, daß ihm seine schlimme Nachbarn die Nahrung rauben würden. Die gemeine Art, das Unkraut auszujäten, ist überaus ungereimt. Denn wenn es darnach geht, so hat das Unkraut Zeit zu wachsen, bis das Getreide Aehren zu bekommen anfängt, und das Unkraut selbst blüht. Solchergestalt wird das Feld bedeckt, das niedrige Unkraut verbirgt sich, kommt zur Reife und lässet den Saamen fallen. Blos das langgewachsene Unkraut wird ausgerauft, und wenn die dazu bestellten Leute nicht wohl Achtung geben, so bleibt auch davon viel zurücke, weil es sich unter die Getreidestengel mischt, und nicht gleich unterschieden werden kann. Ueberdieses wird von den Jätern eine große Menge guter Pflanzen zerbrochen und zertreten. Ein verständiger Landwirth wird also zwar nicht leicht vor dem Anfange des Frühlings an die Ausjätung seines Getreides denken, weil er sehr zu befürchten hat, daß er nebst den Gewächsen, die er ausrotten muß, viele von den jungen nützlichen Pflanzen zugleich mit ausraufen möchte, aber er wird auch diese so nöthige Arbeit nicht gar zu weit hinaus setzen. Der Augenschein muß es ihm lehren, wenn er sie vornehmen soll. Vor allen Dingen muß er nur darauf sehen, daß er das Unkraut nie zu stark werden lässet, daß es sein Getreide verdämpfen kann, und noch weniger darf es so lange stehen, daß der Saame reif werden und ausfallen könne. Der letztere Zufall ist

von

von den kleinern Gattungen am meisten zu besorgen, über welche man gar zu oft unachtsam weggeht, und welche, wenn sie Zeit erhalten, überhand zu nehmen, gar bald überaus nachtheilig werden. Es ist demnach unumgänglich nöthig, oft zu jäten. Was das erstemal stehen geblieben ist, muß man das folgendemal mitnehmen, und überhaupt diese schädliche Gewächse wo möglich so bald ausrotten, so bald sie sich sehen lassen, denn der Mangel einer guten Ausjätung ist gewiß die Ursache, daß wir so viele dünne halb verdorbene Aehren antreffen, welche nur magere, verschrumpfte, fleckichte, ungesunde Körner in sich fassen, die nicht halb so viel Mehl geben, und gar nicht den Geschmack haben, als die gesunden Körner. Die Jäterarbeit geht am besten von statten, wenn ein gelinder Regen die Erde feucht und locker gemacht hat. Alsdenn lässet sich das Unkraut am leichtesten mit der Wurzel ausziehen, welche sonst abgerissen wird, wenn der Boden trocken und fest ist. In diesem Falle schlagen die zurückgebliebenen Stücke besonders von solchen Gattungen, die sehr auslaufen, und das ganze Jahr durch dauern, bald wiederum aufs neue aus, und diese Auslaufer thun hernach eben so viel Schaden als die alten Pflanzen. Wenn es im Frühlinge naß und warm ist, und im May stark regnet, so wächst alsdenn das Unkraut in großer Menge, und es ist überaus große Sorgfalt vonnöthen, daß man es unverzüglich wegbringt. Der gelinde Regen, der bisweilen im Brachmonate lange anhält, hat eben diese nachtheilige Wirkung. Denn fährt sonderlich die Winde überaus schnell in die Höhe, schlägt sich um das Getreide herum, und zieht es in kurzer Zeit nieder, da

dieses schädliche Gewächse bey kaltem Regen gar nicht fortkommt. Demnach muß man sich nur alle mögliche Mühe geben, alles und insbesondere dieses Unkraut im April, May und Brachmonate auszuraufen, ausserdem mag man nur immer glauben, daß man statt des Getreides Stroh einerndten werde.

Indessen sind dieses blos Anweisungen für den sorglosen und faulen Landwirth. Denn wo das Unkraut nicht besser getilgt wird, als es durch Jäten, wenn es auch das fleißigste wäre, geschehen kann, so wird man seines Feindes nie gänzlich mächtig werden. Wir müssen also auf wirksamere Anstalten denken, durch die wir ihn völlig ausrotten können, und diese sind nach den verschiedenen Eigenschaften des Unkrautes verschieden. Entweder pflanzt sich das Unkraut durch die Wurzeln, und durch den Saamen; hauptsächlich aber durch die Wurzeln, oder durch den Saamen ganz allein fort. Gattungen, deren Wurzeln den Winter aushalten, lassen sich durch wiederholte Bracharbeit im Sommer am besten vertilgen. Nur wird hierbey erfordert, daß jedes Stück Wurzel vom Acker geschaft wird, maßen viele darunter so beschaffen sind, daß aus jedem Knoten ein neues Gewächse aufgeht. Die Faulheit mancher Landwirthe ist daher unverzeihlich, wenn sie die Wurzeln von Quecken, oder anderm Unkraute gleicher Art auf ihrem Ackerlande liegen lassen; und ganz unverantwortlich ist die Unwissenheit derer, die es in der Absicht thun, daß der Saame durch sie für dem Winterfroste bedeckt seyn soll. — Unter die Gewächse dieser Gattung, welche dem Landmanne am schädlichsten sind,

und

und am meisten überhand zu nehmen pflegen, gehören hauptsächlich folgende:

1) Die Winde, die als Unkraut betrachtet zweyerley Art ist, die große und die kleine. Jene, die insgemein die Bärwinde heisset, wächset gerne in leimichtem Boden, und am liebsten an Bäumen und Hecken, um die sie sich herumschlingt, und zehn bis zwölf Fuß hoch steht; diese die Feldwinde wird am häufigsten auf trocknen Ufern und kiesichten Feldern gefunden, und ist gemeiniglich ein Merkmal, daß unter der Oberfläche Kieß liegt. Die Wurzeln von beyden erhalten sich beständig, die Stengel aber nur einen Sommer durch. Die Winde wird häufiger auf Sommer- als auf Winterfeldern gefunden, und die Ursache davon ist gewiß diese, weil die Zubereitung des Ackers zur Sommerfrucht ihren Wurzeln gar nicht den Schaden thun kann, als die Bracharbeit im Sommer, wo sie oft zerrissen, der Hitze der Sonne ausgestellt werden, die sie welken wird, und von klugen Landwirthen abgelesen werden. Dieß ist auch ein gewisses Mittel, sie zu vertilgen, denn da ihre Wurzeln sehr tief in die Erde fahren, und jedes kleine Stückchen auswächst, so ist es am sichersten, sie durch den Pflug, durch die Egge und den Rechen auszurotten. Für den Saamen haben wir uns weniger zu fürchten. Er wird erst im Herbste reif, und erhält deswegen wohl zuweilen auf den Wiesen, aber selten auf den Getreidefeldern Zeit, daß er ausfallen könne.

2) Huflattig ist freylich wohl ein Kraut, das die Aerzte mit Vortheil wider viele Krankheiten gebrauchen können, aber dem ohngeachtet ist es doch immer ein Un-

kraut, daß dem Wuchse des Getreides vielen Schaden thut, und das der Landwirth durchaus nicht auf seinen Aeckern dulden kann. Es wächst gerne auf feuchtem Lande, und am liebsten an den Rändern der Flüsse und Bäche. Von seinen Wurzeln erzeugt jedes Stück, wenn sie gleich durch den Pflug zerrissen werden, eine neue Pflanze. Aus diesen, und aus dem Saamen, der zeitig reif wird, und leicht ausfällt, wächst es so schnell, daß es nicht ohne viele Mühe und Zeit ausgerottet werden kann. Die wirksamsten Mittel, es auszurotten, sind deswegen diese, daß man dem Ackerfelde, auf dem es sich gelagert hat, die überflüßige Feuchtigkeit durch Gräben und durch Abzüge benimmt, die Wurzeln jedesmal, so oft die Erde umgerührt wird, sorgfältig ablösen läßt, und wenn ja noch was hier übersehen ist, das Unkraut selbst ausrauft, ehe es sich säen kann. Allenfalls darf man auch nur das Land einige Jahr mit Klee nutzen, und man wird den schädlichen Feind vertilgen. Schon wieder ein Beweis, wie vortheilhaft der Vorschlag sey, den ich in dem Abschnitte von der Eintheilung der Felder zu thun gewagt habe.

3) Die Hungerblume, oder wie sie auch sonst heißt, die Wucherblume, hat eine mit vielen zarten Ausschößlingen versehene nicht allzustarke Wurzel. Ein jedes Sprößchen davon wird eine neue Pflanze, und hiernächst hat auch dieses Unkraut einen sehr leichten verfliegenden Saamen, welcher mit den Blumen, die es schnell treibt, und deren oft eine ganze Menge in einem Strauche anzutreffen sind, deren jede auf etliche hundert Körnchen Saamen enthält, leicht abfällt, und

weil

weil der Saame wollicht ist, weit und breit. Durch den Wind zerstreuet und ausgesäet wird. Deswegen eben ist es einer der gefährlichsten Widersacher des Getreides, dem es um destomehr schädlich ist, da es mit jedem Boden auch den schlechtesten vorlieb nimmt, wenn er nur irgends mürbe geackert ist, da es hoch in seinem Stengel wächst, und im Stroh zu gar keinem Futter dient. Auch hier ist der beste Rath, in der Brache oft zu pflügen, gut zu eggen, und allen Unrath vom Acker zu schaffen, oder das Land zum Klee zuzurichten.

4) Die Quecken sind ein bekanntes Uebel, über das sich viele Landwirthe beschweren, und das wenige mit gehörigem Ernste bestreiten. Im leichten und lockern Lande wachsen sie ausserordentlich geil, denn jeder Knoten, an ihren langen vielen Wurzeln ist vermögend, eine neue Pflanze auszutreiben, und schaft man sie nicht aus dem Acker, so breiten sie sich mit solcher Gewalt aus, und verderben das Land so arg, daß mit der Zeit sonst nichts darauf wachsen wird. Aber sie zu vertilgen ist so leichte nicht, denn jede kleine Wurzel, die im Felde bleibt, wächst so bald wieder fort, und vermehrt sich hundertfältig. An einigen Orten graben und hacken sie die Bauren aus den Ackern, doch das kann nur bey kleinen Stücken statt finden. Man hat auch Haakenpflüge, oder wie sie sonst heissen, Queckenhaaken, vermittelst derer man sie ausreissen kann, sie sind aber in Schlesien wenig bekannt, und bey der gewöhnlichen Größe der Landgüter wenig brauchbar. Das alte Mittel ist also vor der Hand noch immer das rathsamste. Man egget nämlich die Rühre mit Sorgfalt, und zwar so bald die Furchen des Haa-

kens eingerissen sind, so viel als es sich nur thun läßt, in der Runde, damit man das häßliche Unkraut auf Haufen bringen und bequemer abtragen könne. Doch wird es auch wohl nöthig seyn, daß man den Acker mit Fleiß abrechen läßt. Will man vielleicht aber diese ärgerliche Arbeit der langen Weile wegen nicht, die man dabey auf der kahlen Brache hat, nun denn pflanze man nur in queckichten Acker Toback, und so wird sich Gelegenheit, Nothwendigkeit, und vielleicht auch Lust genug finden, die Quecken mit allem Fleiß wegzuschaffen.

Was mit den abgelesenen Quecken anzufangen sey? das ist oft die Frage, die nicht überall einerley beantwortet wird. Einige verbrennen sie, und düngen mit der Asche die Felder, denen sie vorher so schädlich waren. Aber so wenig das auch getadelt werden kann, so sagt es doch im Grunde nicht viel, denn der Asche wird nicht genug, daß man daraus Vortheil erwarten dürfte. Andere nutzen sie zur Ausbesserung der Wege, oder zu Förstten auf ihren Ställen und Scheunen, und hier will ich sie noch lieber sehen, da dieser Versuch gar nicht gefährlich ist, und deswegen sehr nützlich wird, weil beyde die Förstten und die Wege in unserm Vaterlande mit mehrerer Genauigkeit, und mit größerm Fleiße in Stand gesetzt werden möchten. Noch andre waschen sie, und geben sie ihrem Vieh zum Futter, und diese haben meinen ganzen Beyfall, da ich selbst zur Abwechselung, um mein Blut zu reinigen, und auch aus Furcht für der Hungersucht, ob ich gleich mit Ehren zu melden, kein Vieh bin, da ich künftig selbst Queckenthee trinken will.

5) Die Trespe ist ein bekanntes, und doch noch nicht genug erforschtes Unkraut, denn alle schreyen es

als

als einen großen Feind des Landwirths aus, und der ist er auch in der That, weil er sein Korn um vieles verringert. Aber der eine versichert, daß er ausgearteter Rocken, der andere, daß er ein eignes Gewächse sey. Ich mag an diesem Streite keinen Theil haben, so viel und so laut ich auch schwatzen könnte, denn ich habe die Breslauer öconomischen und die schreberischen Sammlungen gelesen, und des Barkmanns Bericht vom Trespe, der in den Abhandlungen der Academie zu Stockholm steht, nun der ist mir auch vor die Augen gekommen. Aber die Wahrheit zur Steuer will ich nun diese Kleinigkeit errinnern, daß ein oft und sorgfältig wiederholter Versuch, den ich angestellt habe, gar nicht für meinen Landsmann zeugt, der aus dem Korne die Trespe, und aus dieser jenes wachsen sieht. Trespe blieb immer, was sie anfänglich war, und zwar auf dem geilsten Gartenlande, so wie im Gegentheil auf keiner meiner Ackerstücke, auf das ich reinen Saamen gebracht hatte, das gehörig bearbeitet, und wider allen Ueberfluß der Nässe gesichert war, dieses Unkraut zum Vorschein kam, ob es gleich meine Nachbarn zu beyden Seiten in Menge hatten. Also ist meinem unvorgreiflichen Dünken nach die Trespe, ein eignes Gewächse, das sich durch die Wurzel und durch den Saamen vermehrt, auf übel bestellten Lande, wenn es zumal kaltgründig und naß ist, vortreflich gedeyet, und obendrein die Faulheit und Nachläßigkeit des Landwirths verräth und straft. Doch dieses letztere sey nicht von denen gesagt, die nach dem Rathe der Engländer die Trespe, unter dem beliebten Titel des Raigrases mit Willen aussäen. Vielleicht wissen oder haben sie kein besseres Futterkraut für ihr nasses Land. Und auch die

will ich nicht gemeynt haben, die die Trespe pflanzen, und nach dem Vorschlage des Herrn Unzers in seinem Arzte ihre Hüner mit ihr fett machen wollen. Im übrigen werde ich sie keinem Landwirthe als ein nutzbares Gewächse, empfehlen, sondern lieber einem jeden bitten, es von seinen Ackerfeldern zu vertreiben. Wie das geschehen könne, ist schon aus dem vorhergehenden klar, ich will also nur noch dieses beyfügen, daß Kalk und jede Art Asche, wenn das Land damit gedüngt wird, als ein bewährtes Gegengift würken werde.

Ich könnte noch eine ganze Menge von solchen schädlichen Gewächsen anführen, die sich durch beyde, durch ihren Saamen und ihre Wurzel, vermehren, etwan die Kornblume, die Schwerdtlilie, die Ringelblume, Teufels Abbiß, wilder Ampfer, wilde Kamillen, wilder Senf, Rindsauge, Beyfuß, die Brombeerstaude, und etwan, und vielleicht wäre das noch am nothwendigsten, der Genserich, und die Disteln; die könnte ich noch alle anführen, und noch mehrere, denn leider es giebt viel Unkraut in der schlesischen Welt. Aber am Ende hieße es doch wohl bey jedem: Die Wurzeln müßten vom Brachacker fleißig abgerecht, und was noch zurück geblieben ist, muß im künftigen Jahre ausgerissen werden. Aber so schriebe ich ewige Wiederholungen, die mir verdrüßlich sind, wenn ich sie gewahr werde, und nicht ändern kann, da es ein Erbfehler an mir zu seyn scheint, daß ich sie oft genug, ohne meinen Willen und mein Wissen zu thun gewohnt bin. Ueberdieses müßte ich nicht des seligen Abts Buch, von Verdiensten gelesen haben, wenn ich in jeder Kleinigkeit meinen Ruhm suchen wollte. Allein das eine kann

ich

ich hierbey doch nicht unangezeigt lassen: Daß in Frankreich vermöge eines ausdrücklichen Befehls der Obrigkeit jeder Landwirth seinen Nachbar verklagen kann, wenn er nicht zu gehöriger Zeit die Disteln auf seinem Felde aussticht. Diese Verordnung gefällt mir, denn die Disteln thun entsetzlichen Schaden, wenn man sie so lange stehn läßt, bis ihr Saame ausfällt. Aber alles vorhergenennte Unkraut thut es nicht minder, und der schmale Rain wird den vernünftigen Feldbesteller so wenig für dem Uebel schützen, daß hier ein fauler Nachbar verursacht, als er es bey den Disteln nicht thun kann. Frankreich sollte also seine gute Verordnung allgemeiner machen, oder noch besser, und jeder Patriote sage Amen! Deutschland sollte es thun.

Ich habe aber gesagt, daß es Unkraut hätte, das sich nur durch den Saamen ausbreite, und von diesem werde ich noch handeln müssen, weil alle Gattungen desselben so schlimm, und zum Theil noch schlimmer sind, als jene, die wir so eben verlassen haben, und weil es doch wohl unanständig, und wider allen Handwerksgebrauch wäre, wenn ich dem Leser aus der Arbeit laufen wollte, die ich zu vollenden versprochen habe. Doch um ihn nicht durch Langeweile beschwerlich zu werden, denn ich möchte gar zu gern seine Geduld schonen, will ich nur von den gefährlichsten reden. Hr. Mills mag also wieder mein Führer seyn, aber auch wieder unter der Bedingung, daß ich ihn zuweilen verlassen, für mich diese oder jene schädliche Pflanze betrachten, und auch wohl mit unter ihm in die Rede fallen darf, wenn ich Lust bekomme, meine eigne Anmerkungen zu machen. Also zuerst

Der

Der gemeine Hünerdarm oder das Vogelkraut. Das ist zwar nur ein Sommergewächse, aber gleichwohl hat der viel Noth, der es so lange stehen läßt, biß der Saame ausfällt, welches des Jahrs mehr als einmal geschieht. Man muß es also so zeitig ausjäten, als man nur kann, und doch wird man es bey aller Sorgfalt nicht verhüten, daß es sich nicht ausbreiten sollte. Kommt es unter den Mist, und wird mit ihm, weil der Saame noch seine befruchtende Kraft hat, aufs Land geführt, so überzieht man gewiß sein ganzes Feld. Und so wäre schon wieder die Lehre nothwendig, keinen Dünger frisch auf den Acker zu bringen.

Zweytens. Der Hederich ist unsern Sommerfrüchten, besonders der Gerste und dem Haber äusserst schädlich. Man siehet oft ganze weite Felder, auf denen er in so grosser Menge und so stark wächst, daß er dem Getraide weit vorkommt, und dem Lande von Ferne die Gestalt eines gelben Tuches giebt. Kalte und nasse Felder sind ihm lieber als trockne. Werden sie noch dazu mit Kuhmist gedüngt, so ist er in seinem rechten Vaterlande, denn dieser befördert seinen Wuchs ungemein, wo er ihn nicht gar hervorbringt. Die gewöhnliche Art, ihn zu jäten, ist nicht die Beste, denn die Erfahrung sagt uns, daß man ihn entweder dadurch gar nicht, oder doch zu spät dämpft, und auch in diesem letzteren Falle zu größtem Schaden für unser Getreide. Sicherer ist es nun schon, wenn man wie unsere Väter den Acker nicht bald besäet, den man zur Gerste oder zum Haber zubereitet hat, denn unterdessen wird unser Feind, der längstens in zehen Tagen aufbricht, zum Vorschein gekommen seyn, und die Eggen werden ihn zer-

zerreissen und verderben. Was sich denn noch im Lande verhalten hat, werden wir vertilgen, wenn wir uns die gute Mode angewöhnen, Gerste und Haber nach einiger Zeit wieder aufzueggen. Und hüten wir uns nächstdem, den Kühmist, der leider sein Element, nicht ohne Vermischung mit einer hitzigen Art des Düngers, auf den Acker zu bringen, so haben wir ihm vors künftige die Lust benommen, auf unserm Grunde und Boden unserm Fleiße Hohn zu sprechen.

3) Der Kuh- oder Wachtelweizen, ist in vielen Gegenden Schlesiens ein ärgerlicher Widersacher des Getreides, so wie der Klapper, dem er viel ähnlich sieht, wenn man die Farbe der Blüthe, und die Gestalt des Saamens ausnimmt. Beyde Gewächse können schwerlich wieder aus dem Acker gebracht werden, wenn sie einmal in ihm sind, denn sie werden zeitig reif, die Saamenbehältnisse bald dürre, und der Wind und die Arbeit in der Erndte verursachen leicht den Ausfall des Saamens, der wieder auswächst, wenn auch der Acker nachher brache liegt. Ueberdem verringern sie beyde den Preis des Weizens und Korns um vieles, denn sie geben dem Mehl eine schwarze Farbe, und nehmen ihm seinen natürlichen Geschmack. Insbesondere hassen die Brandteweinbrenner den Wachtelweizen, denn er reißt um ein leichtes den Huth vom Topfe. Doch will ich in Ansehung des Klappers hoffen, daß künftig in der Geschichte der Färbereyen seiner mit Ehren gedacht werden wird, ob es auch nicht in der Geschichte der Landwirthschaft geschehen kann. Beyde Gattungen vom Unkraut zu vertilgen, ist wohl der kräftigste Rath, den Saamen recht rein zu machen.

4) Wilder

4) Wilder Haber läßt sich, wo er einnistet, sehr schwer ausrotten, denn er wird vor der Erndte reif, und läßt den Saamen um sich herumfallen. Daher bleibt er auf dem Felde, bis es wieder aufgelockert wird, liegen, sollte es auch ein Jahr, und noch länger dauern, ehe dieses geschieht. Am besten kann man ihn wegbringen, wenn auf das Feld Klee gesäet, und dieser denn mit dem aufgewachsenen Haber gehauen wird, ehe der letztere zur Reife gelangt, denn die Wurzel wird nicht wieder ausschlagen.

5) Rate und Vogelwicke stehen gerne bey einander, es mag also auch hier so seyn, und hätte ich die Trespe, der gelehrten Anordnungen meines Führers wegen, nicht eben unter den Wurzelgewächsen betrachten müssen, so würde ich sie ebenfalls hieher stellen, denn alle dreye haben sich eine unzertrennliche Freundschaft geschworen, und selten siehet man den einen ohne den andern, von diesen Saufbrüdern. Das war schon vor Alters so, wie uns der Seelsorger unserer Großväter in ihren Martinspredigten versichern, die sie über den Text hielten:

Trespe, Rate und Vogelwicken,
Sollt ihr dem Pfarrer nicht zu seinem Decem schicken.

Aus Liebe zur Geistlichkeit also, die man ja nicht ärgern sollte, (denn gesetzt auch, daß sie uns nicht nutzen könnte, kann sie uns denn nicht schaden?) also aus herzlicher kluger Liebe zu ihr, wünsche ich es schon, daß es künftig nicht mehr so seyn mag, und ich bitte deswegen alle christliche Landwirthe, ja dafür zu sorgen, daß das traurige Andenken des letztern Krieges, der

jeden

jeden geistlichen Scheffel um vier Groschen wohlfeiler machte, und daß auch der Text vergessen wird, der zu diesem Martenthume Gelegenheit gegeben hat.

Nun also diesesmal Raten und Vogelwicken. Die sind böse böse Gewächse, denn ob sie auch beyde noch so ziemlich Mehl geben, und die Brandteweinbrenner insbesondere die erstere ganz gut zu nutzen wissen, so geschieht doch das alles zum Schaden, und auf Kosten des Landwirths, und, wie wir so eben gehöret haben, zu großem Leidwesen, und zu vielem Seufzen der ehrwürdigen Priesterschaft, welches uns niemals gut gewesen ist, und auch nicht gut seyn kann. Es ist folglich immer höchstnöthig, die Windfege zur Hand zu nehmen, und vor reinen Saamen zu sorgen, den Acker wider die Nässe zu sichern, und was denn noch von ihnen zum Vorscheine kommt, auszustechen, oder auszuraufen, ehe es den Saamen ansetzt.

6) Klapperrosen und Hasenklee sind sich zwar in der Figur sehr ungleich, aber nicht in der Neigung, die sie insgemein auf dem Lande zusammen führet. Man siehet beyde auf gutem, und gehörig bearbeitetem Acker selten, aber gewöhnlich wohl auf dürftigem oder ungeschlachtem Lande, wenn es zumal trocken ist. Und hier thun sie dem Getreide viel Schaden, besonders die Klapperrosen, die oft genug dem faulen Landwirthe seinen Weizen verderben. Das erste Mittel, diese Feinde zu verscheuchen, ist, daß man dem Lande die erforderliche Zurichtung giebt, und wenn das ja nicht bald und nicht ganz hilft, zum fleißigen Jäten seine Zuflucht nimmt.

Noch hätten wir eine ganze große Menge von Unkraut vor uns, wenn wir alle seine Gattungen dieser Art erzählen wollten: Das Hirsengras, der Schwarzkümmel, den Meserich, das Ziegenbein, den Honigklee, den wilden Knoblauch, und viele andere, die alle dem Wuchse des Getreides sehr hinderlich sind, und überdem noch seine Körner und sein Meel mit ihrem Saamen verunstalten, aber Sat, Satis, abunde, und nun nach diesem gelehrten Schlusse kein Wort mehr vom Unkraute.

Zweeter Absatz.

Wie Moräste, Haiden und Leeden artbar gemacht werden können.

Alte und neue Reisebeschreibungen kommen darinnen überein, daß man in jedem, auch in dem gesittesten Lande wenige Menschen fände, die es demjenigen Dank wissen, der sich die Freyheit nimmt, ihnen ihre Fehler zu entdecken. Was wird also nach diesen Erfahrungen mir zu Theil werden, wenn ich es wage, viele Landwirthe zu versichern, daß die Moräste, die Haiden, die Leeden, die unbrauchbaren Gebüsche und Wälder, die sie besitzen, lauter Vorwürfe ihrer Unwissenheit, oder Trägheit, ihres Leichtsinns, oder einer andern gleich sträflichen Gesinnung sind? Ich sollte der Wahrheit einen Mantel umhängen, oder die Pillen vergolden — sagen sie, werther Gönner? und denn würde ich wenigstens der Ahndung gnädiger Sünder entgehen, die

es

es ihrer Ehre wegen nicht dulden können, daß man ihnen ihre Blöße vorhält? Nun, wenn ich denn also recht glimpflich, ganz von ferne, und mit aller Demuth bezeugte, daß der vornehme Herr einen unverständigen oder betrügerischen Wirthschaftshauptmann hätte, oder daß das Geschlecht der Menschen, das die Ehre genießt, ihm unterthan zu seyn, so unbehülflich und hartästig sey, daß man auch mit aller Kunst schwerlich einen Mercur aus ihm schnitzen könne, — würde das nach dem Sinne des Grundtextes auf Deutsch wohl anders heissen, als: Dux gregis ipse caper? Nein, ich mache mir, den Schriftstellern meiner Zeit sey es gedankt! in diesem Puncte eine ganz andere Vorstellung von der gegenwärtigen Welt, und ich habe ein so gutes Zutrauen zu dem herrschenden Tone des jetzigen Jahrhunderts, und zu seinem Glücke, daß ich auch denn nichts befürchten würde, wenn man mich auch wider alles mein Wünschen und Hoffen, und bey aller meiner Unschuld im Verdacht haben wollte, daß ich kühn genug wäre, der Großen zu spotten. Man ehrt ja, und man belohnt die alle, die sich über den Himmel lustig machen, und wie man mir in meinem Winkel erzählt hat, so haben es sich die Mächtigen der Erde schon zur Gewissenssache gemacht, diese Leute ihres großen Genies und ihrer bewundernswürdigen Freymüthigkeit wegen, für ihre Lieblinge zu erklären. Nun! und ich sollte es besorgen, daß man es übel nehmen, und mich aufs Maul schlagen werde, wenn mir etwan ein dreistes Wort gegen einen vornehmen Taugenichts entführe? Ey nicht doch! ich werde gelobt, und wohl gar mit Geschenken und Würden überhäuft werden, und sollte das wider alle

meine Erwartungen nicht geschehen, so ist gewiß nichts sonst als meine Ehrlichkeit Schuld daran, die man mir bald ansieht, und die ich nicht verbergen kann, da sie mir natürlich ist, und die Natur sich schwer austreiben läßt. Also ohne Umstände von den Berichten, den Haiden, den Leeden, und den unbrauchbaren Gebüschen.

Durch das ganze weite China soll man nirgendswo von diesen bösen Krankheiten eines Landes etwas wissen. Die Einwohner dieses Reichs müssen also kluge, arbeitsame und haushälterische Leute seyn, und ich wundere mich gar nicht, daß die neuen Religionsprediger, Voltaire, Montesquieu, Rousseau, und Consorten, die Chineser, den Christen als unvergleichliche Muster der wahren Tugenden vorhalten, wenn diese zweyaugichte Heiden, so verständig, so treu, und so fleißig, in der Erkenntniß und Ausübung des Gottesdienstes sind, als sie es unstreitig in der Wissenschaft und Ausführung des Landbaues sind. Die Jesuiten, die klügsten unter den geistlichen und weltlichen Herren, und so gar die französischen Jesuiten, die, wie der Marquis d'Argens versichert, alle ihre Brüder an Einsicht himmelweit übertreffen, mußten erstaunen, als sie in China überall, auf den höchsten Gipfeln der Berge, wie in den niedrigsten Flecken der Thäler, die fruchtbarsten Getreidefelder sahen, und es hörten, daß hier die Natur nichts, sondern alles die Kunst gethan hätte. Und gewiß, ein jeder anderer wird noch mehr als ein Jesuite erstaunen, wenn er sieht oder hört, daß die Chineser den tiefsten Sumpf, und die steilste Spitze des Felsens eben so gut zum tragbaren Lande machen

können,

können, als wir etwan unsere Gärten, oder die Aecker um unsere Häuser herum zu machen wissen. Aber sollten wir, die wir die Ehre haben, Europäer zu seyn, und welches meinem Erachten nach, der Liebe zum Vaterlande wegen, noch mehr sagen will, sollten wir, die wir uns des Glücks rühmen dürfen, Schlesier zu seyn, sollten wir es nur beym Erstaunen über den Verstand und die Arbeitsamkeit dieser blinden Unchristen bewenden lassen? Ich müßte meynen, daß es uns nirgendswo fehlen könnte, um diesem ungläubigen, und also immer gegen uns gerechnet, thörichtem Volke zu zeigen, daß wir dasselbe in allem übertreffen.

Doch dem Schicksal sey es geklagt! in Oberschlesien hat es eine ganze Menge Wüsteneyen, und leider, leider! auch wohl gar hin und wieder in Niederschlesien. Warum nun eben in jenem Theile meines Vaterlandes mehrere, als in diesem, das mag ich nicht untersuchen. Daß er an Pohlen anstößet, und von Leuten bewohnt wird, die polnisch reden, und polnisch aussehen, das weiß ich, und daß in den Strichen Niederschlesiens, wo man Leeden und Sümpfe antrift, die Sprache und die Sitten wenig deutsch sind, auch das habe ich mir von glaubwürdigen Leuten sagen lassen, aber ich behalte mir mein Urtheil über diese wunderliche Sachen so lange vor, als die Conföderationen in meiner Nachbarschaft, in vornehmen Werthe sind. Der Böse könnte sein Spiel haben wollen, und etwan ein ganz nagelneuer Marschall die Ehre, die Freyheit, und die Religion seiner Nation beleidiget glauben, und denn wäre ich seiner Rache Preis gegeben, ohne den Trost zu haben, daß mich eine große Kaiserinn in ihren Schutz

nähme. Mir deucht es also vor der Hand, und unterdessen, daß gar nicht die Pohlen, sondern die alten Quaden Schuld sind, daß der größte Theil Schlesiens so ärgerliche Moräste und Leeden hat. Diese altfränkische Menschen hatten wie bekannt, gar keine Lust, im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brod zu essen, und man wird es ihren Nachkommen eben nicht durch und durch zur Sünde anrechnen sollen, daß sie, der heiligen Asche ihrer Vorfahren zur Ehre, sich auch nicht todt arbeiten wollen.

Aber bey unsern hochbeinigten Zeiten, möchte es doch wohl nöthig seyn, von der alten bequemen Weise der Väter etwas abzugehen. Betrügt mich meine Einsicht in das Schicksal, und in die Geschäfte des Publicums nicht, so ist des Beutels und der Ehre wegen keine Zeit schicklicher, neue Länder und neue Einkünfte zu schaffen, als die gegenwärtige. Und eben diese wichtige Kleinigkeit hat mich nur bewegen können, mit solcher Freymüthigkeit von einer Sache zu reden, als die ist, die ich vor mir habe. Hierzu kommt noch, insbesondere in Ansehung der Moräste ein anderes Uebel, das doch wohl einem patriotischen Manne, der ich ohne partheyische Briefe zu schreiben, so gut wie Herr Ortmann bin, nöthigen muß, laut zu schreyen: schaft die Moräste und Brüche ab! Dieses Uebel ist nichts geringer, als eine grosse Gewissensache, die sich gar nicht dadurch beruhigen lassen will, daß ein Sumpf wohl etwan im Nothfall einer Vestung nützlich seyn könne. Denn wenn es auch die schlesischen Doctors nicht sagen, daß die faulen und stinkenden Dünste und Nebel, die aus den Morästen hervorsteigen, Menschen und Vieh unge-

ungesund sind, und daß das Gras, das auf ihnen wächst, sehr oft unter dem letztern die kläglichsten Pesten verursacht habe, so versichern es uns doch die Aerzte aus Italien und Frankreich, und mit allem Respect von unsern Gesundheitsräthen gesprochen, ein Doctor aus Padua oder aus Montpellier, ist ein großer Sachkundiger. Und in diesem Falle ist er es meinem Erachten nach, zweymal. Denn die Erfahrung hat es uns lange lehren können, daß die Egel- und Drehekrankheiten unter den Schaafen, die mehresten Uebel, die uns unser Rindvieh rauben, und die Würmer, das Krappen, und der Rotz der Pferde, meistentheils, wo nicht allemal in der Weide auf Brüchen und Morästen ihren Grund haben. Der Himmel behüte mich dafür! sollte doch wohl jeder vernünftige Landwirth, mit ehrlicher Seele sagen, dafür behüte mich der Himmel! daß ich meinem Vaterlande die Pest zuschicken sollte! Nicht einmal dem bittersten unter meinen Feinden den Schlag, und wenn ich auch so witzig, wie jener Engländer wäre, der einem Lord deswegen die Nachricht übermachen wollte, daß die Jesuiten ihren Abschied erhalten würden, weil er glaubte, daß er darüber vor Verdruß sterben müßte. Wer wird so henkermäßig denken, und Pest wünschen!

Ich sollte meynen, daß dieser ernsthafte Gedanke jedem Besitzer der Moräste nahe gehen müßte. Denn womit sollte er nun noch seine Saumseligkeit entschuldigen können? Doch wohl nicht mit den Irrlichtern, diesen schnackischen Einwohnern der Sümpfe? Er kann sie sicher vernichten, ohne es zu fürchten, daß er Mangel an ihnen im Lande verursachen werde. Denn leider in

allen Ständen der Menschen hat es ihrer in der Menge. Und wohl gar im geistlichen Stande am meisten. Irrlichter, Strohmänner, Nachtjäger, Kerlen, die den Kopf unter dem Arme tragen, und wie die Lustspiele der sumpfichten Natur weiter heißen.

Wäre ich der Herr von Eckhardt (und meinetwegen möchte ich es immer seyn, denn der Mann ist doch ein Herr von Adel, und geheimer Hof- und Cammerrath,) wäre ich also dieser Herr von Eckhardt, so würde ich den meisten Besitzern der Moräste wenigstens jährlich den Ertrag von zwanzig tausend Thalern versprechen, wenn es ihrer hochgräflichen und hochfreyherrlichen Gnaden gefallen wollte, sie in Getreideland verwandeln zu lassen. Aber bey allem Glücke, das insgemein lügenhafte Projecte haben, wage ich es doch nicht, so viel zu versichern. Wenigstens möchte ich nicht gerne Bürge dafür seyn, daß das wohllöbliche Kastneramt so großen Ueberschuß liefern müßte. Indessen kann ich doch mit gutem Gewissen bezeugen, daß der Vortheil beträchtlich seyn würde, wenn wir die Wüsteneyen abschaffen wollten, und daß wir von diesen mit der Zeit gleich große Einkünfte, als von unsern jetzigen besten Getreidefeldern haben würden, gesetzt auch, daß die letztern durch einen engländischen Johann Ballhorn verbessert wären.

Die Leeden und Haiden in tragbaren Stand zu setzen, macht gar keine Schwürigkeit, wenn man auf ihnen keine Sümpfe auszutrocknen, und keine Stöcke auszurotten hat. Der gewöhnliche Weg ist denn, daß man sie im Herbste mit dem Pfluge, der der Sicherheit wegen ein eisernes Haupt haben muß, auf-

aufreisset, und es der Kraft des Winters überläßt, daß er den Boden mürbe machen, und das Unkraut tödten werde. Man darf denn nur im folgenden Jahre einigemal den Ruhrhaaken und die Egge zur Hand nehmen, und man wird es mit ziemlicher Hoffnung wagen können, den neu geschaffenen Acker, wo nicht schon im Herbste mit Weizen, doch gewiß im nächsten Frühjahre mit Haber oder mit Hirsen zu besäen. Ich sage mit ziemlicher Hoffnung wird man das alles thun können, und mehr kann ich nicht versprechen, denn bey dieser gemeinen Weise, die Leeden und Haiden artbar zu mamachen, wird das Land eine lange Zeit roh bleiben, und erst nach und nach gut werden. Ein anders Mittel, ob es auch mühsamer seyn mag, ist unstreitig nützlicher, denn es verbessert den häßlichsten Haideboden auf einmal, und von Grund aus, und verwandelt ihn bald in fruchtbare Erde, gesetzt auch, daß er mit Mooß, mit Binsen und Genst ganz überzogen gewesen wäre, dieses Mittel besteht in folgenden:

Man sticht nämlich durch Hülfe eines Brustgrabscheides, das ohngefähr so aussehen wird:

und das von einem einigen Manne regiert werden kann, den Rasen, Stück vor Stück nach der Breite des Pflu-

ges etwan vier Zoll dicke aus. Die kleine Schneide, die bey A in die Höhe gerichtet steht, dient nach der Versicherung des Herrn Mortimers, eines erfahrnen Landwirths, dazu, um den Rasen so gleich beym Stiche von der übrigen grünen Schwarte abzusondern, und man kann es leicht aus der Gestalt dieses Werkzeuges merken, daß wenn das Land nur nicht voll Quecken und Wurzeln ist, man mit ihm gut zu rechte kommen müßte. Doch wird es auch allenfalls ein gemeiner Pflug thun. Nur wird man, wenn man sich desselben bedient, nachher die Streifen, die sein Strichbret auf die Seite gelegt hat, etwan in anderthalb Fuß lange Stücke zu zerschneiden, die Mühe übernehmen müssen. Dieses Verfahren ist deswegen nothwendig, weil der Rasen verbrennt werden soll, welches in seinen langen Streifen schwer, oder doch gar nicht geschehen könnte. Das übrige also dieser Kunst kommt darauf an, daß die Rasenstücke, so bald sie trocken geworden sind, in kleinen holen Haufen über das Feld gestellt werden, (es ist gleichviel, ob man sie, wie der uralte Herr de Serres nach dem Zeugnisse des Herrn von Hohberg haben will in quincuncem, oder in eine andere Figur setzt, wenn man sie nur nicht weiter als vier oder fünf Schuh aus einander stellt, und daß man sie alsdenn zu Asche brennt. Diese Asche wird ausgebreitet, und nach dem ersten Regen untergepflügt. Alle Feldbesteller aller Zeiten behaupten, daß man durch dieses Verfahren nicht nur alle saure Säfte, und alles Unkraut tödte, sondern auch das ungeschlachteste und dürftigste Land so gutartig und fruchtbar mache, daß es sich eine lange Reihe von Jahren, auch ohne alle Beyhülfe des Düngers,

gers, im vortreflichen Zustande erhalten werde. Ich wünschte es schon, daß meine Landsleute mit dieser Weise Versuche anstellen möchten, nur bitte ich auch einen jeden, der sie unternimmt, Vorsicht und Behutsamkeit anzuwenden, damit das Feuer nicht weiter um sich greift, als es thun soll. Der Marquis von Turbilly hat mit ihr auf seinem Landgute Wunder gethan, und ich ersuche einen jeden, der ihre Kraft und ihren Nutzen wissen will, die Geschichte der Landwirthschaft dieses großen Mannes, und der beynahe unglaublichen Wirkungen zu lesen, die daraus entstanden sind. Diese Geschichte ist so merkwürdig, und dieser französische Edelmann der Nachahmung aller vernünftigen Landwirthe so vollkommen würdig, daß seine Memoires sur les Defrichemens, in welchen er sie uns Part. II. (1762. kam in Altona dieser zweyte Theil übersetzt heraus, unter dem Titel: Des Marquis von Turbilly practischer Unterricht zum Aufreissen oder Brachen, der unangebauten Felder,) mit offenbarer Aufrichtigkeit erzählt, am liebsten der ganzen wirthschaftlichen Welt zum Gesetzbuche anpreisen möchte. Die Engländer, die sonst nicht gerne andern Nationen den Vorzug einräumen, haben sich selbst genöthiget gesehen, dem Marquis den Rang vor ihnen zuzugestehen, und sie empfehlen ihn in ihrem vollständigen Lehrbegriff von der practischen Feldwirthschaft B. I. S. 200. wo sie einen Auszug aus seiner Erzählung liefern, als ein großes Beyspiel, das von allen, und auch so gar von ihrem Könige Nachfolge verdiene. Und in der That verdient er sie, denn ich glaube nicht, daß sonst jemand es ihm darinnen zuvor gethan hat, in so kurzer Zeit ein wei-

tes, wüstes, ungeschlachtes Land, aus seinen eignen Einkünften, in ein Land zu verwandeln, das am Volke und an Früchten einen beneidenswürdigen Ueberfluß hat. Ich lasse mir das einen Esprit Createur, vor zehn Voltairen seyn, und wäre ich Pabst, so setzte ich ihn an die Seite des heiligen Florians. Gewiß das thäte ich, denn jetzt schon kann ich mich kaum enthalten, zu sagen: Sancte Turbilly, ora pro nobis! Wie glücklich wäre Schlesien, wenn es nur einen Turbilly zeugte! Die Nachkommenschaft würde in allen Jahrhunderten diesen Stammvater einer neuen Welt segnen müssen! und wollte sie, wie ich will, so müßte er künftig dem Nepomuk gegen über auf unsern Brücken und Märkten stehn.

Die Brüche und Moräste, wenn sie zu tragbarem Lande gemacht werden sollen, erfordern größere Mühe als die Leeden und Haiden. Aber dafür liefern sie auch beträchtlichere Vortheile, als diese. Man hat insgemein mit zween Feinden zu kämpfen, von denen jeder schwer überwunden werden kann. Das Wasser, das in ihnen seine Wohnung aufgeschlagen hat, will sich so bald und so leicht nicht vertreiben lassen, und die Menge von Erlen und andern Stöcken, die gewöhnlich in ihnen gefunden werden, widersetzt sich eine lange Zeit allen unsern Bemühungen, wenn wir nicht jeden Vortheil zu nutzen wissen. Doch dürfen wir deswegen den Muth nicht sinken lassen; denn Verstand, und ein kluger Gebrauch der gelegentlichsten Zeit, und der rechten Waffen, wird uns in diesem Kriege gewiß Meister des Schlachtfeldes seyn lassen.

Dem ersten Anscheine nach wird es uns vorkommen, als wenn die Moräste ein nützliches Regal unserer

Güter

Güter wären, und ich habe wohl gar Landwirthe gefunden, die deswegen über das Schicksal mißvergnügt waren, daß es ihnen keine Brüche angewiesen hatte, und die ihre Nachbaren beneideten, die sie besaßen. Das so genennte lebendige Holz wächst ja auf ihnen zusehends, ohne daß der Wirth Kosten darauf verwenden darf, und obendrein findet man wenige, die nicht noch auf verschiedenen Flecken als Wiesen genutzt werden könnten. Aber man muß nicht den Ertrag von einem fruchtbaren Getreidelande wissen, ihn nie gegen den Ertrag des gewächsichten Holzbodens gehalten haben, und den Nutzen oder Schaden der Bruchwiesen gar nicht kennen, wenn man sich einen großen Begriff von den Morästen machen will. Ungerechnet, daß uns ein nasser Sommer, oder ein gelinder Winter um alle Vortheile bringen kann, die wir hoffen, und gesetzt auch, daß der Bruch sich an einem Orte befände, wo rund um uns herum, der Holzmangel den Nutzen um vieles vergrössert, so ist es doch gewiß, daß das Getreideland für ihm schätzbarer bleibt. Der Landwirth versteht also immer sein Bestes nicht, und das Wohl des Landes muß er gar nicht achten, wenn er die Moräste noch lieb behält. Ist er in Gegenden, wo sein Holz keinen Werth hat, und er macht doch keine Anstalten, seine Sümpfe besser zu nutzen, und so — — glimpflich gesprochen, wenigstens ist er der Ruthe werth. Will man von dieser wichtigen Sache durch die Erfahrungen anderer überzeugt werden, so darf man nur den alten Wolfgang Remtsch in seinem Brandenburgischen Cederhain lesen, der uns die großen Verbesserungen der Moräste um Marienwerder und anderwärts erzählt, die der Marg-

graf

graf George Friedrich ausführte, oder man darf das Amt Lebus bey Frankfurt an der Oder, in seinem jetzigen und vorigen Zustande kennen, oder den Zustand Preussens, wie er nun durch den Pfälzer und Salzburger geworden ist, wissen, und — — — nun denn will ich gelogen haben, wenn man noch mit gutem Gewissen behaupten kann, daß man die Moräste müßte Moräste seyn lassen.

Wie gesagt, Klugheit und Fleiß ist durchaus nöthig, wenn man diese Fäulnisse, die die Natur zur Strafe der Nachläßigkeit veranstaltet, wieder verbessern will. Das Hauptsächliche, daß man hier beobachten muß, wird dieses seyn. Zuförderst untersuche man die Lage des Morastes. Man hat viel gewonnen, wenn man den Ueberfluß seines Wassers in einen nahen Fluß oder Bach leiten kann, und oft kann man das durch einen einzigen Graben mit einer Schleise, oft wohl auch durch einen kleinen Damm thun. Doch darf man deswegen die Hoffnung nicht aufgeben, ihn umzuschaffen, wenn man diese Vortheile nicht hat. Der Chineser würde in diesem Falle zum Bambusrohr Zuflucht nehmen, und durch seine leichte und ganz natürliche Wasserkunst, auch wohl über den Hügel die Nässe abziehen, und der Holländer würde uns seine Windmühlen anrathen, die wie jenes den Bruch gewiß und in kurzer Zeit austrocknen würden. Aber beyde Kunstverständige würden es nicht ohne Graben thun können, und diese eben sind das nothwendigste, welches wir zuerst vornehmen müssen, und durch deren Hülfe wir auch allenfalls ohne jene Werkzeuge zurechte kommen können. Man schlage also zunächst an den äussersten Gränzen des Morastes

rastes rund umher einen Graben, der aber tief und breit seyn muß, damit er auch überall das Amt eines Wasserhälters verwalten kann. Denn sehe man in die Mitte des Bruchs, die entweder ihrer Lage, oder der Quellen wegen, die sie enthält, insgemein am meisten wasserreich ist. Ist die Sache so, es sey nun um des erstern oder des letztern Umstandes wegen, und will von hier die Feuchtigkeit nicht in den äussern Graben gehen, ob man auch einige Abzüge queer durch gemacht hat, nun, so sagt es die Natur, daß es rathsam sey, einen Teich oder See anzulegen. Wir werden dadurch, daß wir die Mitte aushölen, wie wir gar leicht durch einen kleinen Damm, und vermittelst ein paar Wasserschnecken thun können, wenn wir zumal unsere Arbeit im Augustmonate vornehmen, wo wie bekannt, der größte Theil des Wassers sich unter die Erde gezogen hat, wir werden dadurch die ganze umliegende Gegend austrocknen. Hierzu kommt noch die viele Erde, die wir aus unserm neuen Teiche nehmen, und die den übrigen Theil des Morastes erhöhen, und dadurch schon zu tragbaren Lande machen wird. Man hat denn selten mehr sonst was, als hier und da einen Graben nöthig, der entweder in den äussern Kanal, oder in den mittleren Teich das Wasser abführt, und der ohnedem schon zum Theil bey der Verfertigung des Teiches angelegt werden mußte.

Aber wie ist dem Wasser zu steuren, das uns die Arbeit in den Gräben so beschwerlich, und wohl gar unmöglich machen will? und wie werden wir die vielen Stöcke bezwingen, die uns überall im Wege stehen, ohne der Last der Mühe, und der Kosten überdrüßig zu wer-

werden? Ich muß es zugeben, daß beyde Hinderniſſe von großer Bedeutung ſind, und es kann ſeyn, daß ſie viele Landwirthe, die ſonſt wohl zur Verbeſſerung willig wären, leicht abhalten, ſie zu unternehmen. Indeſſen iſt die Sache ſo fürchterlich nicht, als ſie zu ſeyn ſcheint, und größtentheils iſt nur unſere Unwiſſenheit Schuld, wenn wir uns ſo bald abſchrecken laſſen. Man nutze nur die Erfahrungen der Holländer und Frieſländer, die wie bekannt die tiefſten Sümpfe abzuleiten wiſſen, man gebe allenfalls unter der Arbeit auf die Hülfe der Natur Achtung, die ſie uns jedesmal leiſten wird, und man bediene ſich nur der vielen kleinen Vortheile mit Verſtande, die ſie uns vorzeigt. Ueberdem fehlt es uns ja nicht in unſerm Lande, ſo ſelten auch die Verſuche, Moräſte auszutrocknen, ſind, an Kunſtverſtändigen, und an den nöthigen Werkzeugen. Wir haben Teichinſpecters und Conducteurs zur Gnüge, und wer ſollte zweifeln, daß dieſe Meiſter nicht alle Wiſſenſchaft, alle Werkzeuge und Handgriffe beſitzen ſollten, die zu ihrer Profeßion nothwendig ſind. Aber geſetzt auch, daß der Landwirth ſich in Gegenden befände, wo die Meiſter dieſer Art ſelten und ſchwer zu bekommen ſind, oder, wo ſie es wie die Doctor machen, die uns durch ſehr viele Umwege zum Ziel führen, wenn ſie es ja noch thun, ſo kann er allenfalls ihrer ſo gut wie dieſer entbehren, und doch zu ſeinem Zweck kommen, wenn er nur die wenige Koſten wagen will, die vortrefliche Schrift des Belidors: Architecture Hydraulique zu kaufen, und ſich nach der deutlichen und leichten Vorſchrift dieſes Mannes richten wird.

Mit

Mit der Ausrottung der vielen Stöcke und Wurzeln, die insgemein in den Brüchen gefunden werden, sieht es noch gefährlicher aus. Diese scheinen mit ihrem Widerstande sich wegschaffen zu lassen, und der vielen Kosten wegen, die ihre Ueberwindung nach der gemeinen Weise fordert, jedem Landwirthe die Aushebung abzurathen. Aber auch hier werden wir, wenn wir der Sache kundig sind, zugestehen sollen, daß die Schwürigkeiten nur immer auf die Rechnung des Unverstandes kommen. Denn wollen wir die Ausrottungen durch keine andere Werkzeuge zu Stande bringen, als die wir in unsern täglichen Wirthschaften gebrauchen, etwan durch das Grabscheid, Durch die Hacke, und eine Hebestange, so werden wir freylich unsere Arbeit spät beenden, und sie wird äusserst beschwerlich und kostbar seyn. Aber wem sonst als uns selbst werden wir Schuld geben sollen, daß unsere Bemühungen so verdrüßlich und so langweilig sind. Warum fragen wir nicht, ob es denn keine Edition ad vsum Delphini hat? keine cum notis variorum? oder auf Deutsch: ob die Welt kein Kunststücke weiß, durch das wir leichter, kürzer und wohlfeiler zum Ziel kommen können? Und wenn wir nun so fragen, würden wir uns nicht wundern sollen, daß ein schweizerischer Bauer so bald fertig sey, uns zu antworten, daß ihm mehr als ein Handgriff bekannt sey, auch wohl die größten Eichen ohne viele Mühe und in wenigen Minuten mit Stock und Stiel auszuheben. Im Ernste gesprochen, der Mann ist es werth, daß seiner überall gedacht werde, und seine erfundene Werkzeuge sind von der Beschaffenheit, daß man auch, ohne die Probe mit

ihnen zu machen, nur aus ihrem Kupfer, bekennen wird, wie sie der Absicht durch und durch entsprechen, die man mit ihnen erreichen will. Ich wundere mich deswegen darüber, daß einer der vornehmsten Herren unseres Landes, fruchtlose Versuche mit ihnen angestellt haben soll, und ich wage es zu zweifeln, ob der Landwirth, der sie empfohlen hat, und der sonst seiner Einsicht und Erfahrung wegen Achtung verdient, die rechten Kunstwerke, die Peter Sommer, ein Bauer im Canton Bern erfand, bey der Hand gehabt, oder die gehörigen Vortheile bey dem Gebrauch derselben in Acht genommen hat. Mein Zweifel wird durch die Zeugnisse gerechtfertiget, die uns zwo berühmte und glaubwürdige Gesellschaften zu London und Bern geben, denn beyde haben, theils in Gegenwart der vornehmsten Obrigkeitspersonen, theils im Beyseyn dazu bevollmächtigter Sachenkündiger, Proben mit Ausrottung großer Bäume gemacht, und die Werkzeuge des Sommers dazu bewundernswürdig bequem gefunden. Ich bitte einen jeden vernünftigen Landwirth, der der französischen Sprache mächtig ist, sich die Mühe nicht dauren zu lassen, die er auf das Lesen der Memoires de la Societé de Berne, verwenden muß, sie wird ihm durch die mannichfaltigen klugen und nützlichen Vorschriften, die er in diesem und in vielen andern Fällen erhält, reichlich vergolten werden. Die von dem Peter Sommer erfundene Hebestöcke werden Tom I. P. I. 175. f. mit allen zu ihnen gehörigen Regeln und Handgriffen beschrieben. Andere, die lieber den Unterricht deutsch haben wollen, werden in dem schon zu verschiedenen malen angezeigten Lehrbegriff von der practischen Feldwirthschaft B. I. S. 175. f. alles

erst al-

erhalten, was sie wünschen, und es kann unmöglich fehlen, wenn sie nach den vorgelegten Kupfern, nach den beygefügten deutlichen Beschreibungen, und etwan unter der Aufsicht eines Mechanikers diese Werkzeuge bauen lassen, nein es kann nicht fehlen, sie werden mit ihnen glücklich zu Stande kommen. Es ist wahr, beynahe scheint es unglaublich, wenn uns die Gesellschaft zu Bern erzählt, daß sie mit diesen Hebestöcken im December, da die Erde schon zween Monate gefroren gewesen war, Eichen, die im Durchschnitte zwo Ellen stark waren, binnen einer Zeit von acht Minuten habe ausreissen lassen. Aber wer die Kraft unserer gewöhnlichen Holzheber bemerkt, oder zugesehen hat, mit wie leichter Mühe der Fuhrmann seinen belasteten Wagen aus dem Sumpfe hebt, oder wer die Macht der Schrauben kennt, derer der Zimmermann sich bedient, dem wird in dieser Erzählung nichts unglaublich vorkommen dürfen. Wollte es also doch nur der Himmel, daß unsere vermögende Landwirthe diese gemeinnützige Werkzeuge in unserm Schlesien durch ihre Beyspiele bekannt zu machen suchten.

Ich sollte nun noch billig von der bequemsten Art reden, wie man die Gräben verfertigen kann, und allenfalls auch, des Zusammenhangs wegen, von der Weise, unbrauchbare oder wenig nützende Gebüsche und Wälder in Getreideland umzuschaffen, aber ich hoffe von dem Leser Vergebung, wenn ich beydes zu einer andern Zeit aussetze. Ich muß nothwendig der Gräben gedenken, und nothwendig meine Meynung, wie sie am besten zu veranstalten sind, angeben, wenn ich von den Wiesen handeln will, und dort aber werde

ich meinem Versprechen nachzukommen suchen, das ich im Abschnitte von Bestellung der Felder gethan habe, und nun hier thue. Und warum sollte ich das Holz in zerstreuten Stücken, jetzt die Gebüsche, denn nach einer langen Zeit die Wälder betrachten, da ich sie in einen Gesichtspunct sammlen, und in der Lehre von der Holzwirthschaft alles auf einmal erwägen kann? Ich würde ja nicht haushälterisch verfahren, oder ich würde doch nicht Wiederholungen vermeiden können, die dem günstigsten Leser beschwerlich fallen müßten, und wie ich schon zugestanden, ich habe es nöthig, alle Gelegenheiten zu fliehen, wo sie mir aufstoßen können, denn ich bin Troß den Gelehrten vom ersten Range, so wie sie jetzt unser Jahrhundert ausheckt, troß ihnen bin ich vielen großen Anfechtungen ausgesetzt, die der Leser, oder der Critiker, mit einem: schon da gewesen! zu schlechtem Trost des Kranken, verbannen muß.

Also lieber noch ein Wort von der besten Art, die zubereiteten Leeden und Sümpfe zu nutzen. Ich habe schon oben gesagt, daß die Leeden, wenn sie insbesondere durch die Verbrennung der Oberschichte bearbeitet würden, vortreffliches Getreideland seyn müssen. Ich nehme hier dieses Zeugniß gar nicht zurück, sondern ich bestätige es vielmehr durch eine wiederholte Versicherung, daß nichts gewisser sey. Es kann seyn, daß unsere Vorfahren diese Stücke ihrer Dürftigkeit wegen liegen ließen: denn daß sie dieselbe bebaut haben, das finden wir fast bey allen in den Spuren der Beete, die auf ihnen sind. Oft geschahe es auch vielleicht deswegen, weil sie in nassen Jahren mehr Gras als Getreide trugen. Ich habe von vielen dieser Leeden so urtheilen

müssen,

müssen, da ich wohl jetzt noch hin und wieder sehe, daß man um dieser Ursache willen große Flecken liegen lässet. Aber gereichen denn diese Gründe unsern Vätern zur Ehre? Und ist es ihren Nachkommen Ruhm, wenn sie die vernachläßigten Felder in ihrem alten elenden Zustande lassen, oder gar ihre Anzahl vermehren wollen? Gehörige Ackerarbeiten, Dünger und Gräben, würden alle Verwüstungen abgehalten haben. Eben diese Mittel würden auch jetzt ihre Kraft zeigen, und Wüsteneyen in die fruchtbarsten Gärten verwandeln können. Gewiß genug, die magerste Haide, wenn sie ausgebrennt, und vernünftig gepflügt ist, wird beynahe zu allen Kornfrüchten tauglich seyn. Doch muß die Klugheit des Landwirths, nach der Lage und der eigentlichen Beschaffenheit derselben bestimmen, welche Früchte er ihr vor allen übrigen anvertrauen soll. Allenfalls wird er sie immer, wenn nur in ihrer Zurichtung gehörig verfahren worden ist, seinen besten Feldstücken gleich schätzen, und wir diese nutzen können.

Die Moräste und Brüche, wenn sie erforderlich ausgetrocknet, und im übrigen wie die Leeden behandelt worden sind, (beyläufig gesagt, bey ihnen ist die Verbrennung der vielen sauren Säfte und der giftigen Graswurzeln wegen noch nöthiger und nützlicher) so haben sie für den besten Leeden ihrer innern Güte wegen einen sehr großen Vorzug, und sie dienen auf die schätzbarste und vortheilhafteste Weise zu Kraut und zu Hoppengärten. Das letztere könnte uns schon die Natur lehren, denn wir sehen es beynahe in allen Sümpfen, wie hoch sich der Hopfen an den längsten Erlenstangen aufwindet, wie gesund und munter dieses Gewächse in

seiner wilden Gestalt steht, und wie wenig und selten es etwas von den Krankheiten befürchten darf, die uns unsern zahmen und viel gepflegten Hopfen, so oft und so leicht tödten. Besonders also zu Hopfen, werden wir unsere bearbeitete Moräste widmen sollen, und wie vortheilhaft für das ganze Land würde diese neue Einrichtung seyn; denn mir deucht, daß der Hopfenbau einer von den größten Aesten der Landwirthschaft sey, auf den wir billig mehr Fleiß verwenden sollten, als bisher geschieht. Vielleicht würde uns auch alsdenn eine kleine Rücksicht auf die Natur des Gewächses, die die Feuchtigkeit liebt, und auf die Bequemlichkeit der Nähe des Wassers, einen Rath in der Pflege desselben geben, den wir bis jetzt zu unserm Schaden vernachläßigen. Ich meyne, vielleicht würden wir, weil wir merken, daß der Hopfen so gut im feuchtem Lande wächst, und daß wir in dem neuangelegten Teiche, oder in den Gräben, das Wasser bey der Hand haben, nicht mehr aus Unverstand oder Faulheit einer Pflanze das Trinken zu verweigern, das zur Erhaltung ihrer Gesundheit unentbehrlich ist.

Noch einen gleich großen Nutzen, werden wir auch in dem Gebrauche ausgetrockneter Moräste dadurch erhalten, wenn wir auf ihnen Hanf anbauen wollen. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß wir nicht darauf Acht haben, daß dieses Gewächse just so einen Boden fordert, da wir es doch leicht gewahr werden könnten, wenn wir untersuchen, oder auch nur darauf merken wollten, warum es auf dem einen Orte gut, und an dem andern schlecht steht. Vielleicht dünkt es uns, daß diese Pflanze überhaupt keiner großen Mühe werth sey, denn bis

jetzt

jetzt wird von uns ihr Bau nur im Kleinen getrieben: Aber sollte uns das wohldünken? Wie wenig müßten wir von dem großen Gewinnst, und dem ausgebreiteten Vortheile wissen, der sie dem ganzen Lande überhaupt, und dem insbesondere zuwege bringt, den sie der Arbeit und Pflege werth hält.

Was ich von dem Hanfe gesagt habe, könnte ich auch von dem Flachse behaupten. Sie sind Bluts- und Gemüthsfreunde, und der Landwirth würde in diesem, wie in jenem zu seiner großen Freude gewahr werden, wie vortreflich sie auf ausgetrockneten Morästen fortkommen. So gewiß nun durch diese Früchte unser neues Land mit großem Vortheile genutzt wird, so gewiß wird es auch durch Kraut und andere Küchengewächse geschehen, die wie jene auf niedrigem, feuchtem Acker am liebsten stehen. Es sey nun aber eine Pflanze, welche sie wolle, und wäre sie auch nur eine von den guten Graspflanzen, so wird doch eine jede in kurzer Zeit Kosten und Mühe bezahlen, die wir auf die Verbesserung des Morastes verwenden müssen, und wir werden in allen Jahren einen beträchtlichen Ueberschuß gegen den Ertrag bekommen, den uns der Bruch in seinem vorigen Zustande liefern konnte.

Vierter Abschnitt.

Von der Besäung des Landes.

Es ist gewiß nicht gleich viel, welchen Saamen man dem Acker giebt, denn ein schlechter oder kranker taugt nichts vom Menschen angerechnet, bis zur dürftigsten Pflanze, und ich weiß nicht, warum man es in gesitteten Ländern nicht zur Policeysache machen will, dafür zu sorgen, daß überall zu allen Früchten guter Saame gewählt würde. Allenfalls könnte man den Stadt- und Landphysicis, da sie schon die Aufsicht über die Hebammen haben, auch noch die Untersuchungen auftragen, ob an allen Arten ihres Sprengels tauglicher und reifer Saame zur Zeugung genommen werde. Ich fürchte nicht, daß ich mir durch meinen Vorschlag diese Herren zu Feinden machen sollte. Denn mein Glaube, daß sie große Naturkundige sind, und daß ihnen jede Gelegenheit lieb seyn muß, wo sie ihre Wissenschaft gemeinnützig machen können, versichert mich ihrer Freundschaft. Obendrein wäre auch ihrem ganzen Beruf gerathen, gesetzt auch, daß sie die neuen Commißionen ex officio thun müßten, denn es sollte mich Wunder haben, wenn sie nicht der Zeit wahrnehmen, und sich manchen Kunden werben sollten, der ihnen sonst wohl entwischt wäre. Und endlich sollte ich auch meynen, daß es ihnen bequemer und mehr vollkommen seyn müßte, den Saamen zu besehen, oder zu kosten, als es ihnen nicht seyn kann, den Urin so genau und so schmackhaft zu untersuchen, wie es doch insgemein der Bauer verlangt. Ihnen also zur Ehre, und der ganzen

wirth-

wirthschaftlichen Welt zum Besten sey es gesagt, daß es leider wahr bleibe, ob man gleich nicht immer darauf merkt: von krankem bösen Saamen kommen kranke böse Früchte.

Einige Landwirthe wollen, daß man den Saamen vom geilsten, und am besten bestellten Acker holen müßte, denn sagen sie, der ist ohne Zweifel der gesundeste. Der Gedanke hat viel Schein, aber nicht durch und durch Wahrheit. Denn so gut auch dieser Saame seyn mag, so wird doch der Erfolg lehren, daß er auf einem magern und übel gepflegten Lande schlecht fortkomme. Andere verlangen ihn deswegen von dürftigem Boden, in der Hoffnung, daß ihn die bessere Kost, die ihre fetten Felder geben können, wohl gedeyen werde. Aber vielleicht geht es im letztern Falle, wie mit mancher Amme, und im erstern würde mir mancher Bauer lieber seyn, als der Prinz, der alle wollüstige Pflege genossen hat. Beydes muß also meinem Urtheile nach beysammen seyn, guter reifer Saame, und guter wohl zugerichteter Acker, und denn wird, die Landplagen ausgenommen, es nicht fehlen können, man wird eine gute reichliche Erndte haben.

Das wohl, die Landwirthe versehen es, wie die Einwohner in den Städten oft darinnen, daß sie ihren Saamen nicht erforderlich reif werden lassen, und zuweilen ist auch die Witterung selbst Schuld daran. Indessen werden auch ausserdem Fehler genug begangen, von denen jeder schädlich ist, und jeder die Hoffnung des Landwirths betrügen muß. Mir deucht, sie sind werth, daß man sie genauer untersucht.

Man hat lange schon unsere gewöhnliche Art zu erndten getadelt, aber vielleicht nicht eben so lange auf ein Versehen, und eine böse Folge Acht gehabt, durch die sich der Landwirth so oft großen Nachtheil zuzieht. Es ist hier meine Sache nicht, alle Fehler aufzusuchen, die bey der Erndte geschehen. Ich werde künftig von ihnen reden müssen. Aber dieser gehört nothwendig hieher, wenn wir unser Getreide nicht trocken genug in die Scheune bringen. Das mag nun davon herrühren, daß es zu früh abgeschnitten werde, und also noch zu viele eigne Feuchtigkeiten in sich halte, oder davon, daß wir es zu lange in Mandeln auf dem Felde stehen ließen, wo es vom Thau oder wohl gar vom Regen anziehen mußte. Wird es uns guten Saamen geben können, wenn wir es in dieser Beschaffenheit in die Scheune bringen? Wir müssen nicht darauf gemerkt haben, wie oft sich unsere Alter erhitzen, und wie weich, oder wenigstens zäh das Korn wird, wenn wir dieses glauben wollen. Selten ist, und selten kann unser Korn, wenn wir zu Saamen dreschen, so hart seyn, daß es auf der steifen Tenne vom Flegel nicht verletzt wird. Es wird also gequetscht, und dadurch schon zur Zeugung einer gesunden Frucht, so gewiß wie mancher Ritter, untauglich gemacht. Man sollte also ja auf eine bessere Art zu erndten, und auf eine bessere Art zu dreschen bedacht seyn. Aus diesem Grunde eben haben so viele Sachkundige angerathen, das Getreide bis zum Ausfallen reif werden zu lassen, von dem wir unsern Saamen nehmen wollen, und es denn weder des Abends noch des Morgens, sondern des Nachmittags einzuführen, wenn die Sonne alle Feuchtigkeiten ausgezogen hat.

Mit

Mit dieser guten Regel verknüpfen sie eine andere, die gleich nothwendig ist. Diese nämlich, daß wir unsere Saamenschocke in den Scheuren alleine stellen, und sie so locker als möglich einaltern sollen. Ich würde gerne noch dazu setzen, daß es wohl gethan seyn müßte, wenn wir, an statt den Saamen mit den Flegeln rein auszudreschen, lieber nur vorschlagen, oder noch besser über einen quer über die Tenne gelegten Balken ausschütteln wollten. Das würde ich gerne hinzusetzen, wenn man mich nicht in Verdacht haben wollte, daß ich überall zu künsteln Lust hätte, und die Menge der Arbeiter aus der Acht ließe, die den Landwirth abhalten, alle diese kleine Genauigkeiten zu befolgen. Doch hier redet die Sache für sich selbst, und man dürfte ja nur nach meinem Rathe kein so ungeheuer großes Winterfeld haben, so würde man auch mit mehrerer Sorgfalt den Saamen zubereiten können. Ueberdem ist auch dieses Verfahren gar nicht so schwer, und so langweilich, als man etwan glauben will. Denn ist nur alles, Aehre und Korn recht trocken, so wird in gleich kurzer Zeit eine eben so große Menge Saamen ausfallen, als es durch die Nöthigungen des Flegels geschehen kann, und das Zusammenbinden und Aufheben der Garben, wird nicht mehr Mühe erfordern, als bey dem gewöhnlichen Vorschlagen geschieht. Was nun noch in diesen zurück geblieben ist, kann immer gelegentlich bey besserer Muße ausgedroschen, und zur Haushaltung oder zum Verkauf bestimmt werden.

Vielleicht haben die alle, die uns Korn, das ein Jahr alt ist, zu Saamen vorschlagen, auf die vielfältigen bösen Folgen gesehen, die aus einer unvor-

sichtigen Erndte, und dem schlendriansmäßigen Dreschen entspringen. Sie haben etwan dem Uebel vorbeugen wollen, wenn sie uns versichern, daß jedes unreife oder gequetschte Korn auf dem Boden ersterben, und nur das gesunde seine Zeugungskraft behalten werde. Es ist nicht zu zweifeln, daß mit der Zeit alles kranke und schwache Korn die Kraft zu zeugen verliehren sollte, in so ferne wäre diese Art, guten Saamen zu bekommen, vortreflich. Obendrein empfiehlt sie auch noch ein anderer Nutzen, der noch nicht überall bekannt ist, daß nämlich dadurch beym Weizen dem Flugbrande oder Ruße vorgebeugt wird, der, wie alle verständige Landwirthe zugeben werden, von nichts sonst als von ungesunden Saamen seinen Ursprung hat. Indessen kann ich doch unmöglich mit diesem Rathe gänzlich zufrieden seyn. Ich habe es durch Erfahrungen gelernt, und ein jeder wird es wie ich wissen, wie viele Körner vom alten Getreide beym Ausgehen zurück bleiben. Waren sie alle anfänglich schon krank, als sie auf den Boden gebracht wurden? Ich habe es einstens geglaubt, aber ich habe zu zweifeln Ursache bekommen, als ich genauer auf die Schicksale merkte, denen das Getreide auf den Magazinen unterworfen ist. Jetzt scheinen mir diese, wie die Lazarether, oder wohl gar wie die Pesthäuser zu seyn, und ich weiß es gewiß, daß sehr viele von den gesunden Körnern, durch die faul und krank gewordene angesteckt werden, oder doch unter der Menge ersticken müssen. Gesetzt auch, daß die Haufen, in denen sie alle liegen, oft umgearbeitet würden, und daß man wohl gar wie in England in den Siechhäusern Ventilators anbringen wollte, die alle böse Luft ausziehen

hen könnten. Ich werde deswegen selten zu altem Saamen rathen, und wohl nicht einmal in dem Falle, wenn von den Mitteln wider den Ruß die Rede ist. Denn eine erforderliche Behutsamkeit beym Erndten und Ausdreschen des Getreides, wird mir ein sicherer Bürge seyn, daß ich ihn reif und gesund erhalte. Ueberdem werde ich auch nicht in Gefahr stehen, einen großen Theil des ausgestreuten Saamens umsonst hergegeben zu haben, oder dadurch, wie bey dem andern Falle, genöthiget zu werden, dicker zu säen, als es die Beschaffenheit meines Landes erfordert. Jedoch um nicht eigensinnig zu scheinen, will ich Ausnahmen gelten lassen, und vielleicht wird die aufrichtige Erzählung derselben, mir bey manchem Landwirthe den Ruhm zuziehen, daß ich weder eine Sache nur obenhin betrachten, noch so gar steif über meiner Meynung halten will. Ich gebe also zu, da ich ein Freund vom dünne säen bin, wie ich bald näher entdecken werde, daß einem jeden, der die Hand voll zu nehmen gewohnt ist, alter Saame angerathen werden müßte. Ich verlasse mich hier auf das Sprüchwort des Petrarcha: Wer zu viel in die Hand faßt, hält nichts feste, und ich glaube, daß der Vertheidiger des Dickesäens am besten thun würde, wenn er nirgends sonst wo her, als von den Magazinen seinen Saamen holen wollte. Nächst dieser Ausnahme, lasse ich auch noch eine andere statt finden, die mir noch wichtiger als die erste zu seyn scheint. Saame nämlich, der in nasser Witterung reif werden muß, taugt selten. War also das vorhergehende Jahr trocken, so ist deswegen sein Korn besser, und der alte Saame dem neuen weit vorzuziehen.

Wie

Wie ich nun ausserdem wünsche, daß man neuen und ausgedroschenen Saamen lieber als den vorjährigen wählen möge, so wünsche ich es auch, daß man sorgfältig darauf bedacht seyn solle, ihn von allem Zusatze und Unrathe rein zu machen. Es ist unverantwortlich, daß so viele Landwirthe in dieser nützlichen und nothwendigen Vorsicht so saumselig sind, und daß es ihnen zu lästig wird, alle Vortheile des Wurfens zu nutzen, und sich der Fege auf eine gehörige Art zu bedienen. Diese Leutchen sollten ja, da sie ihr eigner Schade nicht dahin bringen kann, klug und arbeitsam in der Reinigung des Saamens zu werden, sie sollten wenigstens ihrer Gemächlichkeit zur Ehre anderwärts her, und insbesondere von sandichten, oder überhaupt von Gegenden ihren Saamen zu erhalten suchen, die nicht gleiche Beschaffenheit mit ihren Aeckern haben. Dadurch würden sie ohne Zweifel einem Uebel vorbeugen, daß ganz natürlich aus der nachläßigen Zubereitung ihres eignen Saamens entstehen muß. Sie würden dem Unkraute steuren, das gewöhnlich auf ihren Feldern wächst, und das sie vermehren werden, wenn sie das Korn wieder säen wollen, das sie eingeerndtet haben. Jedoch diese faule Wirthe verdienen es nicht, daß man sie zu einer so nützlichen Vorschrift hinführt, man sollte sie lieber nöthigen, durch eignen Fleiß ihren Zuwuchs rein zu machen. Indessen ist die erst angezeigte Regel von so großem und ausgebreitetem Nutzen, daß sie unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Man hat lange schon aus der Erfahrung gelernt, daß die hohen oder sandichten Felder, von Art einen bessern, mehr reinen, und reifern Saamen geben, als die niedrigen und leimichten, die insgemein

naß

naß und grasartig sind. Kluge Landwirthe haben deswegen immer angerathen, daß man ja von der erstern den Saamen sammlen solle, und sie haben es mit Wahrheit versichern können, daß man durch diese Wahl alle Hoffnung erhalte, des Unkrauts mächtig zu werden, das manchem Saamen, und manchem Lande so eigen ist, und leider ausserordentlich fruchtbar wächst, wenn beyde mit gleichen Neigungen zusammen kommen. Aber sollte diese Regel nicht noch gemeinnützer gemacht werden können? Die Erfahrung sagt es, daß jede Gegend ihr eignes Unkraut habe, das gar nicht gut fortkommt, wenn es nicht auf den Acker gebracht wird, der seiner Muttererde ähnlich ist. Man glaube also nicht, daß man sich schaden würde, wenn man diesem Winke der Natur folgen, und niemals seinen eignen, sondern den Saamen des Landwirths nehmen wolle, dem ein Land von anderer Beschaffenheit zu Theil geworden ist. Ich könnte allenfalls zum Behuf dieser Meynung eine Menge Beyspiele aus allen Kreisen Schlesiens anführen. Doch was bedarf es einer unnöthigen Weitläuftigkeit, da die Sache für sich selbst redet.

Mit diesem weisen und vortheilhaften Verfahren ist ein anderes verwandt, das bisher noch viele Landwirthe nicht vor gut erkennen, das sie aber durchaus billigen würden, wenn sie aufmerksamer auf ihren Nutzen oder Schaden seyn wollten. Ich meyne die Abwechselung der Arten des Saamens. Ohnmöglich kann der Acker gehörig bestellt werden, wenn er einerley Frucht beständig tragen soll, denn ein jedes Gewächse erfordert seine eigne Zurichtung, und die Wintergewächse wollen es besonders, daß man ihnen zu Gefallen lange und

viele

viele Vorbereitungen machen soll. Ich zweifle deswegen, daß ich meine Stimme zu dem Rathe geben würde, wenn die Landwirthe Stoppelkorn wählen. Es kann seyn, daß es ihrer Meynung nach noch so ziemlich gerathen wird, aber nicht nach meinem Urtheile. Denn wo ich mich nicht in meiner Kenntniß und meiner Rechnung betrüge, wie ich doch nicht gerne wollte, so würden sie von einer andern Frucht größern Nutzen erhalten haben, wenn sie die Kunst verstanden hätten, die zu nehmen, die am liebsten nach der wächst, die sie zuletzt eingeerndtet haben. Gewiß genug, daß der Landwirth viel in seinem Berufe gelernt hat, wenn er weiß, welche Früchte gerne vor oder nach einander stehen, und welche ihrem Nachfolger den Acker vorbereiten und fruchtbar machen, oder verschließen und aussaugen. Ich wünschte es schon, daß man dem Herrn Reichardt im fünften Theile seines Land- und Gartenschatzes mehr Glauben geben möchte, der uns aus eigner Erfahrung gelehrt hat, wie man mit kluger Abwechselung der zu erbauenden Gewächse sein Land achtzehn Jahr hinter einander nutzen könne. Gesetzt nun, daß man nicht so lange in der Schule dieses weisen Mannes aushalten, und gar angenommen, daß man lieber mir nach meinem unvorgreiflichen Vorschlage, den ich in dem Artikel von der Eintheilung der Felder gewagt habe, Gehör geben wolle, oder mag man doch auch nach der Weise des alten Herrn Schlendrians wirthschaften, in allen diesen Fällen wird man wohl thun, wenn man mit dem Saamen abwechseln wird, denn wir schaden uns ohne Zweifel viel, wenn wir diesen haushälterischen Kunstgriff vernachläßigen.

Ferner,

Ferner, es ist nicht genug, daß wir in der Wahl des Saamens sorgfältig sind, und genau zusehen, daß uns nichts sonst, als seine natürliche Güte, und seine Reinigkeit bestimmt, ihn in unsere Dienste zu nehmen, ist es möglich, so müssen wir ihn auch noch zu verbessern suchen. Alle Vortheile gelten in der Wirthschaft, daher gefällt mir der polnische Graf, der, wie man mir erzählt hat, alle seine Amtleute in ihren Spannzetteln zu der Pflicht verbunden hat, aus nichts zehn Thaler zu machen. Wir werden also darauf denken müssen, unsern Saamen so wie unsern Kindern bald von Anfange Lust einzuflößen, sich über seinen natürlichen Stand zu erheben, und in der besten Welt eine besondere Rolle zu spielen. Es ist hier mein Sinn, nicht von der schwedischen Goldtinctur zu reden, die so gar den Haber zu Roggen, und die Gerste zu Weizen bildet, denn ich habe es dem Verleger zugesagt, daß ich die Abhandlung eines meiner Landsleute in meinem Buche aufnehmen will, der von dieser neuen Mode, den Saamen aufzuziehen, mit vieler Gründlichkeit gesprochen hat, und das werde ich am Schlusse des gegenwärtigen Kapitels thun. Hier ist meine Absicht zu untersuchen, ob man den Saamen nöthigen könne, auch auf dem dürftigsten Lande riesenmäßig zu wachsen, wie uns so viele Tausendkünstler versichern wollen.

Vielleicht würden wir das nach der Sitte des Herrn Basedows durch einen elementarischen Unterricht am ersten thun können. Aber unbeschadet der Ehre dieses hübschen Nordscheins, es wollen sich nun schon nirgendwo die Gewächse, ihrer Verschiedenheit wegen, über ei-

nen Kamm scheeren lassen, und man muß, will man anders im Grunde Gutes stiften, jedem Narren, dem menschlichen, und Pflanzennarren, nach seiner Beschaffenheit seine eigene Kolbe, und die verschiedentlich, lausen. Daher mag es wohl kommen, daß die Basedows unter den Landwirthen, die uns allgemein durch und durch elementarische Einweichungen des Saamens vorschreiben, die allen und jeden Sorten unsers Getreides, so nützlich wie die beste Realschule unserer Studenten seyn sollen, ihres Ziels verfehlen. Man sieht es wenigstens nicht, das daraus Doctors entstünden, und man bedarf noch immer eben so, wie bey der alten Weise, aller übrigen Pflege, wenn man gutgeartete nutzbare Früchte haben will, so wie man es in der Schule des dänischen Professors nicht sehen wird, daß er, ohne die Erziehungsmethode seiner Väter zu Hülfe zu nehmen, bessere Menschen hervorbringen wird.

Es ist besonders, daß vor alter Zeit her die Menschen darauf verfallen sind, Arzneyen zu erfinden, die uns das Recht geben, alle kluge und durch vielfältige Erfahrungen bestätigte Vorschriften zu verwerfen, deren Beobachtung zur Erhaltung und zum Wachsthum unserer Natur so natürlich und nothwendig sind. Ich würde es den listigen Künsten der ersten Aerzte Schuld geben, die freylich durch nichts sonst als durch ausserordentliche Erfindungen ihrem Mittel Ansehen verschaffen konnten, das sie anfänglich, wie bekannt, nicht einmal wie jetzt unsere Bartscheerer zur Würde der Cammerdiener erhob. Aber ich habe Nachrichten, daß schon vor der Zeit, ehe die Doctors Mode geworden sind, die Welt auf den drollichten Gedanken gerathen ist,

Univer-

Universalarzneyen zuzubereiten, die den Menschen, das Vieh, und das Gewächse ausser aller Verantwortung setzen, wenn auch diese kränkliche Geschöpfe, die seit dem berufenen Falle des Herrn Adams aller nur möglichen Pflege bedürfen, jede Vorsicht verabsäumen, die ihre Gesundheit befestigen kann. Vielleicht kam in China diese schnackische Methode zuerst auf, und denn lief sie aller Vorsicht der Einwohner, nichts aus dem Lande zu lassen, ohnerachtet über Japan, oder wohl gar über Jesso zu uns, wenigstens ist sie nirgends sonst wo so hoch getrieben worden, als in diesem Reiche, denn man weiß es ja, daß seine Könige sich bey aller Schwelgerey unsterblich machen wollten.

Ich bitte meine Leser inständigst, es mir zu vergeben, daß ich mich über den pudelnärrischen Einfall der vorigen Welt aufhalte, ich thue es ja nicht über unsere Zeitgenossen, nicht einmal über den Herrn Unzer, der wie bekannt, κατ' εξοχην der Arzt ist, und uns doch aus bemeelthauter christlicher Liebe ein Pulver gegeben hat, das uns mit großer Ehre und mit vieler langer Gesundheit zu Erzsäufern machen soll. Und überhaupt ist es gar nicht meine Absicht, von der Charlatanerie unserer jetzigen Leibmediker zu reden, das mag ein Menke thun, wo Deutschland noch einen hat. Ich habe ihrer nur beyläufig gedacht, da sie mir so eben in den Wurf kamen, und mein Hauptsinn ist eigentlich darauf gerichtet, daß ich mich über die Mode der alten und neuen Tage beklagen will, die, aller nur nöthigen Einwendungen ungeachtet, es doch versuchen, uns zu überreden, daß man Säfte und Wässer haben könne, die, wenn man den Saamen in ihnen einweiche, alle

Düngungen und jede Zurichtung überflüßig und unnütze machen:

Singuli se medicos doctos, Idiota, Sacerdos,
Iudaeus, Monachus, Histrio, Rasor, Anus,
Miles, Mercator, Cerdo, Nutrix et Arator.

Ist das nicht böse? Ich sollte meynen, daß man viel von seinem natürlichen Verstande verlohren haben müßte, wenn man so ins Gelag hinein, und wohl gar, wider die Warnung der Secunda Petri, Recepte vorzuschreiben, sich das Amt anmaßen wollte. Indessen ist das schon ein alter Fehler; denn schon die ersten Römer hatten Oelhefen, Cypressenlaub, und den Saft von der Hauswurzel, die ihnen bewährte Ingredienzien zu einem gesegneten Bade für ihren Saamen seyn sollten. Werden wir uns wundern dürfen, wenn die Nachkommen dieser klugen Leute, auf den albernen Einfall gerathen sind, ein verjährtes Vorurtheil, als ein Heiligthum anzusehen, da wir es jetzt noch zu Loretto, zu Marienzell, zu Warthe, und überall sehen, welche Gewalt der Unsinn über uns habe, wenn er nur alt ist, und Wunderdinge verspricht, die über unsern natürlichen Glauben sind.

Zum Spaß will ich einige Recepte herschreiben, die ihre Erfinder mit so ausserordentlichem Lobe versiegelt haben, daß ich allenfalls wetten wollte, es wird auch noch im neunzehnten Jahrhunderte sechseckichte Tropfe haben, die sie für große Geheimnisse ausgeben, und der Nachwelt als nagelneue Erfindungen anpreisen werden. Ich müßte den Herrn Zeiger und Herrn Schmidt nicht kennen, wenn ich nicht glauben wollte, daß sie Enkel

und

und Urenkel haben werden, und auch noch im Grabe wollte ich lachen, wo ich es anders für den verdrüßlichen Neckereyen der Würmer thun kann, wenn man mich künftighin als einen authorisirten Autor anführen wird, der der wirthschaftlichen Welt alle nur dienliche Vorschriften gesammlet hat, wie sie mit aller Gemächlichkeit, allenfalls bey einem kleinen bischen Einweichen des Saamens, ohne zu düngen, und ohne den Acker zu pflügen, doch wohl auf gut paradiesisch erndten könne. Ich will den Herrn Faßmann und alle seine Nachfolger dafür sorgen lassen, daß sie mich vor den Kriegen mit den Maden befreyen, um also in voller Hoffnung auch noch im Reiche der Todten, durch irgend einen Merkur, drollichte gute Nachrichten von meiner Lebensgeschichte zu hören, ich will also erzählen, was die alten und neuen Wirthschafter geträumt haben, wenn sie uns ihre unglaubliche große Künste in der Befruchtung des Saamens haben lehren wollen.

In Italien wollte es einst ein berühmter Jesuite, daß wir Mayenthau sammlen, Salpeter in ihm auflösen, und Salz von der Roggenstrohasche einmischen sollten.

Der alte Glauber warf in die Roßjauche eine ganze Menge Salz, weichte seinen Saamen ein, und schwur, daß er ohne allen Dünger und ohne Zurichtung des Ackers eine frühe und sehr reichliche Erndte habe.

Der bekannte Graf Digby fand es für gut, die wirthschaftliche Welt zu versichern, daß, wenn man in gesottenem Wasser Schaafs- und Taubenmist, Sal nitrum, und gemeines Salz mischen, den Saamen

in dieser Brühe wiederholt einweichen, und jedesmal im Schatten abtrocknen wollte, daß man denn den Saamen ganz dünne aussäen, und doch auf dem ungeschlachtesten und dürftigsten Boden hundertfältige Frucht erwarten dürfe.

Der gute Greis, Herr Böckler, setzt uns in seiner Haus- und Feldschule, ein großes Faß mit Regenwasser angefüllt vor unsere Augen, wirft etliche Pfund klar gestossenen Salpeter hinein, rührt so lange, bis alles zergangen ist, mit großem Fleiße, und läßt denn durch vier und zwanzig Stunden seinen Saamen weichen. Nein, es kann nicht fehlen, das Korn wird unglaublich wuchern.

Ein anderes Recept finden wir in dem adlichen Landleben des Herrn von Hohberg. Fange nur, geliebter Leser, im Monate März, wenn es am stärksten regnet, unter freyem Himmel, oder wenn es dir bequemer scheint, von einem hölzernen Dache so viel Regen auf, als du bekommen kannst. Wirf in das Wasser zwölf Pfund Salz, und setze denn in das Faß, in dem das Wunderwasser ist, einen großen Schmelztiegel, in welchen du fünf Pfund Sal nitri thun mußt. Und zwar setze ihn so, daß er immer zween Finger hoch über dem Wasser stehen bleibt. Denn sammle im October, wenn der Mond im Zunehmen ist, folgende Kräuter: Flöhkraut, Bohnenstroh, Rohr, das in Teichen wächst, von jedem eine gute Bürde, brenne alles im Backofen, wenn der Mond im Zwillinge steht, zu Asche, mische ein Schaff voll Kalk unter, und rühre diese herrliche Speciem durch sechs Tage, jedesmal von eilf bis zwölf

im

im Märzwasser wohlbedächtig um, laß denn die ganze Materie vierzehn Tage durch stehen, damit alles unreine sich zu Boden senken kann, bohre oberwärts des Grundsatzes ein Loch ins Faß, und ziehe dein Wunderwasser ab, das deinen Saamen hundert und mehrfältig vermehren wird, wenn du ihn vier und zwanzig Stunden einweichen willst.

Die Franzosen haben ihren von Vallemont, der wie der künstlichste Marktschreyer, die ganze gallische Welt lange betrogen hat, und dessen ich nothwendig gedenken muß, da er unter uns Deutschen das Gute gestiftet hat, daß er durch seine Träume unsern Wolf zur Entdeckung von der wahren Vermehrung des Getreides Anlaß gab, und der Streit zwischen ihm und Happen viele Vorurtheile abschafte. Dieser Abt giebt uns folgendes Recipe: Man thut in einen Kübel, der nach der Mittagsseite zu gestellt ist, einen Scheffel Pferdemist, und eben so viel Kuh- Tauben- und Schaafsdünger, denn einen halben Scheffel Asche, zwölf Kannen Wein, zwey Pfund Salpeter, und so viel Wasser, das alles zusammen genommen hinlänglich lauter macht, damit es zum Gebrauche dünne genug wird. Mit diesem Safte wird der Saame eingefeuchtet, und so übernatürlich befruchtet, daß er wohl allenfalls auf der Förste, die reichlichste Erndte geben wird.

Auch die Engländer sind in diesem Falle nicht viel klüger, so gewiß sie auch sonst wenigstens ihre Nachbaren an Einsicht übertreffen. Ihr New System of Agriculture giebt uns im vollen Ernste ein Mittel dieser Art. Nimm, heißt es, das zur Saat bestimm-

te Getreide, und schütte es, einen Scheffel auf einmal, in ein großes Gefäße voll Wasser. Laß einen Mann, so stark er kann, eine ganze Weile umrühren. Gieb dem Wasser denn Zeit, sich zu setzen, und schöpfe alles ab, was herumschwimmt. Wiederhole dieses so lange, bis nichts mehr in die Höhe kommt, dann nimm das auf dem Boden liegende Getreide als Saamen an. Mache hernach eine Brühe von Salz und Regenwasser, so stark, daß sie ein Ey trägt, laß das Getreide in ihr dreyßig Stunden weichen. Geschieht es nicht so lange, so hat es keine Wirkung. Denn breite es auf einen glatten Boden, streue klar zu Pulver gestossenen ungelöschten Kalk darüber, und rühre den Haufen so lange herum, bis keine Körner mehr an einander kleben, und alles mit Kalk überzogen ist.

Ich würde für Freude in alle meine beyde Hände klopfen, wenn der Engelsmann nicht bey dieser Vorschrift im Sinne hätte, den Saamen ausserordentlich fruchtbar zu machen, denn ohne Zweifel ist er unter allen Quacksalbern dieses Gelichters der gescheideste, und betrachte ich seinen Rath im Grunde, und nehme einige Einschichtungen und Verbrennungen weg, die ihn unter die übrigen Marktschreyer stellen, so ist alles andere vernünftig, und immer werth, daß es ein Mann seiner Nation gesagt hat. Im Grunde ist also dieser Rath ein vortrefliches Mittel, unser Saamengetreide vom Unkraute, und von den leichten, verschrumpften, oder sonst ungesunden Körnern zu reinigen. In dieser Absicht erwogen, sollten ihn ja alle Landwirthe befolgen. Aber denn darf es nicht mit so vielen Verzierungen und Umständen geschehen, sondern allenfalls ganz gothisch.

Man

Man darf ja nur den Saamen baden, und ihn denn in Kalk abtrocknen, und die Cur ist zu Ende. Just nach dieser Form bereitet einer meiner Freunde, der in sehr vielen Stücken der Landwirthschaft Muster für andere ist, und dieses zwar um desto ungezweifelter, da er sich in einer sehr großen Haushaltung auszeichnet, just nach der Form bereitet dieser würdige Landwirth seine ganze große Menge des Saamens, den seine vielen Vorwerker verlangen. So gar der Haber wird von ihm gebadet, und dadurch von allem Bart, und von den übrigen Fehlern gesäubert. Wäre es nicht vernünftig, wenn diesem Beyspiele überall gefolgt würde? Mir dünkt es, daß wir denn die Landwirthe sehr vieler Völker in einem wichtigen Artikel übertreffen würden, und es müßte uns mehr zur Ehre gereichen, wenn wir uns des Namens unsers Vorgängers rühmten, als wenn wir etwan mit dem Herrn Zeiger und seiner Erfindung des Olei nitri oder vegetabilis, oder mit dem Herrn Schmidt, und seinem Dünger-Monopolio prahlen wollten. Wenigstens hätten wir denn keine Justi und Kühnholde nöthig, die uns für den Quacksalbereyen unserer eignen Landsleute warnen müßten.

Ich will mich beyleibe nicht in eine genaue Untersuchung der angezeigten Einweichungsrecepte einlassen. Nichts, gar nichts will ich davon sagen, daß sie unmöglich für alle Arten des Getreides dienen können, wenn sie es auch nun ja thun sollen, da die Körner so wenig, als die Menschen einerley dicken Schädel haben, oder alle ein so scharfes Bad vertragen können. Nein, von den allen will ich nichts sagen, aber das will ich doch versichern, daß es rathsam sey, unsern Saamen so rein

zu machen, als wir nur können, und ihm, wenn es nur möglich ist, die Luft einzuflößen, bald aufzugehen. Doch ich besinne mich, daß ich das schon oben gesagt habe, ich setze also jetzt nichts hinzu, als, daß es nach meiner Meynung ganz gewiß ist, daß wir durch Baden und wieder Abtrocknen im Kalkstaube alle diese Absichten erreichen werden, zumal, wenn wir bey beyden Verrichtungen, auf das Genie, und auf die Leibesbeschaffenheit des Kindes sehen, daß wir in unserer Realschule zum gemeinnützigen Manne bilden wollen, und wenn wir unsern Unterricht, wie kluge Lehrer, einzurichten wissen, die die starke Speise, und die Milchspeise vorzusetzen verstehen.

Aber, wenn nun der Saame unsern Unterricht und unsere Pflege genießt, wenn ist es Zeit, ihn zu entlassen? Ueber diesen Punct haben von Alters her die Landwirthe gestritten, und so viel ich weiß, sind sie noch nicht einig. Vielleicht deswegen nicht, weil ihr Handwerk keine Innung ist, und weil sie es also nicht auf den Ausspruch ihrer Oberältesten dürfen ankommen lassen, wenn die Jahre der Lehre und der Wanderschaft zu Ende gehen müssen. Indessen haben sie bey dem Aufnehmen und dem Lossprechen ihrer Jungen, und bey dem Meistermachen ihrer Gesellen, so viele und noch mehrere Grillen, als wenn sie eine alte deutsche Zunft wären. Und das leider bey allen Nationen, wie es doch nicht in jenem Falle ist, und zwar zu allen Zeiten, vor und nach der Reformation des Luthers.

Mir dünkt, die Sache sey es werth, daß man sie genauer betrachte, und etwan über sie eine Weile schwatze.

Vor Zeiten hatten es die liefländischen Bauern zur Mode, im Frühjahre die Roßkäfer, die sie Szudebomble nennen, für ihre Saatuhren zu halten. Ich weiß nicht, ob es die gegenwärtigen noch thun, denn der alte Gubert, der es mir erzählt hat, ist lange todt, und seit ihm habe ich keinen liefländischen Wirthschafter gesprochen. Aber gesetzt auch, daß in Liefland, wie bey uns, das Ey klüger seyn will, als die Henne, und daß man also die Weise der Väter ganz und gar verlassen hat, so ist es doch nach meiner Meynung anmerkungswürdig, was diese Alte gethan haben, und allenfalls wäre es sehr gut, wenn unsere Bauern, oder lieber unsere Naturkundige, eine Methode genau untersuchen wollten, die nicht ganz ohne Grund zu seyn scheint.

Wie gesagt, einst war bey den liefländischen Bauern der Roßkäfer eine Saatuhr, denn sie besahen ihn im Frühjahre mit großer Sorgfalt, und hatte er im Vordertheile unter dem Bauche viel Eyer, so hielten sie es mit der Frühsaat, waren sie in der Mitte, nun so sollte auch die Mittelsaat die beste seyn, und sassen sie im Hintertheile, so mußten sie spät säen. Mein alter Gubert versichert auf sein Gewissen, daß diese Uhr selten unrichtig gegangen sey, und der Ehre dieses klugen Greises wegen, bitte ich die Physiker meiner Zeit, anstatt der vielen Lustspiele, deren Erklärung der ganzen weiten wirthschaftlichen Welt nichts nützen kann, dieses Räthsel der Natur aufzulösen.

Es ist eine gute Anmerkung des Coleri, die in der Kenntniß der frühen oder späten Saatzeit viel Licht geben kann, wenn zumal die Beschaffenheit des Bodens

und der Witterung dazu genommen wird, und ich wollte meinen Landsleuten rathen, daß sie auf dieselbe Acht haben möchten. Er sagt: Mancher Saamen ist warm und trocken, als der Roggen, der Haber, die Wicken, die Linsen, die Wacholderbeere, der Hanf, und der Saame von Rettichen, vom Safran, vom Hopfen, und Knoblauch, vom Meerrettich und weißem Senf, ein anderer ist warm und feucht, als der Weizen, der Dünkel, der Rübensaamen, das Haidekorn, die gelben Rüben, die Steckrüben und Zwiebeln; mancher ist kalt und trocken, wie die Gerste, die Erbsen, der Hirse und blauer Mohn, und ein anderer kalt und feucht, wie der weiße Mohn und die Bohnen. Man nehme nach diesem Maßstabe die Sitte unserer Landwirthe, werden wir es nicht zugestehen sollen, daß unsere Unachtsamkeit auf die Beschaffenheit des Saamens, und auf die Lage unsers Landes viel Schuld an unsern magern Erndten habe? Merken wir ja noch zum Theil auf jene, so geschieht es doch selten auf diese, und ich habe wenige Schlesier gefunden, die ihr Vaterland gegen ihre Nachbarschaften hielten, und die vorzügliche Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit in dem Gesichtspuncte des Himmelsstriches untersuchen wollten. Und doch trägt dieser Umstand zur Bestimmung der frühen oder späten Saat ungemein viel bey. Man sehe nur zum Exempel die Gegenden an, die von Böhmen durch nichts sonst als durch die Berge abgesondert sind. Werden sie mit ihren Nachbarn zu einer Zeit säen sollen, gesetzt auch, daß sie von ihnen nur eine Meile weit entfernt sind? Man müßte es nicht wissen, daß die Böhmen die Gunst des Mittags besitzen, und für den Feindseligkeiten des

Nor-

Nordes sicher sind, da uns im Gegentheil jener Trost genommen wird, und wir zur Vergrösserung des Unglücks, gegen Mitternacht ohne allen Schutz bleiben. So ist die Sache mit dem ganzen Schlesien, wenn nicht hier und da ein Hügel, oder der Zotenberg, oder ein Wald einzelnen Orten ein günstigeres Schicksal zuwirft. Daher mag es wohl kommen, daß, ob wir gleich noch nicht unter die Eisländer gehören, unsre Erde deswegen doch kälter ist, als unserer Nachbarn ihre, und daß uns so oft unsere Land- und Gartenfrüchte auf dem platten Lande zu Grunde gehen. Vielleicht tragen wir aber auch durch unsere Unvorsichtigkeit in der Wahl der Säezeit viel bey. Freylich wäre das seltsam böse, wenn wir nicht nach Grade durch die Länge der Zeit die Witterungen ausstudirt hätten, die unserm Schlesien eigen sind. Aber immer wollte ich es befürchten, daß es noch nicht geschehen ist, denn wir haben ja leider noch eine ganze Menge von Landwirthen, die vom Martinskorne sehr viel halten, und mit der Gerste und dem Leine ist der Fall noch kläglicher. Ich weiß es nicht, was uns in Ansehung dieser letztern Gewächse, und noch einiger anderer, die schon lange her gleich armselig geerndtet werden, was uns abhält, die Ursachen zu erforschen, oder doch wenigstens des Spaßes wegen, eine andere Methode zu versuchen. Immer säen noch sehr viele den Lein am ersten Marientage, und ihr Saame erfriert in zehn Jahren gewöhnlich neun mal, und andere die Gerste zu Ende des Aprils oder zu Anfange des Mayes, wenn die Winterfeuchtigkeit vorüber ist, und nach dem jetzigen Laufe der schlesischen Welt, in langer Zeit keine Regen gehoft werden können. Es kann seyn, daß unsere Väter Grund dazu hatten,

so

so zu wirthschaften, denn ich tadle sie ungerne, weil ich unbeschadet meinem kindlichen Stolze, den ich mit dem jetzigen Jahrhundert gemein habe, doch empfinden und doch wissen muß, daß sie in vielen Stücken klüger als wir waren. Aber selbst unsere Pfarrer haben es uns ja schon von den Kanzeln herabgesagt, daß sich die Welt verrückt habe, und warlich das muß geschehen seyn, denn meines Großvaters Wettercalender trift gar nicht mehr ein, und schon lange lange weiß ich nichts von den fruchtbaren Mayen und Brachmonaten, wie dieser Greis fast immer gehabt haben will. Aber auf hübsche kühle Nordwinde besinne ich mich, die mir im Garten den Wein, die Bohnen und den Spargel verdarben, und auf dem Felde die Gerste so allerliebst roth mahlten, daß ich sie lieber des Costümen und der Draperie wegen, den Kalmucken zum Feldzeichen angewünscht, als vor meinen Augen so tragicomödisch, und so orakelhaft gekräuselt gesehen hätte. Wie wenn wir nun die Gerste, entweder zu der Zeit, wenn sie noch die Unterfeuchtigkeiten haben, und den neumodischen Maywinden entwachsen kann, oder lieber ganz spät säen wollten, daß sie die Wohlthaten der Regen empfängt, die nun insgemein nach Johanni erscheinen. Ich sollte meynen, diese Sitte wäre klüger, als die alte, die nach aller Erfahrung gar nichts mehr taugen will. Mit dem Lein, und noch vielen andern Gewächsen ist die Sache die nämliche, aber ich sage hier nichts, weil ich in der Folge alle diese Früchte einzeln betrachten, und mir nun nicht die Materie über sie zu schwatzen wegnehmen will.

Nach dem Mondwechsel und nach der Stellung der andern Gestirne sollten wir billig gar nicht sehen, und,

und, mit Erlaubniß einer erleuchteten Societät der Wissenschaften, in unsern Calendern, die wir aus ihren vielwissenden Händen bekommen, sollten die Säezeichen, und die guten Saattage so wenig stehen, als die Aderlaßtage, und die Zeichen zum Haar abschneiden, und zu den rathhäußlichen Sitzungen. Wenn diese Männer die Vorurtheile fortpflanzen, und sie berechtigen wollen, — nun, wer wird sie heben können? O denn muß auch künftighin das noch unser Motto bleiben:

Ein alt Weib fällt bey Mondenschein,
Der Mond mag wohl die Ursach seyn.

Wahrhaftig, Hesiodus war klüger als unsere gegenwärtige Sterngucker, er bestimmte doch noch die Säezeit, nach dem sich die Zugvögel oder die Gewürme sehen ließen, oder wieder verbargen, oder diese und jene Pflanze blühen und wieder sterben wollte. Hier war doch noch Grund in der Natur der Sache, und der Verständige fand bey einer genauen Untersuchung Zusammenhang und Beweis. Aber was die Sterne auf unserer Erde sagen wollen, und wie uns große Academien aus ihrer Stellung diese oder jene Tage festsetzen können, die nun durchaus extra gute Saattage seyn müssen, — nein, das mag ich nicht zu untersuchen wagen. Vielleicht würde Horaz sprechen:

— — Insanos oculos, et gaudia vana!

Und über den Hesiodus lobe ich gar noch den Plinius. Dieser klagt zu seiner Zeit schon, daß die Menschen albern genug wären, auf die Stellungen der Gestirne zu merken, wenn sie säen wollten, und giebt ihnen aus

Mitlei-

Mitleiden einen unweit sichern Grundsatz an, aus dem sie lernen können, was sie wissen wollen. Warum sieht doch, sagt er, der Landmann hinauf nach den Sternen, wovon er nichts weiß, da doch jede Hecke und jeder Baum durch ihr Ausschlagen, und den Fall ihrer Blätter auf die Witterung weisen? Dieser Umstand zeigt die Verfassung der Luft in jeder Himmelsgegend, und ob die Jahrszeit früh oder spät ist. Im letztern Puncte insbesondere setzt er eine allgemeine Richtschnur für die ganze Welt, denn Bäume verlieren ihr Laub überall nach dem Unterscheide der Jahrszeit, und das giebt ein allgemeines Zeichen zur Saat, weil ohne Zweifel die Natur dadurch andeuten will, daß sie die Erde wider die Strenge des Winters deswegen bewahrt, weil er bald kommen wird.

Ganz gewiß baute auf diese weise Bemerkungen des Plinius in unsern Tagen der berühmte Linnäus sein Saatsystem, und dieser große Naturforscher hat schon deshalb meine ganze Hochachtung, weil er so herablassend denkt, daß er die Landleute zur völligen Berichtigung desselben auffordert. Es ist also kein Wunder, mir wenigstens nicht, daß dieser kluge Ritter die Meynung aller derer widerlegt, welche die Säezeit auf eine gewisse Woche, oder wohl gar auf den Tag bestimmen. Denn das ist in die Augen fallend albern, da die Erde bey den vielfältigen Abänderungen des Wetters nicht immer so bestimmt in der rechten Verfassung seyn kann. Und wenn er nun des Einganges wegen, diesen Streit mit der gänzlichen Ueberwindung des Feindes zu Ende gebracht hat, denn giebt er uns das weise Gesetze, daß man ja lernen solle, welche Bäume ihre Knospen früh

oder spät austreiben, sie gegen die Witterung halten, und daraus durch die Erfahrung merken solle, wie die Frühsaat geordnet werden müßte. Und eben so sollte man auf das Welkwerden und Abfallen des Laubes Acht haben, und also auch zur Herbstsaat die Bäume, als die besten und untrüglichsten Kalender gebrauchen.

Gewiß genung, dieser Einfall ist werth, daß sich alle Landwirthe darüber vereinen, mit der genausten Sorgfalt sein Wahres oder Falsches aufzusuchen, und ich wünsche es recht herzlich, daß meine Landsleute einem so wichtigen und gemeinnützigen Geschäfte sich unterziehen mögen. Aber zu diesem aufrichtigen Wunsche füge ich auch die Bitte für jeden bey, der ihn dem Vaterlande zum Besten erfüllen will, daß er ja nicht die Lage Schlesiens weder überhaupt, und im Ganzen betrachtet, noch insbesondere und in seinen Theilen erwogen, und am wenigsten da aus den Augen lasse, wo er seine Versuche anstellt. Hiernächst darf er auch nicht, wie das selbst Herr Linnäus will, den Boden und die Lage der Bäume, die Wirkungen des Nordwindes und des Schattens, oder die gegen Mittag abhängende Hügel vergessen, und er muß ja immer bey allen diesen Bemerkungen, auf die Beschaffenheit des Feldes sehen, das er bestellen soll. Ohne Zweifel würde diese Vorsicht, wenn sie durch einige Jahre mit Genauigkeit vorgenommen würde, richtigere Regeln festsetzen können, als es alle Sternkunde und alles Planetengewäsche nicht thun kann. Aber ohne Zweifel würden auch dadurch verschiedene Vorschriften, die wir jetzt schon haben, befestiget werden. Es würde z. E. niemand mehr, wie doch nun noch oft geschieht, dawider etwas einwenden

dürfen,

dürfen, daß, je kälter die Himmelsgegend oder der Boden sey, je später die Frühsaat, und je zeitiger die Herbstsaat besorgt werden müsse, daß im umgekehrten Falle auch die Sache umgekehrt werden solle, und daß es überhaupt und insbesondre in Absicht auf das Wintergetreide rathsamer sey, lieber früh oder spät unsern Saamen auszustreuen. Und denn würden vielleicht alle, wie das längst schon kluge Landwirthe zu thun gewohnt sind, höchstens vierzehn Tage nach Michael mit unserer Saat zu Ende gekommen seyn, und wie gar nicht gezweifelt werden darf, künftighin freudiger erndten. Auch vielleicht dieses Gute könnte daraus entstehen, daß wir künftighin, eine richtigere Einsicht in das Windsystem hätten, als wir jetzt haben, und daß wir denn den Abend- und insbesondere den Mittagswind mit mehrerer Zuverläßigkeit für einen guten Saatpropheten halten können, als wir nun doch noch nicht thun dürfen.

Wie wir bey einem frühen Säen unsere Arbeiten bestreiten würden, die so wohl, die wir auf den Feldern zur Vorbereitung und Berichtigung der Saat, als die, welche wir in den Scheunen zum Anschaffen des Saamens nöthig haben? Je nun, warum denn nicht so gut als auf dem Gebirge, wo ofte die Erndte und die Säezeit zugleich eintrift? Deswegen nicht, weil in diesen Gegenden eine größere Menge Menschen, und eine kleinere Anzahl Getreidefelder sind? O wie lieb wäre mir das, wenn man diesen Einwurf im Ernste machen, und auf alles merken wollte, was er im Grunde sagt. Denn würde ich es hoffen, daß mancher mein Kapitel von der Eintheilung der Felder noch einmal lesen, und etwan

hier

hier und da einem guten Rathe Gehör geben würde. Denn warlich, es ist besonders, daß unsere Gebürge volkreicher, als das platte Land sind, und wie viele würde dieses noch beschäftigen und ernähren können, wenn es nach jenem angefüllt würde.

Ich habe noch einen wichtigen Punct vor mir, es ist also Zeit, daß ich den verlasse, der uns jetzt beschäftigte, und zu diesem übergehe. Nicht wahr, der Leser ist mit mir einig, daß ich nothwendig auch noch von der besten Art zu säen reden müsse? Gut das will ich so eben thun, aber wenn ich nur nicht wieder ins Plaudern käme.

Die Landwirthe streiten noch immer mit einander, ob man tief oder seichte, dicke oder dünne, und über oder unter der Furche säen sollte; und ich gestehe es, ich hätte Lust, Schiedsrichter zu seyn, wenn mir nicht der wunderliche Schüttelkopf, Herr Phädrus, ins Ohr hustete:

Mons parturibat,
Erat in terris maxima exspectatio:
At ille murem peperit. Hoc dictum est tibi,
Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Mag es doch! Ich hoffe, man wird den Willen für die That annehmen. Es sey also gewagt.

Die Leutchen, die uns anrathen, daß wir uns ja hüten sollen, den Saamen tief in die Erde zu legen, haben uns mit großer Gelehrsamkeit, und mit den Zeugnissen einer langen Erfahrung versichert, daß sie durch die Geschicklichkeit ihrer Visierstäbe die Wahrheit herausgebracht hätten; der Saame, wenn er neun

Zoll tief liege, könne nicht aufgehen. Herr Lüders würde sagen, wer heißt die Tröpfe so tief ackern, und so hätte er den Knoten durchhauen, ohne sich erst die Mühe zugeben, ihn aufzuschürzen. Aber mit Erlaubniß des Herrn Probsts, warum sollten sie nicht so tief pflügen dürfen, da es ja nicht folgt, daß sie eben so tief säen müssen? Dann würde sich die Sache freylich verbitten, wenn der Feldbesteller gewohnt wäre, seinen Saamen zu unterackern; aber Herr du Hamel, der uns für der neunzollichten Tiefe warnet, hat so viel ich weiß, die Mode nicht. Und also nehme ich seine Bemerkung, und den aus ihr geflossenen Rath, für den Erfahrungssatz eines klugen Neugierigen an, der gerne sich und der ganzen wirthschaftlichen Welt zum Besten, wissen wollte, welchen Maßstab uns die Natur im Säen geben will, und ich danke ihm für seine Mühe. Folglich neun Zoll tief müssen wir ja nicht unsern Saamen legen, und sie alle, meine Herren, die sie ihn unterackern lassen, sie müssen also ihren respectiven Haupt- und Amtleuten, Schaffern, Groß- und Kleinknechten, mit allem erforderlichen gnädigen und gestrengen Ernste einblauen, daß der Pflug um ein Loch vorwärts gestellt wird.

Aber wenn auch nun eben nicht so gar tief, doch etwas unter der Erde, wenigstens einige Zoll, möchte ich doch wohl den Saamen wünschen. Eben nicht die Erbsen allein, von denen es bekannt ist, daß sie sich am besten hervorarbeiten können: Allenfalls können es auch die andern Arten unserer Früchte thun, wenn sie nicht zu tief, oder unter hartem Boden vergraben sind. Immer deucht mir, der Saame ist

sicherer, wenn er bedeckt ist, und er hat mehr Gelegenheit, und größere Reizung aufzugehen, und in die Höhe zu wachsen, als wenn er oben auf liegt, oder nur eines Fingers breit eingescharrt ist, wo er der Witterung oder dem Vogel zum Raube wird, und wie es die Erfahrung lehrt, bald vermälzt, bald versauert, bald erfriert, und bald gefressen wird.

Indessen gebe ich doch denen noch nicht recht, die ihren Saamen auf die Ruhre streuen, und ihn unterpflügen wollen. Gesetzt nun, daß ihr Land durch die vorhergegangnen Arbeiten, locker genug gemacht worden, und zugestanden, daß sie nicht tiefer pflügen, als sie sollen: so verfahren sie doch nicht wirthschaftlich. Der Saame kommt ihrer eignen Erfahrung, und meinem Erachten nach, nicht so gleich ausgebreitet zu liegen, als es vernünftiger Weise seyn muß. Ganze Flecken bleiben leer, auf andern wird er zwie- und mehrfach gefunden, und überdieses sehen sich die Liebhaber dieser Mode genöthiget, noch oben auf in die Furchen zu säen. Und nun sage ich nichts mehr zu ihrem Behufe, nun sie das alte wahre Sprüchwort wider sich haben:

Quid potest fieri per pauca, non debet fieri per plura.

Also meinem Urtheile nach, thun die klüger, die nach dem Pflügen säen. Es sey denn, daß die ersteren einen so künstlichen Pflug erfinden, der noch über des Herrn Worlidge Säepflug, und über des Herrn Lucatello Sembrador wäre. Man verstehe mich nur. Ich meyne, die Leute würden recht haben, wenn sie den

Saamen, den sie ausstreuen, es sey nun, daß es mit der Hand, oder durch eine Maschine geschieht, so eben, so gleich, und so gehörig auseinander, und in der rechten Tiefe mit dem Pfluge bedecken könnten, als es durchaus seyn muß. Aber ist dieses nicht, und bey meinen Landsleuten dürfte es wohl noch lange nicht seyn, da ich bis jetzt noch von wenigen gehöret habe, daß sie die neuen Erfindungen der Engländer und Franzosen nachahmen wollen; ist also dieses nicht, so bitte ich ja erst zu pflügen, und denn zu säen. Die Egge darf denn nur längere Zinken haben, als gewöhnlich ist, und vernünftig geführet werden, so wird auch der Saame, wenn anders die Beete gehörig gearbeitet sind, tief und ordentlich liegen.

Und dicke zu säen, kann ich gar nicht gestatten, gesetzt auch, daß ich mir durch diesen nothwendigen Eigensinn, eine ganze Menge meiner Landsleute zu Feinden machen sollte. Ich habe zu viel Zeugnisse kluger Landwirthe aufzuweisen, und ich kann mich zu sicher auf die Erfahrungen eines jeden berufen, der sie nur mit erforderlicher Sorgfalt haben will, als daß ich mich so bald durch das Geschrey des Herttomanns übertäuben, und mein Spiel verlohren geben sollte. Schon die ältesten Feldbesteller glaubten, daß ein dünnes Säen nothwendig sey, denn Virgil sagt ja:

Unguibus infodiunt et ipsis fruges.

Und ich wüste nicht, warum sie sich die Mühe gegeben haben, das Getreide so gar mit ihren Fingern zu stecken, wenn sie es nicht aus dem Grunde gethan hätten, daß es nicht zu enge bey einander stehen solle.

Es

Es scheint mir deswegen zu den Verfinsterungen des menschlichen Geschlechts zu gehören, deren die Erde in allen Zeiten, in den Wissenschaften, und gelegentlich auch in der Religion gehabt hat, wenn man von dem allgemeinen vernünftigen Satze des Dünnensäens abgegangen ist, und sein Gegentheil bey allem natürlichen Widerspruche behauptet hat. In allen Jahren muß doch die wirthschaftliche Welt, ihre Bacon, Hussen, Eraßmen, Luthern, Carteſen, Leibnitzen, und Wolfen gehabt haben, die die Menschen so gut, wie diese großen Verbesserer der Religion und der Wissenschaften, von den Vorurtheilen im Landbau haben reinigen wollen; Und wenn auch die Finsterniſſe wären total gewesen, so muß doch des Systems wegen, die Natur selbst irgendwo in einem Garten, oder auf einem andern Flecke, ein einzeles Korn wenigstens, aufgestellt haben, das, weil es um sich herum Platz genug hatte, eine große Menge Stengel und Aehren hervorbrachte, die sagen mußten, wie bewundernswürdig sich der Saame vervielfältigen würde, wenn man ihn in gehöriger Ordnung und in rechter Weite zu legen wüſte. Denn ich kann es nicht glauben, daß wir nur in unsern gegenwärtigen Zeiten dergleichen Schauspiele erhalten sollten, und ich will es, da ja nichts neues unter der Sonnen geschieht, ich will es nun schon lieber auf die Rechnung der Unachtsamkeit schreiben, als daß ich der sorgsamen und wohlthätigen Natur Schuld geben sollte. Ueberdem hat es dieser weitläuftigen, und so weit hergehohlten Untersuchung, gar nicht nöthig, der Streit ist bekannt, der lange her über das Dicke und Dünnesäen, durch das ganze

Europa geführt worden ist, und daß er in Schlesien noch nicht ausgemacht wird, das ist kein Wunder; denn wie es mit am spätesten zum Besitze der Gelehrsamkeit, und des Christenthums kam, so wird es auch wohl bey dem ordentlichen Laufe, den die Natur zu gehen pflegt, in Absicht auf die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die Landwirthschaft zu verbessern, eben so seyn. Doch vielleicht ist uns zum Theil das glückliche Loos zugeworfen, daß die letzten die ersten werden sollen. Ich sage zum Theil, denn die Engländer und Franzosen, haben bereits den Schlesiern den Rang abgewonnen, die Meklenburger, die Hollsteiner, und die Sachsen, sind ihnen auch schon vorgekommen, und wo Pohlen noch mehrere Bielinski hat, so verlieren wir auch gegen dieses Land den Vorreihn. Demohngeachtet würden wir noch immer unter die ersten gestellt werden, wenn wir jetzt anfangen wollten. Denn man sehe nur auf des Herrn Homanns Landcharten die liebe Fräulein Europa an, von der Fontange angerechnet, bis zum Schweife des Schlumpers, hat es noch viele Nationen, die sich erst müssen den Staar stechen, und die Gicht aus den Beinen treiben lassen, ehe sie den Weltlauf mit wagen dürfen. Indessen wird uns diese Bemerkung nicht saumselig machen sollen, ich bitte deswegen alle Grossen meines Vaterlandes, ja bald anzufangen, in die Schranken zu gehen, und denn hoffe ich es gewiß, daß ihr Ansehen und ihr reizendes Beyspiel, die ganze Menge der folgsamen kleinen Landwirthe nach sich ziehen wird.

Man muß erstaunen, wenn uns die theuersten Versicherungen der glaubwürdigsten Landwirthe, unter

den

den Engländern und den Franzosen, bezeugen, daß man allenfalls von einem einzelen Korne fünftausend Körner erndten könne. Und doch würde man viel Unverstand verrathen, wenn man bey ihren Erfahrungen, die Sache so gerade weg läugnen wollte. Lieber untersuche man ihre Erzählungen durch eigne Beobachtungen, oder man sey aufmerksamer auf die Geschichte der Natur, und ich wette, es hat wenige Landwirthe in Schlesien, die nicht schon lange, und schon oft Gelegenheit gehabt haben, aus eigner Erfahrung zu wissen, wie fruchtbar ein Korn wachse, das Raum und Pflege erhält, seine ganze Kraft zu zeigen. Ich wenigstens (und ich vermuthe es, daß die Natur meinetwegen kein neues Wunder aufgestellt haben wird) ich habe oft in meinem Garten durch den Zufall Beweise davon erhalten. Denn oft fand ich einen ganzen Busch Getreide auf meinen Kuchel oder Blumbeeten, der aus einem einzelnen Korne, das hier von ohngefähr seinen Stand erhalten hatte, gewachsen war, und welcher ganz gewiß so gut zu einer Garbe geworden wäre, und einige tausend Körner gehabt hätte, als der Busch, den Herr du Hamel, der Seltenheit wegen, noch aufbehalten soll. Doch es sey ferne von mir, daß ich auf schön utopisch meinen Landsleuten zuschwören wollte, daß sie von jedem Korne so viel erndten würden. Wünschen will ich es ihnen wohl, wenn es ihnen anders gut und selig ist, aber versichern mag ich es nicht, denn ich weiß es, daß die Natur zuweilen ihr Spiel hat, und daß aus einzelnen Versuchen, die im kleinen und mit Sorgfalt ausgeführet werden, gar keine durchgängige Folge auf das Große gezogen werden dürfe,

dem man insgemein den erforderlichen Fleiß verweigern muß. Indessen werden doch diese Instanzen jeden Vernünftigen aufmerksam machen, und ihn nöthigen sollen, daß er zugestehen müsse, eine dicke Saat sey eben nicht vortheilhaft.

Und auch das wäre schon viel für unser Schlesien, denn fast wollte ich es wagen, meinen Landsleuten ins Gesicht zu bezeugen, daß ich wenige Völker kenne, deren Säeleute die Hände so voll nehmen, und das Getreide in so dicken Haufen ausstreuen, als bey uns geschieht. Freylich thun wir das des Grundsatzes wegen: Wer dem Acker nicht viel giebt, darf auch nicht viel von ihm fordern, aber wer nöthiget uns, ihn hier anzuwenden? Doch wohl nicht unsere kärgliche Erndten, die wenn sie überschwenglich groß sind, etwan im Durchschnitte bis zum achten Korne reichen, und immer da viel schlechter sind, wo am dicksten gesäet wird?

Jedoch mein Eifer für die gute Sache verbietet mir nicht, die Einwendungen anzuhören, die die Feinde des Dünnesäens, aus ihren eignen Erfahrungen gesammlet haben wollen, und die sie, wie sie uns versichern, durchaus abhalten müssen, Freunde von ihm zu werden. Ich will ein Paar der wichtigsten erzehlen, meine Antwort beyfügen, und die Endscheidung dem Leser überlassen. Ich sage nur ein paar Einwürfe will ich anführen, denn das bey reichen Landwirthen nicht aller Saame aufgeht, ein anderer Theil von der Witterung, oder von den Vögeln verzehrt wird, und daß man deswegen dicke zu säen anräth, das ist gar nicht

wider

wider mich, da ich in dem vorhergehenden diese Ausflüchte weggenommen habe.

Man behauptet, je besser der Acker sey, je mehr er Saamen nähren könne, um je nothwendiger man also diesen in ganzer Menge ausstreuen müsse; Um das Vorgeben zu bestätigen, werden wir erinnert, wie geneigt ein gutes Land zum Unkraut sey, und wie wenig es also statt finde, dünne zu säen, wenn dieses nicht die Oberhand nehmen solle. Aber mir deucht, eben deswegen müsse man des Saamens schonen, wenn der Boden selbst voll Kraft und wohl bestellt ist; denn die Natur, die in diesem Falle die beste Lehrmeisterinn ist, sagt uns überall mit ungezweifelter Gewißheit, daß sie unsere Früchte wohlthätig vermehren könne, und wirklich vermehre, wenn wir ihr nicht die Hände binden. Und das Unkraut kann gar nicht in Betrachtung gezogen werden, da es nur die Strafe des faulen Landwirths ist, wie ich vorher schon zur Gnüge bezeugt habe.

Ich finde in einem neuen schlesischen Wirthschaftsbuche (das beyläufig gesagt, eben nicht verdient, daß es in den Buchläden vermodern soll) einen andern Einwurf, der mehr Wahrscheinlichkeit hat. Es heißt: Gesetzt daß auf einem Gute, das drey hundert Scheffel Aussaat hat, bis jetzt zum sechsten Korne gerechnet, achtzehn hundert Scheffel weggenommen worden sind, so würde, wenn man halb so viel aussäete, und allenfalls 9 Korn erndtete, die Einnahme doch nur ein tausend drey hundert und funfzig Scheffel, und also der Verlust nach allem Abzuge drey hundert Schef-

sel betragen. Und wie viel Stroh würde zurückgerechnet werden sollen? Aber wie gesagt, der Einwurf hat vielen Schein, doch nicht eben so viele Wahrheit. Denn warum verringert man die Aussaat um die Hälfte, und vergrößert die Erndte nur um ein Drittel? Doch wohl nicht der Erfahrung wegen, denn wie schon erinnert, neun Korn sind für viele Länder eine kärgliche Erndte, und obendrein müssen auch nicht hundert und funfzig Scheffel vergessen werden, die bald anfänglich gespart wurden.

Doch was bedarf es dieser Speculationen? Erfahrungen sind sicherer, und Gottlob wir haben ihrer in Menge, nur daß uns, ich weiß selbst nicht was abhält, sie zu hören, und ihnen zu folgen. Ich selbst habe mehr als eine gehabt, und eben deswegen werde ich immer ein eifriger Vorfechter des dünnen Säens seyn, und zufällige und mit Fleiß angestellte Versuche anderer, auf die ich genau gemerkt habe, haben mich in meinem Dienste noch mehr bestätiget. So bald ich nur meine Acker im Stande zu haben glaubte, so bald habe ich ihnen auch ein drittel Saamen entzogen, und es hat mir, dem Himmel sey es gedankt, niemals gefehlt. Ich habe immer mehr, und beträchtlich mehr eigeerndtet, als meine Nachbaren, die so viel Land als ich hatten, und nach dem alten Schlendrian ihre Hand voll nahmen. Ueberdem war auch mein Getreide viel länger und stärker am Stroh, und ich habe oft über meine Schnitter und Mäher lachen müssen, wenn sie sich die Hände vergriffen, und ihre Sensen wollten verdorben haben.

Erst neuerlich habe ich einen merkwürdigen Beweis für die gute Sache gesehen, den vielleicht der Himmel aus besondererer Vorsorge, in einer Gegend gab, die in Ansehung der Landwirthschaften, eine der finsterſten ist. Die Sache ist diese: der Erdfloh hatte einem Bauer auf seinem Rübenacker nur hin und wieder, ganz ausserordentlich sparsam, einige Pflanzen stehen lassen. Dieß bewog ihn, da er keinen andern Saamen hatte, und um sich herum, der allgemeinen Verwüstung wegen, die das Ungeziefer angerichtet hatte, keinen erhalten konnte, und doch Rüben essen wollte, dieses alles bewog ihn, die wenigen Pflanzen, die ihm noch übrig geblieben waren, sorgfältig zu pflegen. Er reinigte sie mit großem Fleiße vom Unkraute, und beförderte dadurch ihr Wachsthum so ausserordentlich, daß sie zu einer unglaublichen Höhe und Dicke stiegen, und am Ende so reichlich wucherten, daß er selbst zugestehen mußte, er habe auch in den fruchtbarsten Jahren, nicht so viel Rübenfuhren gehabt. Ich versuchte es, ihn auf den Wink der Natur anfmerksam zu machen, ihn wo möglich zu bewegen, daß er mit allen übrigen Gewächsen, wenigstens im Kleinen, Proben anstellen sollte, aber — — er versicherte mich, wie der klügste schlesische Bauer, daß er glaube, wie es gut gethan seyn würde, und — — er blieb wie der Dümmste, im übrigen bey seiner alten Weise.

Ich zweifle nicht, Schlesien mag viele Landwirthe haben, die wie dieser Bauer durch eigne Erfahrungen, die Vortheile des Dünnesäens lernen könnten; aber ich fürchte, daß auch viele am Ende wie dieser Bauer denken und handeln. Denn es ist nun schon eine eigne

Strafe

Strafe für das menschliche Geschlechte, und für manche Nation ist sie es insbesondere, daß die Vorurtheile mit despotischer Gewalt herrschen, und daß man auch da sich nicht untersteht, das Joch abzuschütteln, wenn die Vernunft diese Tyrannen vor unsern Augen erdrosselt. Ich schmeichle mir also auch nicht, daß man auf mein Wort eine Sitte verwerfen werde, die so lange her, vom Urgrosvater bis auf die Kinder der Enkel, fast allgemein bleibt, und wohl gar schon zur andern Natur geworden ist. Indessen habe ich doch der Wahrheit zur Steuer, und wo man das etwan lieber will, auch des Gewissens wegen, öffentlich der Vertheidiger einer Sache werden müssen, die höchst unbillig, und zu unserm großen Schaden bestritten, und verfolgt wird. Und also behaupte ich es mit grosser Zuversicht, daß man ja dünne säen müsse, und ich verspreche jedem, der meinem Rathe folgen will, daß sein Gehorsam von großem Nutzen seyn werde. Nur verbitte ich alle falsche Deutungen meines Vorschlages, und ich erinnere einen jeden, daran zu denken, daß er sein Land zuvor durch Dünger und Arbeit, in gehörigen Stand setzen, und denn noch alle Handgriffe, des Unkrautes Meister zu werden, in Acht nehmen müsse, wenn er diesen vortheilhaften Abzug in seiner Wirthschaft anfangen will.

Ich will es hoffen, daß man mich unter diesen Bedingungen, die ich fordere, wenigstens nicht vor so|großsprecherisch halten wird, als man den Engländern und Franzosen gethan hat, die, um uns nur zum Dünnesäen zu bewegen, noch oben drein, ausser dem Gewinnste von sieben Achteln, die wir am Saamen

erhal-

erhalten sollen, und ausser der viel reichlichern Erndte; die uns auch noch alle Mistfuhren schenken, und uns die Freyheit lassen, den Dünger an den meistbietenden Liebhaber zu verkaufen. Freylich, freylich, so was klingt anders, als meine gute, ehrliche, schlesische Zusage, und ich selbst, der ich auch schön zu singen glaube, ich gestehe es: das ist ein Lied im höhern Chore. Aber deswegen zweifle ich noch nicht an seiner Wahrheit, denn es kann wohl seyn, daß dem Kapellmeister unseres Königes Griffe bekannt sind, die der beste Kunstpfeifer in Schlesien nicht weiß. Und also will ich mich schon lieber belehren, als mit dem Bescheide abfertigen lassen: Ars non habet osorem nisi ignorantem. Und so denkt wohl jeder andere prave Biedermann, unter meinen Landsleuten? Das glaube ich, und mein Vertrauen in diesem besondern Falle zu der Neubegierde, oder zur Gelehrigkeit meiner Nation, ist so groß, daß ich gar nicht daran denke, wie anstößig ich durch meine Weitläuftigkeiten werden könne, wenn ich jetzt erzehlen will, womit denn die Landwirthe in Frankreich und England, ihr zweifelhaftes Vorgeben bestätigen können. Doch will ich so viel ich kann, der Geduld des Lesers schonen, und wenn ich es nur irgend vermag, das alles in wenigen Zeilen entdecken, was jene in großen, dicken, vielen Bänden, vorgetragen haben.

Herr Tull wird, wie bekannt, der Erfinder einer neuen Wirthschaftsmethode geheissen, und ihre Verbesserer sind unter den Franzosen Chatauvieux und du Hamel. Ich will dem ersteren seine Ehre nicht streitig machen, ob mir gleich der ehrliche deutsche Hohberg

bey-

beystehen würde, wenn ich es thun wollte. Fiel doch auch Columbus nicht von selbst auf die neue Welt. Aber das ist gewiß, daß er, und noch mehr seine Schüler, ausserordentliche Dinge geleistet haben, und daß sie alle verdienen, von der wirthschaftlichen Welt nachgeahmt zu werden. Ihre Kunst ist kurz diese. Sie besäen den Acker, den sie tief wie schon erinnert, nach ihrer Aussage mit dem achten Theile, als wir thun, und sie erndten deswegen doch noch einmal und mehr so viel, als wir von allen acht Theilen, die wir ausstreuen, nicht erhalten können. Das Geheimniß dieser Kunst kommt darauf an. Sie machen Beete sechs Fuß breit, und besäen diese vermittelst besonderer Maschinen in Rechen, die sieben Zoll von einander stehen, und in deren der Saame wieder einige Zoll auseinander zu liegen kommt. Höchstens befinden sich auf diesen Beeten in der angegebnen Weite fünf Reihen. Also ist immer noch auf jeder Seite des Beetes Raum übrig, der bis zu der ersten Reihe des andern Beetes, drey Fuß, auch wohl der Furche wegen, noch darüber beträgt. Auf diesem Raume, den sie den Gang nennen, wird schon vor Winters, und nachher bald im Frühjahre, denn beym Schossen, und zuletzt gleich nach der Blüthe des Getreides, mit einem Pfluge den sie Cultivator heissen, auf und abgefahren, und dadurch die Erde beständig locker erhalten. Diese Arbeit kostet wenig Mühe, denn das Werkzeug, mit dem sie geschieht, ist leichte, und ein einiges Pferd zieht es ohne Schwierigkeit auch in der Tiefe von achtzehn Zoll fort; aber ihr Nutzen soll unglaublich seyn, denn alle, die sie vornehmen, versichern uns auf Ehrlichkeit und Gewissen,

wissen, daß sie dadurch nicht nur das Unkraut bändigen, sondern auch den Pflanzen, die neben dem Gange stehen, ohne alle Düngung, eine ausserordentliche Fruchtbarkeit zuwenden, so daß es gar nichts ungewöhnliches bey ihnen sey, Stöcke von zwanzig bis dreyßig, und auch mehrern Stengeln zu finden. Obendrein haben auch diese Arbeiten im Gange den besonders schätzbaren Nutzen, daß sie zugleich unsere Bracharbeiten vorstellen. Denn nach der Erndte ist der Gang wieder Beete, wird ohne weitere Umstände besäet, das vorjährige ist Gang, und so wechselt die Sache beständig ab, ohne das eine Mistfuhre oder sonst was darzwischen kommt, es sey denn, daß sie mit Fleiß durch Graspflanzen eine Abänderung treffen wollen.

Ich habe mein Wort gehalten, und eine der weitläuftigsten und grösten Künste nur in einigen Worten bekannt gemacht, aber dafür wird man mir auch noch erlauben, zur Schadloshaltung für meine Mühe ein paar Anmerkungen hinzufügen.

Erstlich ist es gewiß, daß die Engländer und Franzosen, in der vorigen Zeit, ehe sie von dieser neuen Mode etwas wußten, schon bey ihrer alten Wirthschaft, viel reichlichere Erndten als wir sahen. Muß uns das nicht ein gutes Vorurtheil werden, das uns für die Klugheit und den Nutzen ihrer Wahl einnimmt? Wer kann es glauben, daß diese Leute, und insbesondere die Engländer, das Fleisch aus dem Maule fallen lassen, und nach dem Schatten schnappen sollten? Gewiß es konnte sie nichts sonst, von einer alten einträglichen Weise abbringen, als ein größerer Nutzen.

Und

Und gesetzt auch, aber deswegen noch nicht zugegeben, daß ihr ungewöhnliches Dünnesäen, nicht so vortheilhaft sey, als sie sagen, so ist doch ihre Arbeit in den Gängen, klug und annehmungswürdig. Ohnstreitig muß es den Pflanzen vortreflich zu statten kommen, wenn die Erde neben ihnen immer aufgelockert wird. Ich habe davon alle Jahre augenscheinliche Beweise in meinen Garben, und ich wette, jeder andere Landwirth hat sie. Aber das macht diese Arbeit noch schätzbarer, daß sie zu einer Zeit Pflege für die stehenden Gewächse, und Vorbereitung für die künftigen zugleich ist. Wie viel hat sie hier vor aller Mühe voraus, die wir uns auf unserer Brache geben, und ich wüste nicht, wie sie uns zur Nachahmung reizen sollte, wenn sie es nicht in diesem Gesichtspunkte thun könnte.

Ferner, es kann seyn, daß diese kluge Landwirthe die Sache übertreiben, wenn sie von keinem Dünger wissen wollen, aber so platt ins Gesicht, werden wir sie doch nicht dürfen der Lüge strafen, die ältesten Römer dachten schon zum Theil so, und wer es weiß, warum der Sand, wenn er mit Leim gemischt wird, eine kräftigere und dauerhaftere Düngung sey, als die beste Art des Mistes nicht werden kann, der wird auch eingestehen, daß man durch eine beständige Auflockerung des Bodens, eben das erhalten könne, und noch gewisser, weil man alle Einflüsse des Thaus, oder der sonst mit Nahrungssäften geschwängerten Luft in ihrer vollen Kraft der Erde zuführt. Indessen würde ich doch den Dünger beybehalten, wie das auch viele von diesen Meistern thun, nur freylich nicht nach der schlesischen Mode, in seinen langen Schleppen.

End-

Endlich wünsche ich es nicht, daß man nur nach meiner Erzehlung, diese neue Wirthschaftsmethode beurtheilen möchte, denn ganz gewiß würde ihr die schaden, da ich nur sehr wenig von ihr selbst, noch weniger von den Gründen, die für und wider sie sind, und am wenigsten, oder wohl gar nichts von den Werkzeugen gesagt habe, die nothwendig zu ihr gehören, und ihren Erfindern und ihren Verbesserern Ehre machen. Ich hoffe, daß jeder Wißbegierige, und jeder Patriot, die wenigen Kosten nicht scheuen wird, des du Hamel Traité de la Culture des Terres, und seine Elemens d' Agriculture, des Patullo Essai sur la melioration des Terres, oder allenfalls die Uebersetzungen dieser Werke, und insbesondere den von mir bereits verschiedenemal angeführten, vollständigen Lehrbegriff von der praktischen Feldwirthschaft zu kaufen, und mit Bedacht und durch genaue Versuche erforschen wird, inwoferne diese Methode auch in unserm Schlesien nachgeahmet, oder doch genutzt werden könne — das alles hoffe ich, denn in eine umständlichere Erzählung konnte ich mich unmöglich einlassen, wenn ich nicht den Säepflug, die verschiedenen Arten des Cultivators und andere Maschinen beschreiben wollte. Und ohne Kupfer würde doch alle meine Mühe vergeblich gewesen seyn, wenn ich auch so deutlich, wie der Herr Commercien Rath Barthsch, erzehlen könnte, und bis zu den Kupfern wird es, wie ich vermuthe, mein Verleger nicht gerne kommen lassen. —

Eben zu gelegener Zeit kommt mein Herr Verleger, und erinnert mich an meine Zusage, die ich ihm gethan, und die ich dem Leser bereits eben entdeckt habe.

Es ist mir unbekannt, ob es mit Willen des Herrn Verfassers geschieht, daß ich seine Arbeiten in die meinen einflechte, ich habe dieß so wenig als den Nahmen desselben erfahren können, aber das weiß ich, daß es ein patriotischer Gedanke des Herrn Verlegers ist, der, wie er sagt, nicht zugeben kann, daß eine Schrift, die des Aufbehaltens werth ist, deswegen verlohren gehen soll, weil sie nur in anderthalb Bogen besteht. Ich würde bezeugen, daß ich nun schon Ehrenthalben mein Wort halten muste, wenn ich mich dieser Abhandlung wegen, die ich jetzt einschichten werde, bey dem Leser entschuldigen wollte, und so würde ich ihm einen vielbedeutenden Wink gegeben haben, der ihm meine Herablassung, und meinen Triumph über mich selbst sagen muste; aber ich will es lieber gestehen, ich freue mich darüber, einen so geschickten Mann als der Verfertiger dieser kleinen Schrift ist, für meinen Mitarbeiter ansehen zu dürfen, und ich wünsche es herzlich, daß er mit seinem Gesellschafter, mit dem er aufs neue dem Publicum Besuch giebt, nur zum Theil so zufrieden seyn möge, als ich mit ihm ganz bin. Noch wünsche ich auch das, daß er mich in der Folge meiner Arbeit mit seinem Rathe und seinen Beyträgen beehren möchte!

Die Abhandlung, von der nun die Rede ist, bestreitet einen Einfall des Herrn Wergentin, der uns aus Haber und Gerste Roggen und Weizen zu machen verspricht. Der Einfall von solcher Verwandlung ist alt, und gar nicht die Erfindung dieses schwedischen Landwirths. Man darf nur den Columella und Theophrast lesen, und man wird finden, daß schon zu ihren

Zeiten die Menschen geglaubt haben, daß eine Art des Getreides in die andere rück- und vorwärts übergehen könne, und sie selbst haben es geglaubt. Eben so bezeugt der alte Hohberg, daß in seinen Tagen sehr viele Landwirthe diese Verwandlungen vor gewiß hielten. Indessen dem Ansehen unserer Vorfahren unbeschadet, glaube ich sie so wenig, als der Verfasser, den ich nun werde reden lassen, sie glaubt. Man hat mich zwar ein Stückchen von dem Wunderbrodt kosten lassen, das aus dem Meel des Korns gebacken war, das anfänglich Haber gewesen seyn sollte, und das in unserm Vaterlande so vielen Lermen gemacht hat. Ich habe es freylich vor Roggenbrodt erkennen müssen, aber ich habe deswegen doch die Verwandlung zu läugnen gewagt, und meine eigne genaue Versuche, die ich wiederholt angestellt habe, haben mich in meinem Unglauben befestiget. Vielleicht hat auch unser Landsmann, der uns mit seinen Wunderwerken speisen wollte, seine Uebereilung, und seine falsche Erfahrungen erkannt. Indessen ist es immer zu fürchten, daß auch künftighin mancher auf einen so widersprechenden Einfall gerathen möchte, und es ist deswegen immer nöthig, der wirthschaftlichen Welt die Geschichte der Fehltritte ihrer Vorfahren, und ihrer Zeitgenossen, zu erzehlen, und sie zu warnen. Mir deucht, daß darzu die Abhandlung meines Landsmannes so vortreflich dienen könne, als sie ganz natürlich in dieses gegenwärtige Kapitel gehört. Hier ist diese Abhandlung.

Eines schlesischen Landwirths freye Gedanken über die schwedische Entdeckung: aus Haber Roggen und Weizen zu machen. Breßlau bey Meyer 1760.

Niemals hat mich eine Sache in größeres Erstaunen gesetzt, als die schwedische sogenannte Goldtinktur: oder die wunderbare Verwandlung der Getreidearten, absonderlich des Habers in Roggen.

Erstaunt über die Unvorsichtigkeit und Dreustigkeit des Erfinders: erstaunt über die Leichtgläubigkeit vieler meiner Landsleute, bin ich lange Zeit in einer Unwirksamkeit geblieben, weder über diese Erscheinung nachzudenken, noch weniger darüber Versuche anzustellen. Und ich muß es nur gestehen, daß ich mich geschämt habe, mit einer an sich unmöglichen Aufgabe mich zu beschäftigen.

Nachdem aber gelehrte und ungelehrte Landwirthe, und lateinische Wirthe, allerhand Proben gemacht, und zum Theil durch die Erfahrung bewiesen haben wollen, daß die Verwandlung des Getreides wirklich statt finde: hierbey aber unverständige Wirthe, gar leicht durch Versuche im Großen, in einen beträchtlichen Verlust gesetzt werden könnten: so bin ich bewogen worden, dieses übel gegründete Project zu untersuchen, und meine guten Landsleute für Schaden und Spott zu warnen. Es kann leicht seyn, daß ich schon eine große Menge, nicht allein von theoretischen, sondern auch von solchen Landwirthen, die sich auf Erfahrungen berufen, wider mich haben werde: und man hat es mir ohn-

ohnlängst sehr für übel gehabt, daß ich die Versuche eines Landgeistlichen verlacht habe: allein meine Herren! verzeihen sie mir, wenn ich ihnen sagen muß, daß sie sich auf dem Wege des Irrthums befinden. Vorurtheile und die wenige Vorsichtigkeit bey angestellten Versuchen, hat sie dem schwedischen Tausendkünstler zinsbar gemacht. Vielleicht hat dieser ehrliche Mann schon längst seinen Fehler eingesehen, und über die unüberlegte Nachahmung der Deutschen sich lustig gemacht.

Wer in der Landwirthschaft kein Fremdling ist, der wird wissen, daß sehr viele Zeit, Aufmerksamkeit, Verwechselung der Umstände, deren genaue Beobachtung, besonders wiederhohlte Versuche, an verschiedenen Orten, und zu verschiedenen Zeiten, erfordert werden, um die wahre Ursache einer Wirkung ausfündig zu machen, und bestimmen zu können, wie weit und wie nothwendig eine Wirkung mit ihrer Ursache, und diese mit jener verknüpft sey. Ich sage, ein Landwirth, welcher nicht Erfahrungen zu erschleichen sucht, oder Gefahr laufen will, durch ohngefähre Wirkungen der Natur, sich in seiner Rechnung zu betrügen; der hat nöthig, alles vorbenannte genau zu überlegen, ehe er sich auf den sonst statthaften Grund der Erfahrung berufen kann. Hat er aber diese Vorsichtigkeit nicht gebraucht, sondern aus übereilter Neigung, nicht der letzte zu seyn, den Ausgang seiner Versuche, nicht nach der Art der Möglichkeit, sondern nach seiner vorgefaßten Meynung abgemessen: so kann es wohl nicht anders kommen, als daß er sich und andere hinter das Licht führe.

Wenn es nach der Beschreibung des Herrn Wergentin, die uns der physikalische ökonomische Patriote, im dreyzehnten Stücke vom Jahr 1757 mitgetheilt hat, gehen sollte, so würde ein ganzes Feld, das mit Haber besäet worden, eine reichliche und volle Erndte von Roggen und Weizen geben. Ich kann es nicht läugnen: wenn diese Erfahrung, im Großen, vollkommen richtig wäre, so würde sie allen nachgemachten Versuchen im Kleinen, weit vorzuziehen seyn. Das Neuste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit Stück IX. vom Jahr 1758. berichtet uns, daß in Leipzig, von einer großen Anzahl Haberkörner, nur etliche wenige Aehren Korn und Weizen erhalten worden. Nach eben dieser Monathschrift Stück VII. vom Jahr 1759 hat der wiederholte Versuch vom Haber, sonst nichts als Haber gegeben. Und nach dem Zeugnisse des hamburgischen physikalischen ökonomischen Patrioten Stück 48. vom Jahr 1758 ist in dreyen Versuchen die ganze Habersaat verlohren gegangen. So wie nun jetztbenahmte Versuche, für die Zuverläßigkeit des wergentischen Angebens, schlechte Gewähr leisten; also wird es sich, bey Zergliederung der schwedischen Beschreibung, sehr deutlich entwickeln, wie es möglich sey, daß auch ganze Felder, die man mit Haber besäet hat, Roggen tragen können, ohne daß man zur Verwandlung seine Zuflucht nehmen dürfe. Ueberhaupt ist nach denen von mir an angerathenen Cautelen, eine zweyjährige Erfahrung viel zu wenig, eine Sache auser allen Zweifel zu setzen: viel zu voreilig aber, deren ohnfehlbare Gewißheit der ganzen Welt aufzubürden.

Da

Da die Beschreibung des Herrn Wergentin so weitläuftig und bestimmend ist, so werde ich nöthig haben, derselben Fuß vor Fuß zu folgen: um jeden Satz nach der Natur und Erfahrung zu prüfen, jedesmal aber die Möglichkeit zu zeigen, wie die angebliche Verwandlung, an statt eines Wunderwerks, vielmehr ein Betrug der Einbildung, dagegen aber in der That nichts anders, als ein gewöhnlicher Erfolg des ordentlichen Laufs der Natur sey, und seyn müsse, woferne nicht eine Verwirrung und Unordnung unter den Gewächsen einschleichen sollte. Dieses wird der Innhalt folgender Blätter seyn.

Der Eingang des Herrn Wergentin ist sehr philosophisch, und es scheint, daß er ein Gelehrter vom ersten Range sey. Allein dieses hindert gar nicht, daß er sich nicht könnte geirret haben, und er wird diesen Vorwurf so wenig übel nehmen, als er selbst zugesteht, daß unsere Erkänntniß sehr enge Gränzen habe. Er siehet voraus, daß er die ganze gelehrte Welt, und besonders die Naturforscher und Kräuterverständige, in den Harnisch bringen werde, wenn er behauptet: daß Haber, Gersten, Roggen und Weizen, nur eine Art und Gattung ausmachen: und daß sich diese Arten, nur nach den Graden ihrer Vollkommenheit von einander unterscheiden. Und seine Vermuthung könnte wohl eintreffen. Denn eine dergleichen Paradoxe zu verdauen, dazu würde ein superphysikalischer Magen gehören. Inzwischen, wenn man etwas behauptet; so muß man Beweis führen. Wir wollen sehen, wie der Herr Wergentin seine Demonstration führen wird.

Sein erster Beweis steifet sich auf einem Grund, den die Philosophen petitionem principii nennen. Er sagt, die Alten hätten den Haber für einen Ausschuß, und eine Art des Korns angesehen, das aus der Art geschlagen wäre: weil die Gerste, so sind seine Worte, öfters in Haber verwandelt wird. Ich bin versichert, daß dieser Beweisgrund auf schwachen Füssen steht, und daß die Alten in dem angeführten Sprüchelchen: Avena sine venia, veniaque sine fructu, nichts weniger als das gemeynt haben, was der Herr Wergentin daraus folgert. So viel ist gewiß, daß die Verwandlung der Gerste in Haber, und des Habers in Gerste, so wenig möglich ist, als daß der Haber ein Ausschuß von anderm Getreide seyn sollte.

Der zweyte Beweis ist aus der Vergleichung mit den Metallen hergenommen. Nämlich so wie aus Eisen Kupfer, und aus Kupfer Silber, und aus Silber endlich Gold werde, also sey es auch mit dem Getreide beschaffen. Man sieht gleich, daß dieser Beweisgrund, wie der erste, beschaffen ist. Denn zu geschweigen, daß das Gewächsreich mit dem mineralischen, nicht in allen Stücken, am wenigsten in der Erzeugung und Fortpflanzung übereinstimmt; so ist die Verwandlung der Metalle eine Sache, wovon die Naturforscher sehr verschiedene Gedanken haben.

Wer des gelehrten und vortreflichen Chymicus, Herr Ellers, Abhandlung von dem Ursprunge und Erzeugung der Metalle lesen will; S. Hamb. Magaz. XVI. B. 6 St. der wird leicht merken, daß die Natur in ihrer unterirdischen Werkstatt, so geheim als ordentlich verfährt,

fährt, und daß die Erzeugung der Metalle, von keiner gewaltsamen Verwandlung abhange.

Es wird mir hierbey eine kleine Ausweichung erlaubt seyn. Wenn die Verwandlung in dem Gewächs- und Mineralreich ausgemacht wäre, warum sollte sie nicht auch im Thierreiche statt haben? Zumal schon so viele Metamorphosen bey den Insekten angetroffen werden. Vielleicht ist die Erfindung noch einem Naturforscher aufbehalten: wie man aus Schmetterlingen Krammetsvögel, und aus Ziegen Rehböcke machen könnte.

Ich weis nicht, warum der Herr Wergentin nicht mehrere Getreidesorten, als den Haber, Gerste, Roggen und Weizen, seiner Verwandlung fähig hält. Denn die Aehnlichkeit an sich, macht weder einen Unterschied, noch Verwandschaft des wesentlichen aus. Was aber benannte Arten mit einander gemein haben, ist, daß sie Mehl geben. Und ohne Zweifel hat dieser Grundstoff, dem Herr Wergentin, die Möglichkeit der Verwandlung sich vorzustellen, am ersten erleichtert. Allein nach diesem Grundsatz, sind noch viele Getreidesorten, ja wohl noch andere Gewächse mit jenen verwandt. Türkscher Weizen, Bohnen, Erbsen, Hirse, Wicken, Heidekorn, Raden, Trespe, ja so gar Kartoffeln, geben Mehl. Warum sollten sie sich also nicht eben so wohl mit jenen, und unter einander verwandeln können? Es ist schon längst von unachtsamen Beobachtern behauptet worden, daß aus Trespe Roggen, und aus Roggen Trespe, aus Erbsen Wicken, und aus Wicken Erbsen werden.

Wenn die Gleichheit der Bestandtheile aller dieser Getreidesorten eine Verwandlung zu Stande bringen könnte: so sollte es dem Herrn Wergentin schwer werden, in seiner Claßification weiter fortzuschreiten: Da er Haber, Gerste, Roggen und Weizen, auf so unterschiedene Stufen gestellt hat. Meines Erachtens hat eine jede Getreidesorte ihre, von der Natur abgemessene, mögliche Vollkommenheit. Und diese Vollkommenheit betrift das wesentliche, welches unveränderlich ist. Der Haber ist also nach seiner natürlichen Beschaffenheit, nicht geringer als der Weizen. Ja, wenn man die berühmte Ptisane, und was sonst der Haber gutes in sich hat, mit dem Weizen in Vergleich stellt: so wird letzterer weit zurück bleiben. Man kann aus dem Haber alles das machen, was man aus Gerste, Roggen und Weizen macht. Lasset uns aber das angeblich vollkommenste Korn des Weizens betrachten. Wie viel unvollkommener ist nicht das Brodt, (als die Hauptnahrung des menschlichen Geschlechts) vom Weizen gegen Roggen und Gerstenbrodt; und sollte das allervollkommenste Korn nur zu einem Getränke bestimmt seyn, welches in Ansehung der Gesundheit, nicht allein dem Weinstocke, sondern auch der reinen Quelle weichen muß? Wenn man erwegt, daß aus der Gerste sowohl Brodt, als Bier, bereitet werden kann; so wird man zweifelhaft, ob nicht auch die Gerste den Weizen vorzuziehen sey.

Es wird demnach nicht schwer zu behaupten seyn, daß wenn auch der Weizen nicht geringer seyn sollte, als die übrigen Getreidesorten, er dennoch auch nicht als vollkommener angesehen werden könne. Bey

den

den Metallen ist doch ein wesentlicher Vorzug, da sich das Gold durch seine Dichtigkeit und Geschmeidigkeit, das Silber aber durch seine Reinigkeit und Festigkeit unterscheidet. Aber bey dem Getreide beruhet der Grad der Vollkommenheit auf etwas, was der Herr Wergentin zu bestimmen vergessen hat. Nicht der höhere Preiß: nicht die Größe der Körner, nicht die Feinheit des Mehls, nicht die Farbe, nicht die Erforderniß eines bessern Bodens, können ihm den Vorzug einräumen. Denn was den Preiß anbetrift, so ist bekannt, daß eine jede Getreidesorte, welche nicht so häuffig als eine andre gezeugt wird, und doch zur Landes Nothdurft erforderlich ist, im Preiße zu steigen pfleget. Aus diesem Grunde geschieht es, daß der Roggen bey einem Mißwachs mehr als der Weizen gilt. Die Grösse der Körner macht es nicht aus. Der innerliche Gehalt bestimmt den Werth. Und sollte dieser die Feinheit des Mehls seyn?

Ich werde hier den Grund der Vollkommenheit des Getreides anzeigen. Je mannigfaltiger ein Endzweck durch etwas erhalten wird, je mehr Vollkommenheit erwächst daraus. Wenn nun von dem gütigen Schöpfer alle Getreidesorten, zur Nahrung der Menschen und Thiere erschaffen worden: der Weizen aber eben seiner Feinheit wegen, der Nahrung der Menschen und Thiere nicht so viel zur Gnüge, als der Roggen und Gerste thut: so verdienet derselbe auch nicht den Grad der großen Vollkommenheit. Die Farbe besteht in der Einbildung: und daß er bessern Boden und fettern Dünger braucht, giebt ein sicheres Zeichen, daß er an sich ein unvollkommenes Gewächse sey, welches

ches durch Fleiß und Kunstgriffe erst müsse getrieben werden.

Ich habe mich hierbey fast zu lange aufgehalten. Denn wenn auch die angegebenen Grade in der Natur gegründet wären; so folgt noch lange nicht, daß eine unvollkommene Getreideart, und noch dazu nach der Willkühr der Menschen, in eine vollkommenere verwandelt werden könne. Und umgekehrt. Diese Hypothese ist mir allezeit so abentheuerlich vorgekommen, daß ich dieselbe zu behaupten, und die Natur einer schwankenden Unordnung zu beschuldigen, für einerley halte. Ich werde hierüber Rechenschaft geben.

Erstlich habe ich gesagt, und es besteht in der Wahrheit, daß jede Getreydeart zu ihrem besondern Endzwecke bestimmt; und mit allen dazu erforderlichen Vollkommenheiten versehen sey.

Zum andern hat Gott, der weise Werkmeister, einer jeden Art die Kraft beygelegt, sich auf die nämliche Art fortzupflanzen. Dieser Satz ist so allgemein, und ohne Ausnahme, daß man wider die Einförmigkeit der Natur streiten würde, wenn man diesen Satz leugnen wollte. Es haben viele große Naturkundige, so wohl durch Beyhülfe der Zergliederungskunst, und der Vergrösserungsgläser; als auch durch unermüdete Beobachtungen, Erfahrungen und daher geleitete Vernunftschlüsse, dargethan, daß in Ansehung der Gewächse, in dem Blattkeim des Saatkorns, die Anlage zu einem ganzen Gewächse gleicher Art (im engsten Verstande genommen) verborgen liege. Wer kann sich aber vorstellen, daß durch willkührliche und äusser-

liche

liche Umstände, dergleichen der Unterschied der Saatzeit ist, etwas wesentliches in dem Bau der Pflanze könne geändert werden. Schlechtes Getreide aus gutem, und gutes aus schlechtem, jedoch alles nach seiner eigentlichen Art zu erzeugen, ist wohl möglich, aber dieses ist keine Verwandlung zu nennen. Die Verwandlung hebt die ganze Substanz auf. Möchte man sich doch erst deutliche Begriffe von der Verwandlung machen, ehe man damit zu Markte kommt. Mich deucht, diese einzige Paragraphe ist im Stande, das ganze Wergentische Lehrgebäude über einen Haufen zu werfen.

Drittens ist auch die ganze Gestalt eines jeden Gewächses, vom größten bis zum kleinsten so bestimmt, entscheidend und zugleich unveränderlich, daß man keine Ausnahme als bey Misgeburten machen kann. Nimmt man alles dieses zusammen, so wird man schwer zu bewegen seyn, sich um die Art der Möglichkeit zu bekümmern, die der Herr Wergentin bey seiner wunderbaren Verwandlung zu demonstriren, sich selbst nicht gewagt hat. Hier werden die Verwandlungsfreunde ohne Zweifel ausrufen: Was schaden alle Einwürfe, Zweifelsknoten, und Widersprüche, wenn die Erfahrung auf unserer Seite ist. Die Erfahrung gilt mehr als tausend Demonstrationen. Was man gleich nicht begreifen kann, ist dennoch nicht unmöglich.

Wohlan denn! wir wollen den Herrn Wergentin auf sein Haberfeld begleiten. Wir wollen ihm auf alle Tritte und Schritte Achtung geben. Und wenn wir ihm werden

zeigen

zeigen können, daß seine Habersaat verlohren gegangen, statt dessen aber Roggen von Roggen, und Weize von von Weizen gar wohl erwachsen können: so wird er und seine Anhänger hoffentlich bewogen werden, die bekannt gemachten Versuche und Erfahrungen, wo nicht aufzugeben, dennoch besser zu prüfen. Dasjenige, was Herr Wergentin in der ersten Nummer, wegen Zurichtung des Ackers vorträgt, ist wohl gleichgültig, und belehrt uns nur so viel, daß in Schweden der Acker auf unterschiedene Art bearbeitet werde. Der Unterscheid des Habers kann auch nichts ausmachen. Es wäre denn, daß in dem schwarzen Haber allein ein zwitterartiger Keim verborgen ist. Der Abschnitt der ersten Nummer ist mir etwas dunkel. Es sey, daß ich von den Kunstwörtern der schwedischen Oekonomie, oder von dem dasigen Landbau nicht unterrichtet bin: oder daß der Uebersetzer gefehlt hat. Dem sey aber, wie ihm wolle, so ist so viel zu entnehmen, 1) daß diese Habersaat einen nicht von Natur festen, sondern lockern Boden erfordere, 2) daß je besser und fetter der Boden sey, je später die Aussaat vorgenommen werden müsse. Als im Vorbeygehen sagt er uns die Hauptursache der Verwandlung; nämlich daß die Länge der Zeit, das ist, zween Sommer diese Metamorphose bewürken.

Was den Unterschied des Bodens anbelangt; so kann ich nicht wohl begreifen, wie derselbe zu Bestimmung einer wesentlichen Veränderung etwas beytragen könne. Jedoch da der Herr Wergentin alles bis zum kleinsten ausgegrübelt hat, so wundre ich mich, wie er damit innerhalb zwey Jahren fertig werden können.

Daß

Daß aber die Dauer der Zeit, die Hauptsache der Verwandlung seyn sollte, darüber habe ich schon oben meine Bedenklichkeiten geäussert. Hier füge ich noch bey. Wie wäre es, wenn die Länge der Zeit, und besonders der Winter die weichlichen und zarten Haberwurzeln gar zerstört hätte? Es ist schon als ein ganz besonderer Fall anzusehen, weil in dem zweyten Leipziger Versuch: Neustes 1759 St. VI. die Haberstöcke, den Winter über ausgehalten, und nicht in ihre Verwesung gegangen. Es muß entweder der Art, wo dieser Versuch gemacht worden, warmen Boden, und Schutz genung für Frost, Wind und Wetter gehabt haben, oder es sind im Frühjahre einige Haberkörner auf dieses Stück Landes gekommen. Ich habe bey meiner dreyßigjährigen Landwirthschaft noch keine Erfahrung gehabt, daß Gersten und Haberstöcke den Winter hindurch gedauret hätte. Entweder sie sind erfroren, oder ausgefault, ohnerachtet ich glaube, daß die Haberstöcke, ihrer Natur nach, die Länge der Zeit gar wohl, wie anderes Gesäme aushalten können. Ich habe Roggen und Trespe im Frühjahre gesäet. Von dem ersten sind etliche leere Aehren gegen den Herbst ausgeschoßt: die übrigen Stöcke aber theils verdorben, theils das andre Jahr sehr einzeln zum Schossen und zur Reife gekommen. Die Trespe hat noch dasselbe Jahr Frucht getragen. Ich habe ein andermal Trespe im Junius, und wieder im Herbst gesäet, und beyde Saaten sind das folgende Jahr zu gehöriger Erndtezeit ausgeschoßet, und haben Früchte getragen. Nach den Grundsätzen des Herrn Wergentin, hätte der im Frühjahre gesäete Roggen, das

all-

andere Jahr Weizen, und die im Junius gesäete Trespe, wenigstens Roggen bringen sollten. Diese Versuche machte ich darum, um wegen der Verwandlung der Trespe in Roggen, und umgekehrt, sichre Erfahrungen zu haben. Ich habe noch vielerley Veränderungen gemacht, aber allezeit befunden, daß der Roggen Roggen, und die Trespe Trespe geblieben.

Bey der zwoten Nummer, lehret uns Herr Wergentin die Beschneidung des ausschussenden Habers. Anstatt aber, daß er den Zusammenhang dieser Verrichtung, mit der Verwandlung, erklären sollte: so führt er uns wider seinen Willen, auf die Bahn, sein Geheimniß zu entdecken. Er sagt, daß man die zu Abmähung des grünen Habers abgesonderte Kreuz- und Quergänge, den folgenden Herbst mit Roggen besäen könne. Und dieses hat er ohnezweifel gethan, und zugleich seinem Haberlande dasjenige ersetzt und mitgetheilt, was ihm gefehlt hat. Die hamburgischen Landwirthe Oekon. phys. Patr. St. 48. Jahr 1758. sind bey ihren mißlungenen Versuchen bereits darauf gekommen. Und es wird hier der Ort seyn, die Möglichkeit zu zeigen, auf was für mannigfaltige Art und Weise, der Acker von dem Gesäme, was für denselben eben nicht bestimmt worden, Theil nehmen könne: und daß, wenn sonst der Acker milde gut und tragbar, (dergleichen fordert der Herr Wergentin) zugleich auch die Jahrszeit und Witterung zuträglich ist, aus einigen wenigen Körnern die schönsten, größten und tragbarsten Stauden erwachsen können.

Ich halte für nöthig, zum voraus zu erinnern: daß wenn alle Umstände, die zur Fruchtbarkeit erfordert

werden,

werden, beysammen sind; ein einziges Korn, und zwar eben darum, weil es einen geraumen Platz einnehmen kann, mehr trägt, als sechzig andere, die zu nahe beysammen, sich an ihrem eignen Wachsthum hindern. Ich werde unten noch einmal an diesen Umstand gedenken.

Die Düngung ist das erste, wodurch unterschiedliches Gesäme unvermerkt auf ein Ackerstück gebracht werden kann. Nicht allein das Streustroh, wovon der Dünger bereitet wird, sondern auch so gar die Excremente des Viehes, das mit hartem Futter gefüttert wird, enthalten nach gewissen Umständen, die den Landwirthen nicht unbekannt sind, noch so viele ganze und unbeschädigte Körner in sich; daß davon ein ganzes Stück, so gedüngt wird, besämt werden kann. Hieraus ergiebt sich die Ursache, daß in dem Weizen, welcher in dem Herbstdünger gesäet wird, allezeit mehr Roggen als in dem andern gefunden wird. Unser gelehrter Schwede hat uns nicht gemeldet, in was für Düngung sein Acker gewesen. Jedoch ist wohl zu merken, daß sich der Roggen sowohl im Dünger, als im Acker lange erhalten kann, woran ich unten noch einmal gedenken werde.

Zweytens können die Winde, und besonders die Wirbelwinde, Körner und ganze Aehren, auf einen Acker führen, ohne daß man es gewahr wird. Ich habe vielmals mit Verwunderung gesehen, wie die Wirbelwinde ganze Lagen in die Luft geführt, und viele hundert Fuß weit wieder fallen lassen.

Drittens sind Ueberschwemmungen und Wasserläufte, besonders im Frühjahre im Stande, Körner

und Saatstöcke, von einem Stücke Acker auf das andere zu versetzen.

Viertens kann in der Scheune sowohl als auf dem Schüttboden, eine Art Getreide mit der andern vermengt werden. Bey den Versuchen im Kleinen, wo der Haber Korn vor Korn ausgelesen worden, fällt zwar dieser Umstand weg, woferne man die gehörige Aufmerksamkeit angewendet hat. Wiewohl ich bey den Versuchen mit der Trespe unumgänglich erfordere, daß man die Aehren und Rispen, nicht aber die Körner auslese, weil ein Korn dem andern sehr ähnlich ist. Allein im großen, wie des Herrn Wergentin Versuch gemacht zu seyn scheint, da kann es ganz wohl geschehen seyn, daß auf der Tenne, so wie auf dem Boden, sich etwas Roggen unter den Haber gemengt hat.

Ich kann nicht umhin, einer Begebenheit zu erwehnen, welche hier zu Lande vor ohngefähr zwanzig oder mehr Jahren, sich ereignet hat, und den alten Landwirthen noch erinnerlich seyn muß. Es geschah nämlich, daß zwey Jahr hintereinander, an unterschiedenen Orten, wo nicht im ganzen Lande Flachs unter dem Haber wuchs. Das erste Jahr wenig, das zweyte Jahr aber in solcher Menge, daß ich selbst etliche Scheffel Lein absondern und erheben lassen konnte. Entweder dieser Flachs und Lein ist aus nichts entstanden, oder er ist aus Haber erwachsen: oder es müssen Umstände vorhanden gewesen seyn, wodurch der Leinsaamen auf den Acker gebracht worden. Die Freunde der Verwandlung würden hier am geschwindesten die Frage entscheiden, wenn man nicht den Lein

zu einem ganz andern Geschlechte rechnen müßte. Zu allem Glücke sind sie noch nicht so weit gekommen. Denn wenn die Verwandlung der Geschlechter eingeführt werden sollte, so würde man in kurzer Zeit eine ovidische Welt zu sehen bekommen.

Nachdem ich der Sache nachgedacht: so habe ich gefunden, daß es sehr natürlich damit zugegangen sey. Man pflegt insgemein den Flachs in diejenige Behältnisse (Bansen) zu legen, wo hernach der Haber hinkommt. So wohl in den Bansen, als auf der Tennen kann Lein ausgefallen seyn, und sich mit dem Haber vermengt haben. Dieses ist sonder Zweifel schon etliche Jahre vorher geschehen, und da anfänglich nur etliche wenige Flachsstengel aufgewachsen sind, so ist man es nicht gewahr worden. Endlich haben sich bey Begünstigung der Witterungen, und nach dem immer mehr und mehr Saamen geworden, die Flachsstengel solchergestalt vermehrt, daß man wegen Fütterung des Viehes besorgt seyn müssen. Und auf solche Weise kann es auch bey der Wergentischen Wirthschaft gar wohl geschehen seyn, daß in den Winkeln der Tennen, in den Ritzen und Fugen der Breter, ja in den Säcken selbst Roggen befindlich gewesen, welcher sich mit dem Saamhaber vermengt, ausgesäet worden, und nachdem die ausgegangenen Haberstöcke Luft gemacht, ja wohl gar das Land gedüngt haben, schön und stattlich hervorgewachsen ist. Mit den Getreidesäcken besonders, geht die Vermischung öfters vor, und es geschieht täglich, daß bey geflickten Säcken, die nicht mit Fleiß inwendig wie auswendig wohl übernäht sind, ganze Hände voll Getreide darinnen sich verhalten,

halten, und mit dem, was darauf eingesäet wird, vermischen.

Fünftens ist es möglich, daß durch das Gevögel nicht nur Körner, sondern auch ganze Aehren, auf ein Stück Feld gebracht werden. Es können auch in dem Gewölle der Raubvögel, Krähen, Raben, ꝛc. noch ganz unverdaute Körner vorhanden seyn. Es giebt endlich wohl gar leichtfertige Vögel, die die Versuche im Kleinen zu stöhren suchen.

Wenn man sechstens in Ueberlegung nimmt, wie gar leicht bey nassem Wetter an den Schuhen, sonst aber in und an den Kleidern, und besonders beym Abladen des Getreides, Körner von allerhand Gattungen fortgeschleppt, und an einem andern Orte, wo man es nicht vermuthet, abgesetzet werden können; so wird man sich nicht mehr so sehr verwundern, wenn man auf einem Flecke Getreide aufgehen sieht, das man nicht dahin hinesäet hat.

Siebentens kann mit den Seilen: und achtens mit den Erndtewagen, diese Vermischung verursacht werden. Ich will ein Beyspiel aus eigner Erfahrung anführen: wobey mir nichts übrig geblieben, als diesen Umstand anzumerken. Ich hatte ein Stück Acker, welches niemals mit Roggen besäet worden, und mittelst eines tiefen Grabens, von dem andern Felde abgesondert ist, im Jahr 1758 mit Gersten, und zwar sehr zeitig besäet. Die Gerste wurde daher auch sehr zeitig reif, so daß ich sie mit der ersten Kornerndte mähen lassen mußte. Sie fiel sehr stark aus, und in kurzer Zeit erblickte man davon die schönste Saat. Diese Saat deckte den ganzen Acker, und wurde von den Schaafen bis in den Winter hinein sehr wohl bedient.

Es

Es ist bekannt, daß ein ofner starker Frost erfolgte, welcher die fast starken Gerstenstöcke angriff, jedoch noch nicht um ihre Lebhaftigkeit bringen konnte. Der Schnee endlich bedeckte dieselbe bis zum Frühjahr, nach dessen Eintritt die Stöcke zwar noch vorhanden, aber todt und ohne Wachsthum waren. Hin und wieder aber zeigten sich angesonderte Stöckchen, die mehr einem Quecken- oder Trespengewächse, als einem Gerstenstock ähnlich sahen. Jedoch waren sie grün und lebhaft. Ich raufte deren etliche aus, und verpflanzte sie in meinen Küchengarten, da indessen das Stück Land umgeackert, mit Erbsen besäet wurde, und nichts sonst als Erbsen trug. Die verpflanzten Stöcke hingegen breiteten sich von Tage zu Tage aus, trieben in die Höhe, und brachten zu gehöriger Zeit die schönsten Roggenähren. Ein Freund der Verwandlung würde sogleich diese Begebenheit für eine Probe angesehen haben, um des Herrn Wergentin Zweifel aufzulösen, nämlich daß auch aus Gersten Roggen werden könne, und ich muß gestehn, daß dieser Erfolg mich zum Nachdenken bewog. Allein die Sparsamkeit dieser Kornstöcke zeigte, daß nur etliche wenige Körner nöthig gewesen, sie hervorzubringen. Der Mangel des alten Strohes auf meinen Vorwerken hatte erfordert, daß man von dem neuen Roggen bald dreschen, und daraus Seile verfertigen müssen. So wohl die Eilfertigkeit bey solchen Umständen, als auch die Zähigkeit bey dem neuen Getreide, sind insgemein Ursache, daß nicht so gar rein gedroschen wird. Folglich bleiben viele Körner in dem Stroh, sie werden hernach in die Seile eingeknüpft, und

fallen dann bey dem Binden nach und nach aus, das war eines. Sodann weil die Gerstenerndte, wie gesagt, in die Roggenerndte traf, so wurden die Wagen unmittelbar vom Korntenne, zur Einfuhr dieser Gerste genommen, und da ist bekannt, daß viele Körner auf den Gestellen der Wagen zwischen den Fugen und Ritzen der Leitern liegen bleiben, so daß man sich nicht wundern darf, wenn hernach bey Aufladung des andern Getreides, diese Körner abgeschüttelt und verstreuet werden, das war das zweyte. Beydes zusammen aber die Auflösung des Räthsels.

Ich habe um so weniger bey diesem Vorfall Bedenken tragen dürfen, weitläuftig zu seyn, als es bey allen Versuchen und Erfahrungen darauf ankommt, die Umstände so genau als möglich zu zergliedern, um auf den wahren Grund zu kommen. Wenn denn neuntens unterschiedene Getreidesorten nahe an einander gesäet worden, wie z. E. auf dem schwedischen Probestücke geschehen ist, so darf man sich nicht den Kopf zerbrechen, wie durch die Pflüge, Eggen, Menschen und Vieh von dem Gesäme des einen Stücks, etwas auf das andere gebracht werden könne.

Wenn man zehntens noch bedenkt, wie ich oben bereits erinnert habe, und welches einen Hauptumstand bey der Sache ausmacht, daß ein Saamkorn bey trockner Witterung sehr lange in der Erde liegen kann, ohne zu keimen und aufzugehen: und wenn es aufgegangen ist, entweder durch Beunruhigung des Ackers, oder durch beständiges Abschneiden und Befressen des Viehes, in seinem Ausschossen verhindert, und bis in

das

das andere Jahr aufgehalten werden könne, so wird man keinen Widerspruch finden, daß, wenn das Jahr vorher Weizen oder Roggen auf einem Acker gestanden, und davon vieles ausgefallen ist, das Korn, oder die Satt künftiges Jahr sich verhalten, und erst das dritte Jahr ausschossen könne. Bey dem wilden Gesäme, als Trespe, Raden, ist zwar kein Zweifel, ich glaube aber auch, daß es bey guten Getreydesorten geschehen könne. Ich behalte mir vor, hierüber mehr Versuche anzustellen, und den Erfolg getreulich bekannt zu machen.

Wenn ich bey diesem Capitel etwas weitläuftig gewesen bin, so hoffe ich gleichwohl, nichts überflüßiges beygebracht zu haben. Und vielleicht habe ich noch nicht alle Arten der Möglichkeit nahmhaft gemacht, wie ein Getreide mit dem andern vermengt werden könne. Aufmerksame und fleißige Beobachter der Natur und Landwirthschaft werden noch vieles ausfündig machen, was ich übersehen habe. Dasjenige, was ich angeführt habe, wird wenigstens genug seyn, dem Herrn Wergentin Gelegenheit zu geben, seine Versuche und Erfahrungen dargegen zu halten, und zu prüfen. Und wenn er finden wird, daß auf seinem Acker eines und das andere vorgegangen seyn könnte, was ich angemerkt habe: so will ich nicht zweifeln, daß er vielleicht den natürlichen Weg einschlagen, als der Natur Gewalt anthun wird.

Bey dem, was Herr Wergentin wegen der Gerstensaat anführt, kann ich zum Behuf meiner dritten Beobachtung nicht unerinnert lassen, daß, da Herr

Wergentin selbst eingesteht, daß unter der Habersaat auch Gerstensaat aufgeschossen sey, ohnerachtet er seiner Angabe nach, nur schwarzen Haber gesäet hat, und NB. die erforderliche Zeit zur Verwandlung noch nicht verstrichen gewesen, folglich es natürliche Gerstensaat gewesen seyn muß, daß, sage ich, eben sowohl eine gute Anzahl Roggenkörner unter seinem Haber vermengt gewesen seyn können, als die Gerstenkörner, die er so wenig als jene beobachtet hat. Daß die etlichen Stöcke Weizen, so wie die Roggenstöcke, viel stärker und größer gewesen sind, als auf dem ordentlichen Winterfelde, davon ist die Ursache, wie ich schon oben erinnert habe, diese, daß jene vielmehr Raum gehabt haben. Denn es kann niemand läugnen: je dünner die Stöcke einer Saat, nach Beschaffenheit der Güte, und der Düngung des Bodens stehen; je mehr sie sich breiten und verstärken.

Es wird nicht überflüßig seyn, die Beantwortung der Frage: Ob man überhaupt dicke oder dünne säen solle? hier einzuschalten.

Die mehresten Landwirthe neuer Zeiten sind für die dünne Saat. Was die Sommersaat anbetrift, so glaube ich, daß sie ohne Ausnahme recht haben. Und sie würden auch in Ansehung der Wintersaat recht haben, wenn man der ausgestreuten Saat sowohl versichert seyn könnte, daß nicht so vieles den Herbst und Winter durch verlohren gienge; wovon ich ein andermal ausführlicher davon zu handeln mir vorbehalte. Geschieht es indessen, daß der im Herbste ausgestreute Saamen, zu seiner Vollkommenheit gelangt,

langt, so kann es leicht geschehen, daß eben dieser Umstand eine Ursache des Mißwachses wird. Wenn nämlich die allzunah stehende Stöcke einander im Wachsthum hinderlich sind, oder gar ausfaulen, oder doch keine Kraft zu treiben haben, besonders wenn ein zeitiger Schnee einfällt, wodurch die Schaafhütung verhindert wird. Ich habe in einer Abhandlung von der Saathütung ganz besonders hiervon geschrieben. Die sparsame Saat anlangend, so kann dieselbe bey bequemer Witterung sich ausbreiten, und nach der Beschaffenheit des Bodens treiben. Mir deucht, in dem, was ich jetzt gesagt habe, ist der wahre Unterscheid zu suchen, den der Herr Wergentin von dem Mißwachse des 1736sten Jahres angeführt hat.

Hier zu Lande hat man mit dem sogenannten Staudekorn schon glückliche Proben gemacht, und es ist mir bekannt, daß in dem Liegnitzschen Fürstenthum, es Leute giebt, die z. E. ein Beet über Winter mit gemeinem Roggen besäen, und im Frühjahre die Stöcke davon auf zwanzig, dreyßig und mehr Beete verpflanzen, je nach dem sie Zeit und Hände gnug erlangen können: wovon sie denn einen übermäßigen Zuwachs erhalten.

Was der Herr Wergentin von dem Nutzen seiner Entdeckung redet, übergehe ich mit Stillschweigen: da ein jeder Wirth sich schon selbst die möglichsten Vortheile eigen machen würde, wenn nur erst die Sache an sich ihre Richtigkeit hätte. Jedoch ist es auch an dem, daß die von ihm gefertigten Ausrechnungen nur für Schweden, nicht aber für Schlesien gelten wür-

den, dieses gesegnete Land ist im Stande, nicht allein sich selbst, sondern auch andere Länder mit Getreide zu versorgen. Wenn denn auch in den benachbarten Ländern dieses Kunststück nachgemacht werden würde, so würde der Preiß des Roggens bald fallen, so bald der Ueberfluß an allen Orten vorhanden wäre. Gleichwohl würde uns dieses gar nicht abhalten, die angepriesne Goldtinktur anzunehmen, und auf andere Weise anzuwenden.

Ohnerachtet nun alles das, was ich gegen die angebliche Entdeckung des Herrn Wergentin angeführt habe, der Vernunft und Wirthschaftskunde gemäß ist; so sehe ich doch voraus, daß man mich einer Verwegenheit beschuldigen wird, eine Sache schlechterdings zu verwerfen, die ich noch selbst nicht versucht habe. Diesem Vorwurf zu begegnen, so muß ich es schon sagen, daß ich auch einen Versuch gemacht habe, und zwar in dem letzten Sommer 1759. Ich bin der Vorschrift des Herrn Wergentin aufs genaueste gefolgt; ich habe aber auch die möglichste Vorsicht gebraucht, damit ich, bey dem Erfolg nicht irre gemacht werden könne. Die Aussaat ist in meinem Küchengarten geschehen, auf zwey besondern, und von einander etwas entfernten Quartieren. Das Erdreich ist sehr gut, jedoch ungedüngt. Der Trieb des Habers hat sich so stark gezeigt, daß ich denselben dreymal zu beschneiden, genöthiget worden. Nunmehr befinden sich die ziemlich starken Stöcke, unter dem Schnee, und ein anderer als ich, würde ganz gewiß eine Weizenerndte erwarten. Ich glaube also alles gethan zu haben, was man noch von mir fordern kann. Daß ich aber gegenwär-

tige

tige Blätter, dem Erfolg voraus gehen lasse, geschieht darum, damit ich bey dem mißrathenen Versuch, nicht möge ausgelacht werden, weil ich den Ausgang schon vorher gesagt habe. Kurz ich habe den Versuch blos darum gemacht, daß ich sagen könne, ich habe ihn gemacht. Inzwischen wenn ja Wunderwerke in unsern Tagen noch statt finden sollten: wenn meine zwey Beete Haber auf künftigen Sommer gleichwohl voll Korn und Weizen stehen sollten; denn einige einzelne Aehren würden es nicht ausmachen: so versichre ich als ein ehrlicher Mann, die Beschreibung davon, auf das genauste und richtigste öffentlich bekannt zu machen. Aber was werden die Verwandlungsfreunde sagen, wenn ich gleichwohl an der Zuverläßigkeit und Beständigkeit dieser Veränderung noch zweifeln würde: gesetzt, daß mir gar nichts übrig bliebe, was mir diese Erfahrung verdächtig machen könnte? Da Wunderwerke keinen bestimmten Zusammenhang mit dem Laufe der Natur haben, so sind sie auch selten und unerwartet. Würde man mir aber verübeln können, wenn ich diesen Zufall so lange für eine widernatürliche Begebenheit hielte, bis eine ununterbrochene Reihe von Erfahrungen NB. im Großen, die physikalische Nothwendigkeit der Verwandlung so sicher gestellt hätte, als es bey den Püppchen der Raupen geschieht.

Ich bin aber sehr versichert, daß ich in keine Versuchung werde geführt werden, und ich wünschte, daß alle, die sich mit diesem Project beschäftigen, eine Schrift lesen möchten, die den Titel hat: Anmerkungen über die beste Art, Versuche zu machen S. Hamb. Magaz. B. XIX. St. I. vielleicht würden sie zeitig

gnug

gnug entdecken, daß die angepriesene Goldtinktur mit dem verrufenen Stein der Weisen in ein Fach zu setzen sey. Geschrieben den 2 Jenner 1760.

Anonymus.

Fünfter Abschnitt.

Von der Erndte.

Wenn und wie am vortheilhaftesten geerndtet, und die eingesammlete Frucht am nützlichsten aufbewahrt werden könne, und solle.

Alle Arbeiten, von denen wir bis jetzt geredet haben, die so vielfältig, und größtentheils so mühsam sind, sie alle haben ihr Absehen auf das Geschäfte, von dem ich jetzt handeln werde. Wenn die Landwirthe jene mit allem nur möglichen Muthe, und mit vieler Geduld verrichten, so haben sie diese Tugenden blos der Hoffnung zu danken, die ihnen eine künftige frohe Erndte vorhält. Oft wird zwar manchem die Zeit entsetzlich lange, ehe, um technisch zu reden, der Aust kommt. Denn wenn in der Haushaltung, wie anfänglich auf der Erde alles wüste und leer ist, und obendrein die Schuldleute täglich auf den Vorrath angewiesen werden sollen, den das Feld noch in petto hat, nun, denn kann es doch wohl keinem, der sich in diesem kritischen Fache befindet, verdacht werden, wenn er über den Verzug der Erndte grämlich wird. Allein vielleicht fangen diese Murrer den Seegen des Ackers herbeyzuwünschen, zu früh an, und sie thun es etwan zu oft mit nassem Munde, daß es ihnen zuletzt freylich sauer werden muß, wenn sie es zu einer Zeit mit trockner Kehle thun sollen, wenn die ganze übrige Christenheit

heit mit feuchter Hoffnung wünscht. Wenigstens sind mir ein Paar von solchen eilfertigen Wünschlern bekannt, und wer weiß, ob dieser Orden nicht größer ist, als ich glaube, da es ja eben nicht so schwer hält, in ihn aufgenommen zu werden. Ueberdem sollen seine Gesetze, wie der Orden der Freymäurer gar nicht auf den Stand; oder die Religion sehen, sondern den Juden, wie den Christen, die Layen und die Priester, den Bauer und den Graf einlassen. Gesegnete Erndte, gnädiger Herr Oncle! Reichen Einschnitt, Herr Bruder! Diese wohlmeynende Gesundheiten höre ich in meiner Nachbarschaft vom September an bis in den May oft, und ausserordentlich laut, mit unter auch wohl noch vor den Jagd- und Waldhörnern, so weit auch diese ihren Schall um sich umher verbreiten. Aber vom May an, bis nahe an die Zeit des heiligen Jacobs, sollte wohl auch das beste Ohr keinen burlesken Ton eines frohlockenden Wünschlers hören. Lamentos in der Menge, und zuweilen wohl gar in der besten Form einer Erzmotette, insbesondere wenn der Herr Nachbar vorwärts, mit voller Empfindung, seinen Sommmerliebling: sanfter Tod wenn wirst du kommen, zu bölken anfängt. Messe ich nach diesen Herren alle die andern, die ihnen in den Klagen über die lange lange ausbleibende Erndte ähnlich sind, so kann ich mir leicht einbilden, woher ihr Verdruß kommt. Freylich wünscht sichs bey gutbesetztem Tische, und beym vollen Glase besser, als wenn man mit dem Mandarin Lien Chi Altangi, von den Franzosen lernen soll, fünf verschiedene Gerichte aus der Spitze einer Brenneſſel, sieben aus dem Schnitte von dem Schwanzleder eines Thieres, und

zwey-

zweymal so viel von einer Froschkeule herauszubringen, und doch, ob man auch zur Ermunterung nichts sonst als einen Kelch mit Wasser, und einen Fingerhut voll Kirschwein hat, zu jauchzen und die Freuden zu trillern. Kommt nun noch etwan in dieser Fastenzeit der Unfall des Credits wegen dazu, wie der Chineser in Frankreich gesehen haben will, daß man weder auf dem Tische noch am Leibe leinenes Zeug hat, so muß es natürlich einem Deutschen blutsauer werden, zu frohlocken, und ich glaube nicht, das der selige Tristram, irgendwo in Schlesien würde seyn zum Tanze aufgefordert worden, wenn er in den Gegenden unserer mürrischen Wünschler, beym ersten Anfange der Erndte umhergeritten wäre. Aber wie kann man die Leute anders trösten, als daß man ihnen sagt: Ihr habt euer Gutes im Winterleben empfangen, und allenfalls wohlbedächtig noch beyfügt: spart in der Zeit, so habt ihr in der Noth!

Ich will es nicht fürchten, daß meine Leser glauben werden, die Moral sey so unschicklich angebracht, als der ganze Eingang, denn ich wüßte nicht, was genauer zur Geschichte der Erndte passen sollte, als meine Erzählung, und die zwo schönen naiven Schlußreden. Ich kann es deswegen immer dem Nachdenken und der Beurtheilung eines jeden überlassen, ob ich nicht hier wie überall, so meisterhaft geschrieben habe, als die Abrahame a sancta clara unter unsern heutigen Priestern predigen, derer, dem Schicksal sey es gedankt! unser Vaterland hin und wieder noch einige aufweisen kann.

Nun ja auf eine gute Erndte kommt alles an. Wer wird es also den Landwirthen übel auslegen, wenn

sie

sie sich dieselbe oft zuwünschen? Ist es doch patriotisch genug, daß sie es ohne Handwerksneid thun, und hier sieht man eben, um wie vieles die ländlichen Sitten besser sind, als die städtischen. Aber das gefällt mir nicht, daß so viele ausser den Vorbereitungen bey Tische, keine andere in den Scheunen, oder sonst wo machen wollen, wo sie gleich nothwendig sind. Noch weniger gefällt mir das, daß man das wichtige Geschäfte selbst an verschiedenen Orten saumselig, ohne Bedacht, und wenig wirthschaftlich betreiben will. Dieß ist also für diesesmal mein Vortrag und seine Ordnung. Doch ehe ich meiner schriftstellerischen Pflicht Gnüge zu leisten suche, muß ich zuvor eines Uebelstandes gedenken, der Schlesien eigen zu seyn scheint, und wenn er genau berechnet werden sollte, dem Lande sehr schädlich würde gefunden werden.

Die löblichen Dorfgerichte werden an vielen Orten sorgfältig darauf sehen, daß die Beeinträchtigungen der Näscher und Schadenfrohe, wenn sie im Frühjahre vorfallen sollten, nicht ungeahndet bleiben, aber so bald die Feldfrüchte reif zu werden anfangen, so bald hört auch ihre Sorgfalt und ihre Gerechtigkeitsliebe auf. Ich will es keinem Hirten rathen, daß er im May sein Vieh eine Handvoll Gras von einer Hegenweide, oder ein Maulvoll Saat vom Acker nehmen läßt. Die Parlamentsherren würden ihn für jede Versündigung mit fünf Silbergroschen strafen, und die Magd, die etwan einmal den Rain des Nachbars um eine halbe Bürde Graß ärmer machen wollte, würde ohne Rücksicht auf ihr weniges Lohn, der Gerechtigkeit

zur Ehre gleich streng gestraft werden. Der Eigenthümer, dem der Schade geschieht, hat nun zwar keinen Vortheil von diesen väterlichen Urtheilssprüchen, denn der Richter betrachtet sich als den Fiskal, der doch nicht anders thun kann, als auf baldigen Ersatz des Verlusts derer zu trinken, die er in seinen Schutz genommen hat, und überhaupt sagten schon die Alten, es sey kein Amt so klein, es sey hängenswerth. Indessen hat doch das Gesetze die Absicht, die Bösen abzuhalten, ihren Nebenchristen Schaden zu thun. Aber warum es seine Kraft verlieret, wenn es dieselbe am meisten beweisen sollte, das finde ich in keinem Commentar, ob ihrer auch mein Vetter, der ein vortreflicher Rabulist ist, in der Menge hat. Soll ich ihm glauben, wenn er mir sagt: daß es das Schicksal anderer Gesetze auch seit der Zeit sey, seit dem man angefangen habe, die kleinen Diebe zu hängen, und die großen ungestraft laufen zu lassen? Ohne Vergleich, hier ist die Sache beynahe so. Denn wie schon gesagt, wenn die Feldfrüchte reif werden, so ist auch die Vorsorge und Gerechtigkeitsliebe der fiscalischen Gerichtsherren überständig, fällt aus, und die Erndte ist generis omnis. Vieh und Menschen mögen Schaden verursachen, wie sie wollen. Das alte Herkommen wird sie schützen, und der Eigenthümer der Stöcke, die der Muthwille oder die Nachläßigkeit verwüstet, muß sich mit dem Schicksale des Großvaters trösten, dem es auch so ergangen ist. Er muß es sich also schon gefallen lassen, wenn die Schnitter seiner Hinternachbarn quer durch sein Getreide gehen, und ihm ein paar Dutzend Steige machen, gesetzt auch, daß es nur

auf

auf etliche Schritte ankam, wenn sie auf ihrem eignen Raine gehen wollten. Und daß er hin und wieder einen Wagen durch seine Früchte führen, und denn die ausgespannten Pferde dieselben mit dem heißhungrigsten Geschmack abfressen sieht, das kann ihm nicht nahe gehen, da, wie Herr Keisler erzehlt, seine Vorfahren fueggen, und er auch das Recht zu fueggen, wie sie hat. Es kann seyn, daß diese ärgerliche Mode nicht überall im Gebrauch ist. Wenigstens sollte ich vermuthen, daß sie da nicht statt finden könne, wo etwan der Landwirth keine Nachbarn hat. Aber sie ist es doch meistentheils auf den Feldmarken der Bauern, und ich muß es gestehen, ich wundre mich über die Nachsichten der Herrschaften, die doch wohl diese schädliche Gewohnheit wissen, und sie nicht abschaffen, wie sie leicht thun können. Jedoch vielleicht ist wenigen unter denen, die auf diese Art Verlust leiden müssen, dieser so verdrießlich, als ich glaube, und vielleicht sind sie eben so wenig auf der Huth, sich nicht selbst durch Faulheit und Unachtsamkeit ihre Erndte zu verringern, als sie es gleichgültig ansehen, wenn es durch andere geschieht. Mir deucht, rem acu tetigi, ich wollte sagen, spricht Herr Zeiger, ich habe das Pflöckchen mit dem Zaunpfal geschlagen, oder nach meiner Mundart, daß ich die Sache aufs Haar getroffen hätte; denn es ist unbegreiflich, warum so viele Landwirthe in einem Geschäfte die größte Saumseligkeit, und den anstößigsten Leichtsinn beweisen, das doch das wichtigste und nützlichste für sie ist. Doch daß ich nicht etwan das Haar zerspalte, so will ich nicht alle kleine Fehler aufsuchen, die in der Vorbereitung

zur Erndte, und in ihr selbst gemacht werden, sondern nur die großen aufmutzen.

Wer wird es läugnen, daß es eine nothwendige Pflicht sey, ehe wir erndten, auf Behältnisse zu denken, in denen wir den Seegen des Himmels sicher aufbewahren können? Ich will durch diese Frage eben nicht sagen, daß wir im Stande sind, die Früchte, die wir einsammlen, wider die Freybeutereyen des Krieges, oder für der Gefahr der Erdbeben, und des Feuers zu schützen, sondern nur etwan so viel andeuten, daß jeder Landwirth sorgen müsse, daß er seinen Feldvorrath wider die Nässe und den Raub der Thiere sichere. Ob es nun überall geschieht? das will ich dem Gewissen meiner Landsleute zu beantworten überlassen. Ich würde Nein sagen müssen, wenn man mich auf den Eid treiben wollte.

Schon unsere gewöhnliche Art, die Scheunen zu bauen, hat meinen Beyfall nicht. Wer kann es den Mäusen verwehren, sich unter den Schwellen durchzugraben? und bey unserer Mode zu kleiben, finde ich für die Vögel so viele Eingänge zu unserm Eigenthum, als für die menschliche Sperlinge und Mäuse zu den Milchäschen der Frauenzimmer, bey ihrer Sitte ihren Brustkeller zuzuschliessen. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß wir nun an den meisten Orten alles von Holz bauen müssen, ob es uns auch viel höher zu stehen kommt, als wenn wir die Materialien auf unsern eignen Acker suchten? Vielleicht ist die Sache die nämliche, wie mit dem thornischen Pfefferkuchen, und dem danziger Brantewein. Wir können beyde im Lande gleich

gut,

gut, und wohl gar besser und wohlfeiler haben, wie alle andre ausländische Waaren, die die Kunst bereitet, aber sie gefallen uns nicht, weil sie einheimisch sind. Gewiß ist es, daß ein Grund von Steinen, bey unsern Scheunen besser lassen, und mehr nutzen würde. Dürfen es doch eben nicht Bruchsteine oder Ziegeln seyn. Auch die Feldsteine, die jeder Landwirth hat, und mit Bequemlichkeit sammlen kann, werden die Dienste thun, die wir wünschen. Und auf diesen Grund sollten wir Wellerwände stellen, aber nur nicht nach der Weise der Meister, die wir in unserm Lande gehabt haben. Diese Leutchen hatten bey allem vielen Lehrgeld, das sie erhielten, trotz dem besten Schweizer das Heimweh. Sie eilten deswegen in ihrem Unterrichte, den sie uns geben sollten, und lehrten uns nichts sonst, als Mauren von der ersten untauglichsten Erde anführen, die der Regen schon niedergeschweift hatte, ehe sie noch zurück in ihr Vaterland kamen. Besser und dauerhafter wird unser Bau werden, immer angemessener allen Absichten, die wir bey ihm haben können, wenn wir ihn von steifen Leim anfertigen, und ehe wir das Holzgesperre aufsetzen, gehörig austrocknen lassen. Wagen wir nun noch die wenigen Kosten daran, daß wir unsere Leimmauren abputzen lassen, so haben wir Gebäude für die Aussicht, uud für alle Erfordernisse einer vernünftigen Landwirthschaft.

Ich kann bey diesem Puncte, nicht unerinnert lassen, daß es gar nicht haushälterisch sey, den Raum unserer Scheunen nach dem gewöhnlichen Einschnitt abzumessen. Fromm ist es noch weniger, denn wir

sagen dem Himmel offenbar ins Gesicht, daß wir ihm nicht zutrauen, er werde uns einmal eine doppelte Portion in unserm jährlichen Gehalt geben. Thut er es nun, um uns zu beschämen, so haben wir keinen Platz für sein Geschenke, und wir sind unbescheiden gnug, es in ungestalten Schöbern aufzuthürmen, und dem Wetter und Raubthieren Preiß zu geben. Obendrein sind wir wohl gar so ungesittet, daß wir eben den Seegen, der uns zu unserer Wirthschaft der unentbehrlichste ist, am wenigsten achten, und am ersten der Gefahr zu verderben ausstellen; ob wir es auch wissen, oder doch wissen können, daß er am ersten zu Grunde gehen, und uns am Ende großen Verlust zuziehen werde. Gewiß genung, der am besten gemachte Schober taugt nicht viel, und von Haber, dessen Stroh nothwendig zur Fütterung ist, dessen Rispen überall durch die ganze Garbe zerstreuet liegen, sollte der Landwirth keinen anfertigen lassen. Lieber baue er ihn von Roggen, wenn er ihn ja bauen muß, der hat langes Stroh, die Aehren meistentheils an der Spitze der Garbe, und trocknet leichte. Ueberdem kann doch noch sein Stroh zum Einstreuen, oder zum Dach gebraucht werden, wozu es ohnedem seinem Berufe nach bestimmt ist. Aber so ist die Sache nicht mit dem Haberstroh, dieses hat der Himmel dem Rindvieh zum Futter angewiesen, und wir nehmen ihm seine Nahrung, oder verwandeln sie wohl gar in Gift, wenn wir Schöber aufstellen; denn die Erfahrung wird es uns sagen, daß diese bey aller unserer Vorsicht, wenn wir nicht Schuppen über sie setzen, gröstentheils zur Fütterung untauglich werden. Und mir deucht, das geschieht nicht etwan nur

in

in Ansehung des Strohes, sondern auch wohl in Absicht auf die Körner. Die Landwirthe sollten nur das Getreide von ihren Feldhaufen, gegen das Getreide halten, das sie aus ihren Scheunen nehmen. Der Augenschein würde sie belehren, wie wenig vortheilhaft jene sind; und berechneten sie den Ausdrusch von beyden, in der Güte und Anzahl: so würden sie den Verlust bejammern, den ihnen das Wetter, die Mäuse, die Raubvögel, und ihre eigne Thorheit zugezogen haben.

Jedoch bey vielen Landwirthen sind selbst die Scheunen so wenig sichere Behältnisse für das Getreide, als die Schober. Es muß also nicht allgemein wahr seyn, daß die Noth beten und arbeiten lehre. Denn viele denken weder auf die Ausbesserung des Dachs und der Förste, noch auf die Reinigung der Bansen, noch auf Verneuerung des Tennes, wenn auch alle diese Arbeiten äusserst nothwendig sind, und sie obendrein die Bedürfnisse ihres Beutels mit großem Ernste zu bewegen suchen, den Himmel anzurufen, daß er sie sorgsamer in ihrer Haushaltung machen möge. Man dürfte nur die Anzahl der guten, mit der Menge der bösen Scheunen im Lande vergleichen, und man würde sich zum Krankärgern wundern müssen, daß so viele in einem dringend nothwendigen Geschäfte, das ihnen ihre Erndte sichern kann, so unverantwortlich saumselig sind. Ich möchte es wohl wissen, wie die Sache aussehen würde, wenn man den gegenwärtigen Fall in das wohllöbliche Polizeyfach zöge. Doch ich besinne mich, daß in den Städten sehr viele baufällige Häuser gefunden werden. Man hat mir auch gesagt, daß mit unter

der liederliche Bürger große Nachsicht erhalte, und ich nehme meine Neugierde zurück.

Gleich nothwendig scheint mir zu einer vernünftigen Vorbereitung zu erndten, die Sorge für Strohseile zu seyn. Ich weiß nicht, was so viele von meinen Landsleuten abhält, den Schaden inne zu werden, den ihnen die Kornseile verursachen. Ohne sie auf die Ausrechnung zu verweisen, die in der nützlichen Anweisung zur Haushaltungskunst auf dem Lande gefunden wird, und die ihnen bey tausend Schock Erndte, den Verlust von vier und funfzig Scheffel Getreide darlegt, ohne das könnten sie aus der Erfahrung lernen, daß es gar nicht wirthschaftlich sey, Kornseile machen zu lassen. Ohne Zweifel müssen eine ganze Menge Körner verlohren gehen. Obendrein raubt sich auch der Schnitter durch ihre Anfertigung die Zeit, die er ja eilfertig zur Abräumung des Feldes gebrauchen sollte. Vielleicht scheint dieser letztere Umstand manchem nicht gegründet genug, wenn er etwan in dem so eben angezeigten Buche erfahren hat, daß man in einem halben Tage sechs und zwanzig Schock Seile zubereiten könne. Aber mit Erlaubniß seines Verfertigers, dreyßig Schock sind wie ich gewiß weiß, ein Meisterstück für den besten Arbeiter auf einen ganzen Tag, und wenn er auch einer der längsten im Jahre wäre. Ueberdem kann er sie in der Scheune verfertigen, ohne eine andere, noch grössere Pflicht zu vernachläßigen, welches doch wohl in der eigentlichen Zeit der Erndte nicht statt findet, in der man jeden Augenblick dem Hauptgeschäfte widmen sollte.

Ueber den eigentlichen Zeitpunct zu erndten, sind die Landleute auch nicht einig. Plinius erzählt uns, daß die Alten ihr Getreide, ehe es völlig reif geworden ist, abgeschnitten haben, und er setzt es uns zu einer ausgemachten Regel, daß man das Korn schneiden müsse, ehe die Aehre dürre werde. Secandum, sagt er: Hist. Nat. L. XVIII. antequam spica inarescat. Mortimer und du Hamel fallen ihm bey, denn beyde glauben, daß die Körner in der Garbe die erforderliche Härte erhalten, und dadurch ihr Ausfallen am gewissesten verhütet werden könne. Aber erhalten denn auch die Körner ihre gehörige Gestalt und Güte, wenn sie unreif abgeschnitten sind? Das meynt wohl Herr Lisle, der so gar wider die Erfahrung behaupten will, daß dem stehenden Getreide durch das Stroh weder Nahrung noch Reife zugeführt werde, wenn dieses einmal absterbe, aber wohl in der Lage, oder in der Garbe. Warum nun hier und nicht dort, das hat er uns zu sagen vergessen. Verstehe ich anders den Sinn dieser Landwirthe, so haben sie gewiß durch ihren Rath, dem Schaden vorbeugen wollen, den ein reifes Getreide durch sein Ausfallen zuziehen muß. Freylich wahr, es ist betrübt, daß bey der Erndte ein großer Theil der Erndte verlohren geht, und noch betrübter ist es, daß dieser Verlust nicht gänzlich kann vermieden werden, aber wird man ihn verhüten, wenn man unreifes Getreide abmäht? Wird es auch in diesem Falle, durch die Menge der Hände, die oft so tölpisch, wie die Fäuste des Herkules sind, nicht ausgeschlagen, so wird es doch in den Lagen verschrumpfen, wird fleckicht und ungesund werden, und, Schade gegen

Schade gerechnet, das größere Minus auf die Seite des zu früh abgenommenen Getreides gesetzt werden müssen. Meinem Urtheile nach wird man also gewiß besser thun, wenn man die Zeit erwartet, die die Natur angiebt, und nicht nach der Weise der medicinischen Facultät, die ihre Docters insgemein unreif macht, das Getreide schon da zum Meister erklärt, wenn es noch grün ist. Aber man nehme nicht jeden Wink der Natur für das Gesetze an, erndten zu müssen. Oder man erkläre nicht jeden äussern Schein, für einen sicheren Beweis der innern Güte. Wir würden uns betrügen, wie die Alten durch den Bart hintergangen wurden, der ihnen nun durchaus den Weltweisen sagen sollte, und wie wir noch oft bey manchem minderjährigen Kinde berückt werden, das seines Amtes, oder seiner Aussicht wegen, so reif wie ein vornehmer Greis zu seyn scheint. An die bloße Farbe des Strohes kehre man sich also ja nicht, heisse Tage, wenn sie zumal mit unter regnicht waren, verursachen dieses Hofgesicht bald, und man wird in seiner Untersuchung gewisser gehen, wenn man das Korn selbst erforschen wird.

Ausser diesen allgemeinen Anmerkungen sollten wir auch noch wissen, daß das Getreide so verschieden reif werde, so verschieden die Acker ihrer Art und Güte nach sind; daß eine frühere oder spätere Saat, eine frühere oder spätere Erndte fordere; daß die mannigfaltige Natur des Getreides selbst, diese oder jene haben wolle; und daß auch die Witterungen den gewöhnlichen Lauf der Getreidenatur aufhalten oder eilfertiger machen können. Hieraus folgt gar nicht, daß man

wie

mein Herr Landsmann in seinem Wirthschaftsbuche vorschreibt, nur beym abnehmenden Monde an die Erndte gedenken müsse. Und wenn er zehnmal verspricht, daß sich unser Korn, nach seiner ihm eignen Mundart zu reden, wohl erliegen, und gut dauern werde, so will ich doch jeden Wirth bitten, nicht in die Schule des Mondes zu gehen. Aber das folgt, daß wir, um Schaden zu verhüten, nicht wie wir gewohnt sind, unser Getreide in einem Striche niederlegen, durchaus beym Korn den Anfang machen, und ja nicht von ihm weggehen dürfen; sondern daß wir nothwendig immer dem reifsten zueilen, und insbesondere beurtheilen müssen, welches seiner Art nach, zuerst eingesammlet werden sollte. Die Gerste, der Hierse, und die Erbsen, verlangen schleunigere Hülfe, als der Weizen, und dieser sie eilfertiger als der Roggen und der Haber.

Man liegt auch darüber noch leider im Streite, ob die Sichel vor der Sense, oder diese vor jener den Vorzug habe. Das sollte so wenig geschehen, als in den Dorfschulen über dem alten und neuen A B C, und bey den geistlichen Herren, über dem System des Luthers oder des Tellers. Lange genug haben wir doch wohl Gelegenheit gehabt, den Schaden oder Nutzen eines jeden dieser Erndtegeräthe abzumessen, und wollen wir uns nicht damit entschuldigen, daß jedem Narren seine Weise gefällt, so kann ich es nicht einsehen, womit wir uns rechtfertigen werden, wenn uns dieser Krieg zum Vorwurf gemacht wird. Es ist wahr, daß ein guter Mäher mehr ausrichten kann, als wohl drey mittelmäßige Schnitter zu thun vermö-

gen, aber das ist nicht wahr, daß seine Sense größeren Schaden verursache, als die Sichel von diesen. Vielleicht haben die alle, die dieses behaupten, keine andere als unwissende, oder ungeschickte Hauer gesehen, die wohl gar stumpfe und übelgestellte Werkzeuge hatten, und ihre Sichelmeister waren etwan vor ihren Augen vorsichtig, oder das Korn war noch zähe, daß es nicht ausfallen konnte. Sie würden anders urtheilen, wenn sie Sachkundige sehen sollten, die mit allem erforderlichen Fleisse ihr Geschäfte verrichten, und sie würden sich wundern müssen, wenn sie gewahr würden, daß der Mäher so gar Getreide, das Wind und Regen niedergeworfen, und in einander verworren hat, mit unweit weniger Verlust der Körner hinlegen könne, als der sorgfältigste Schnitter thun wird. Aber nicht jeder, der die Sense in die Hand nimmt, wird diese Kunst verstehen, doch ist es gewiß, daß in der Folge, die Meister nicht so selten als jetzt, würden gefunden werden, wenn es in unserm Vaterlande den Wirthen gefiele, ihr Handwerk gemeinnütziger zu machen.

Es ist wohl eben meine Sache nicht, im Hauen Unterricht zu geben, ob ich auch schon in meiner Jugend den Spadon schlagen gelernt habe, und die Rose, den Gasserhauer und mehr Klopfstreiche, so gut, als die beste Lage aus dem Grunde wußte. Aber doch wollte ich sagen, daß mir einige Anmerkungen des Herrn Lisle, eines vortreflichen Fechtmeisters, sehr wohl gefallen, und daß ich schon wünsche, die Landwirthe möchten sich dieselbe zu Nutze machen. Ich will sie ihnen deswegen entdecken, und im übrigen meinen

Lehrer

Lehrer dafür sorgen lassen, daß er den Werth seiner Kunstgriffe darthue.

Die kleinste und gewöhnlichste unter seinen Erinnerungen, ist wohl die, wenn er verlangt, daß der Mäher den Wind zu gewinnen suchen müsse, so, daß er ihm auf die linke Hand zu gehe, wohin er auch sein Getreide legen sollte. Das weiß endlich der Anfänger, und die Noth wird es ihn bald lehren, wenn es ihm unbekannt ist. Eine andere scheint mir wichtiger zu seyn, denn ich weiß eine ganze Menge von denen, die sie gar nicht nöthig haben, und ich schmeichle mich daher, daß ich von dem Leser Vergebung erhalten werde, wenn ich sie mit den eignen Worten des Herrn Lisle herseße, wie sie uns Herr du Hamel erzählt hat. (Traité de la Culture des Terres. Tom. VI.)

„Die Stellung des Mähers, sagt er, ist ein Um„stand von so großer Wichtigkeit, daß ich mich für „glücklich achte, weil ich im Jahr 1754 mich beson„ders darum bekümmert, und sie wahrgenommen habe. „Wenn Graß und Haber gehauen wird, so geht der „Mäher also, daß seine Füsse, die sich einer um den „andern, bey jedem Hiebe mit der Sense bewegen, „zwo gleichlaufende Linien ausmachen. Hingegen im „Weizen muß der Mäher seinen Weg auf einer einzeln „Linie nehmen, so, daß sein rechter Fuß, der vorsteht, „bey jedem Hiebe mit der Sense vorwärts getrieben „wird, wie etwan die Stellung eines Fechters ist, „wenn er vorrückt.

„Die Nothwendigkeit dieser verschiedenen Stel„lung, erfuhr ich durch einen Zufall im Jahr 1754.

„der

„der mir fast ganz und gar meine Anstalten zu schanden „gemacht hätte. Ich nahm, meinen Weizen zu „hauen, Leute, von welchen ich alle Jahr Haber hauen „ließ. Ihrer waren an der Zahl sieben. Da sie den „dritten Tag arbeiteten, wurden sie krank: Ich nahm „an ihre Stelle drey andere zur Arbeit: allein der Er„folg war, daß ich am Ende der Woche, für zehn „kranke Menschen zu sorgen hatte. Ich besuchte sie, „und fragte nach, was ihnen fehlte. Manche dar„unter hatten ein Fieber, doch alle klagten über heftige „Schmerzen, unter ihren linken Ribben. Anfänglich „hielt ich es fast für das Seitenstechen, doch da ich es „genauer überdachte, und die Beschaffenheit der Ar„beit überlegte, mit der sie zu thun gehabt hatten, so „merkte ich wohl, daß ihre Krankheit von der übel an„gefangenen harten Arbeit herrühre, und daß sie sich „wehe gethan hätten, weil sie hauptsächlich auf der lin„ken Seite lagen.

„Den andern Tag, da ich mein Siechhaus be„suchte, fand ich, daß zween von ihnen wieder an ihre „Arbeit gegangen waren. Ich begab mich zu ihnen „hinaus, und sahe schon von weitem, daß ihre Stel„lung eben so war, als wenn sie Haber zu hauen hät„ten. Hiermit entdeckte ich so gleich die Ursache ihrer „Schmerzen. Die Sensen, womit sie damals arbei„teten, hatten die gewöhnliche Spiese, und waren „viel schwerer, als jene mit den großen weidenen Bü„geln. Ich nahm von ihnen eine in die Hand, stellte „mich, wie einer der da Haber haut, und wieß ihnen, „daß auf den Hacken der Sense eine viel größere Last „läge, wenn sie Weizen zu hauen hätten, als wenn

„es

„es nur Haber wäre: Daher wäre es in der von ihnen „erwählten Stellung, nicht möglich für sie, eine so ver„grösserte Last, ohne die beschwerliche Wendung des „Leibes, auf die linke Seite zu bringen. Alsdenn „stellte ich mich nach der Art eines Fechters, wie ich „gesehen hatte, daß die flandrische Mäher sich stellten; „Dabey zeigte ich ihnen, daß der Leib dadurch in einer „Stellung sich befande, die ihn vermögend machte, „seine größte Gewalt zu gebrauchen, wenn er durch die „Bewegung von der linken zu der rechten, die größte „Last zu heben hätte; und solchergestalt würde diese Last „ohne die Ribben auf beyden Seiten, gar zu sehr anzu„greifen, auf die Seite herum gebracht. Mein „Mann nahm seine Sense wieder, versuchte es nach „meiner Anweisung, wurde von der Richtigkeit derse„ben überzeugt, wieß es seinen übrigen Cameraden, „und sie haben seitdem ihre Arbeit allemal ganz gemäch„lich verrichtet. Die Umstände dieses Zufalls zu er„zählen, habe ich deswegen für gut befunden, weil ich „versichert bin, daß so gar die stärksten Leute, wenn „sie Weizen hauen, unter der Last dieser Arbeit ver„sinken würden, wenn sie so wie die, welche Haber „hauen, stehen müssen. „—

Und ich — ich habe es für nöthig erachtet, den Mann selbst reden zu lassen, weil er doch ein ausländischer Meister ist, der es nicht wissen kann, daß in Schlesien so viele noch nicht einmal die gehörige Stellung des Mähers verstehen. Ueberdem hoffe ich auch, daß man seinem Rathe eher Gehör geben wird, als wenn er von mir käme, denn der Prophet gilt ja im Vaterlande wenig. Noch habe ich auch einen andern

Grund,

Grund, warum ich dessen Gedanken von Wort zu Wort angeführt habe. Vielleicht wissen nicht alle Leser, was dieser Landwirth mit den Sensen haben will, die an statt der Hacken, oder Spiese, mit weidenen Bügeln versehen seyn sollen. Ich will es ihnen erklären, und dadurch eben meine Absicht zu erreichen suchen, noch eine Erinnerung des Herrn Lisle anzubringen, die mir gar nicht überflüßig zu seyn scheint.

Herr Lisle hatte einen verständigen Mäher, dem die Spiese an der Sense durchaus nicht gefielen. Er konnte es nicht leiden, daß sie ihm so oft das Stroh zerbrachen, oder eine ganze Menge Aehren ausrissen, viele kurze Pflanzen, die in den tiefen Furchen standen, gar nicht faßten, oder ihm sonst seine Arbeit hinderten, und schwerer machten. Um allen diesen Uebeln abzuhelfen, versuchte er, an statt der Spiese, Bügel einzuführen, und der Erfolg entsprach seiner Erfindung. Diese neue Einrichtung ist ohne Kunst. Der Bügel besteht aus zwo weidenen, oder andern grünen Ruthen, die in einem halben Zirkel auf dem Stiele, oder Ruthe der Sense sich befinden, wo gemeiniglich die Spiese angesetzt werden. Zu solchem Ende müssen in dem Stiele vier Löcher seyn, so, daß von einer Ruthe das eine Ende in das unterste Loch, und das andere in das dritte gesteckt wird. Die zweyte Ruthe kommt in das zweyte, und vierte Loch. Herr Lisle versichert mit großer Ernsthaftigkeit, daß dieser Kunstgriff die Arbeit um vieles erleichtere, und obendrein den Landwirth für allen Schaden sichere, den die Spiese verursachen. Ich wünsche, daß meine Leser hierbey

wenig-

wenigstens dieses denken mögen: Je nun es taugt ja nichts unversucht.

Ehe ich die Geschichte der Sense verlasse, muß ich noch etwas von ihren Vortheilen sagen, die mich bis jetzt noch immer genöthiget haben, ihr den Vorzug vor der Sichel zu geben. Der eine Vortheil ist in die Augen fallend, und ich werde wenig von ihm erzählen, da er überall eingestanden wird. Aber der andere wird selten bemerkt; ich kenne nicht viele Landwirthe, die auf ihn Acht hätten, und ihn genau untersuchen wollten.

Bekannt ist es und ausgemacht, daß uns die Sense grösseren Reichthum am Stroh verschaft, als es die Sichel thun kann. Ich habe mehr als einmal, einem guten Freunde zum Spaße vorgerechnet, daß ihm die Sense wenigstens hundert Schock Stroh gebracht haben würde, wenn ihm die Sichel neunzig gegeben hatte. Anfänglich hielt es schwer, ihn zu überzeugen, daß dieser Nutzen seinen eingebildeten Schaden überwiegen müsse, den er in den verworrenen Garben, und in dem Minus haben wollte, das gehauenes Getreide beym Ausdrusche gegen das geschnittene verursache. Aber er wurde doch endlich gewahr, daß er überall im Grunde bey den Körnern nichts verliehren könne, wenn er die Sichel abschaffe, da ihm die Sense mehrere Schocke geben müsse; und nun gefiel ihm das zehnte Theil des Strohes, das er zum Gewinnst erhielt, und er nahm Mäher in seine Dienste. Ich wette, jeder vernünftige Landwirth, der bis jetzt noch der Freund der Schnitter ist, wird es auch thun, wenn

er

er Verlust und Nutzen auf beyden Seiten, mit erforderlicher Sorgfalt schätzen will.

Zu diesem vernünftigen Endschluß wird ihn ein anderer Vortheil der Sense noch mehr bewegen sollen, der, wie schon gesagt, nicht immer wahrgenommen wird. Unstreitig wird der Stoppel des Mähers für das Vieh futterreicher, als es der Stoppel des Schnitters nicht seyn kann. Vielleicht haben es wenige bemerkt, woher es kommt, daß die Kühe an so vielen Orten, zu der Zeit die wenigste Milch geben, wenn sie auf den Wintersloppel kommen. Mir deucht, daß es deswegen geschieht, weil sie die langen Stoppeln in die Nase stechen, und sie abhalten, sich satt zu fressen. Ich habe diesen Umstand fast überall gefunden, wo das Wintergetreide geschnitten wird, und fast nirgend da wo es gehauen wurde. Nächstdem ist es auch in der Natur, und in der Erfahrung gegründet, daß das Gras, wo es tief abgenommen wird, wie bey dem Hauen geschieht, besser fortwächst, als da, wo es nur in den Spitzen, wie beym Schneiden, verletzt wird. Hier verwelkt es, läßt wohl gar seinen Saamen fallen, und ist, an statt zur Fütterung noch nützlich zu werden, dazu so wenig tauglich, als es in der Folge dem Landwirthe schädlich wird. Die Sense im Gegentheil verschaft in diesem Falle einen dreyfachen Nutzen: sie giebt dem Landwirthe eine ganze Menge Schaaffutter in seine Scheunen, sie befreyt ihn von der Furcht, daß das Unkraut auf dem Acker Saamen ausstreuen werde, und sie sorgt auf dem Felde für die Nahrung seines Viehes.

Ich

Ich fürchte es nicht, daß man nun noch dem Herrn von Justi glauben werde, der uns vorschreibt, daß die Sense nur auf den Sandländern, oder in mittelmäßigem Boden, aber niemals auf fettem Lande gebraucht werden solle. Nach meinem Wunsche sollte er das nicht gesagt haben, denn der Mann hat nun schon seiner Einsicht und seiner Erfahrung wegen, meine Liebe, und ich wundere mich darüber, daß er die Vortheile dieses Werkzeuges, die es doch überall giebt, verkennen kann. Doch große Leute fehlen auch, wie ich leider zuweilen an mir selbst gewahr werde, und an dem Herrn von Justi oft schon habe bemerken müssen.

Eben so wenig sollte ich vermuthen, wird man dem Herkomann Gehör geben, wenn er behaupten will, daß es uns gar nichts schaden, sondern nutzen werde, wenn wir unser niedergelegtes Getreide eine ganze Zeit auf dem Stoppel ruhen lassen, ehe wir es in Garben binden, und in Mandeln setzen. Ich weiß es wohl, daß uns insgemein das Gras vorgehalten wird, das doch abtrocknen soll, und uns obendrein versprochen wird, daß wir einen leichtern und reichlichern Ausdrusch haben würden, wenn der Thau und der Regen die Körner aufschwellen könne. Insbesondere behauptet man dieses vom Haber. Daher mag es wohl kommen, daß ein großer Theil der schlesischen Landwirthe, diese Art des Getreides, so gar durch viele Wochen rösten läßt, ehe er an sein einsammeln denken will. Aber mit Erlaubniß des Herrn Herkomanns, und mit Gunst aller seiner vielen Schüler! ich bin mit ihm so wenig, als mit ihnen einig, und ich hoffe es,

daß ich in diesem Streite gewinnen werde, da ich zwo Frauen, die Vernunft und Erfahrung, auf meiner Seite habe, gegen die sie doch galant seyn werden.

Vorausgesetzt also, daß der Landmann sein Getreide nicht eher, als nur denn abgeschnitten hat, wenn es reif war, so sehe ich nicht ein, warum es nun wieder von der Nässe des Thaues, und des Regens anziehen, und denn abermals trocknen soll. Das will er doch, wenn er das Einbinden so lange verzögert? Denn war seine Meinung, daß es in den Lagen vollkommen reif werden solle, und schnitte es deswegen noch grün ab, so handelte er schon anfänglich, wie ich eben erinnert habe, wider die Vorschrift der Natur, und die Grundregeln einer vernünftigen Wirthschaft. Er sündiget jetzt aufs neue, nun er es auf der Erde größerer Nässe aussetzt, als es auf dem Stengel befürchten durfte, und überdem die Austrocknung verhindert, da es weder die Sonne noch der Wind so bald und so gemeinnützig bearbeiten können, als sie auf dem Stocke gethan haben würden. Obendrein verrathen die Landwirthe, die so widersinnig gemächlich erndten wollen, eine unvergebliche Unwissenheit, in der Kenntniß des Nutzens oder Schadens, den ihnen ihr Getreideröſten zuzieht. Ich werde in der Folge von einer jeden einzelnen Art zu beweisen Gelegenheit haben, wie gewiß wir dadurch einen großen Theil zu Saamen, oder zu anderm Gebrauch untauglich machen. Hier will ich nur anmerken, daß wir durch diese Mode, überhaupt bey allen Gattungen des Strohes, und insbesondere beym Haberstroh viel Verlust leiden. Es

wird

wird unscheinlich, mit vielen Giften geschwängert, und so gewiß für das Vieh ungesund, als es zu Seilen oder Schoben meistentheils unbrauchbar ist, denn es ist noch mehrerer Gefahr ausgesetzt, als in Schöbern geschehen kann. Und wie elend die Körner gegen die aussehen, die reif, trocken und ungeröstet in unsere Scheunen gebracht werden, das sollten wir doch wohl wissen, da es so gar die Städter zum Behuf nehmen, wenn sie uns den Preiß verringern wollen. Ueberdem hat der Vortheil des leichtern Ausdrusches, insbesondere beym Haber, wenig zu bedeuten. Dieser hätte nur reif seyn sollen, wie wir ihn abgehauen haben, kein Korn wird in der Spreu bleiben, wenn wir ihm mit dem Flegel winken. Daß aber die letztere mit unter an der Rispe sitzen bleibt, das wird keinem Landwirthe verdrüßlich seyn, da sie sein Vieh so gut im Stroh genießen kann, als wenn sie ihm besonders gegeben wird.

Ich habe oft nachgedacht, warum die Landwirthe eben auf den Haber verfallen sind, ihn der Witterung, und allen übrigen Gefahren Preiß zu geben, da sie doch gegen keine andre Gattung des Getreides so hart und unempfindlich sind. Zwar hat es einige, die auch das Korn mit vieler Strenge behandeln, und es eine lange lange Zeit auf dem Felde stehen lassen. Aber diese sorgen doch wenigstens dafür, daß sie es bald in Mandeln aufstellen, ob es zwar auch unverantwortlich ist, es da noch dem Wetter und Vieh zum Raube zu lassen. Und vielleicht würden sie in allen die Weise der Haberröster nachahmen, wenn sie nicht die Bedürfnisse des Viehes nöthigten, das

Feld zu räumen, das nun die einige Hutweide geworden ist. Indessen würde ich sie doch noch eher als jene entschuldigen, denn das Korn trocknet seiner Art nach am leichtesten, und kann deshalb, wenn nun schon aus zweyen Uebeln eines gewählt werden müßte, am längsten in der Lage bleiben. Ueberdem ist auch bey seinem Aufbinden der Schade nicht zu befürchten, den das Aufrechen beym Haber verursacht. Schon dieses sollte die Landwirthe aufmerksam machen, denn wenn auch der Haber nicht so bald ausfällt, oder auswächst, oder seine Aehre abbricht, als beym Weizen, oder bey der Gerste geschieht, so wird doch der Röster jedesmal, und insbesondere, wenn abwechselnd Regen und Sonnenhitze waren, eine so große Menge Körner unter seinen Lagen finden, und der Rechen noch viele andere ausschlagen, daß es ihm, sollte ich denken, wehe thun müsse, einen so großen Verlust zu leiden. Obendrein muß er gar nicht an die Schlossen denken, die in seinen Röstewochen sehr leichte fallen können, und oft fallen, wie leider die Erfahrung mich selbst gelehrt hat. Es ist wahr, dem Preise nach, ist der Haber die geringste Gattung des Getreides, aber nicht seinem Nutzen nach, denn mir deucht, wir würden eher ohne Weizen wirthschaften können, wenn wir ja eine Sorte des Getreides missen sollten, als ohne Haber, und das in Absicht auf den Menschen, und auf das Vieh. Und doch ist, meinem Erachten nach, der geringe Werth, dem wir ihm ohne sein Verschulden, und mit unserm Schaden beylegen, die einige, oder wenigstens die größte Ursache, daß wir ihn der Pflege so hintenansetzen, wie wir es von Anfange an, schon

in der Zubereitung seines Landes, bis zu seinem letzten Gebrauch thun. Wie gesagt, er verdient dieses traurige Schicksal nicht, und der Landwirth sollte seine Vorzüge zuerst genauer untersuchen, ehe er ihn so hart wie der schlimmste Stiefvater, erziehen wollte.

Aber vielleicht sind wir zu der Zeit, wenn er aufgesammelt zu werden verlangt, der vielen und lästigen Arbeit schon müde, die uns das andere Getreide vor ihm auflegte. Es kann seyn, daß vielen dieser Umstand zur Mitursache wird, unsern Spätling zu verabsäumen, und bey denen etwan am ersten, die ihre Erndte mit großer Hitze anfiengen. Allein, wer sonst als der Landwirth ist Schuld, wenn ihm seine Mühe zu sauer wird? Warum nützt er nicht die Gelegenheiten, die ihm überall die Natur anbietet, seine Kosten leichter zu machen? Und warum vergißt er so oft muthwillig in seiner Haushaltung des nothwendigsten Geschäftes, der Ordnung? Ich habe schon oben bey der Bestellung des Landes gesagt, daß man klug handeln würde, wenn man von den Fuhrleuten lernen wollte, in den heissen Tagen des Viehes und der Menschen zu schonen. Nirgends ist es nöthiger, als in der Erndte. Man sehe nur auf die gewöhnliche Folgen, die die brennende Hitze in dieser Zeit verursachet. Die Menschen arbeiten und saufen sich krank, das Vieh nimmt zusehens ab, und ist matt, und unser Getreide fällt unter der Arbeit aus. Würde das geschehen, wenn wir mit den Spaniern des Mittags schliefen, und die Abend- und Frühstunden, oder auch zuweilen die Nacht zu unsern Geschäften bestimmten?

ten? So wenig mir auch sonst diese Nation ihrer Trägheit wegen gefällt, so lobe ich sie doch darinnen, und ich wünschte schon, daß wir ihnen, nur ihre andere Gemächlichkeit ausgenommen, in der Mittagsruhe nachfolgen möchten. Verbinden wir mit dieser neuen Mode eine vernünftige Anordnung, und Eintheilung der Arbeiter und ihrer Geschäfte, so würden wir einer jeden Gattung des Getreides, gewiß bequemer als bisher geschehen, die Sorgfalt und den Fleiß geben können, den sie fordern, und wir werden über dieses einem großen Verluste vorbeugen, der für Menschen und Vieh ausserdem unvermeidlich ist.

Ich darf hierbey einer Einwendung nicht vergessen, die mir meine Freunde gegen diesen Einfall oft gemacht haben, die mir immer spaßhaft vorgekommen ist. Der Arbeiten sind zu viele, sagten sie gemeiniglich, und der Arbeiter zu wenig, als daß wir die Mittagsstunden verschlafen sollten. Vielleicht würden wir es thun können, wenn wir die Mandel tausend Hände der Beurlaubten behielten, die uns bey leichten Arbeiten, und in müßigen Tagen zu Dienste stehen, und bey den nothwendigsten, zusammengehäuften, und schwersten Arbeiten entzogen werden — Närrisch genung, daß so viele Landwirthe noch nicht einsehen wollen, wie wenig vortheilhaft ihnen der Krieger bey der Erndte sey. So gut sich auch ein solcher Mann auf die Kunst versteht, das Feld zu räumen, so fehlt ihm doch noch zu seinem Ruhme die Wissenschaft, seine Kunst haushälterisch, und mit Nutzen des Eigenthümers ausüben zu können. Ich wenigstens — ich bin froh, daß ich seiner Hülfe entbehren soll. Sie

hat mir niemals gefallen, wenn ich sie in den Jahren von sieben und funfzig bis drey und sechzig, zuweilen erhalten hohe, oder meinen Nachbaren geben sahe; und sie gefällt mir jetzt noch nicht, wenn ich sie bey den Revüen geschäftig erblicke, ob sie gleich der Friede um vieles verfeinert hat.

Obendrein ist dieser geschickte Erndtenmeister, wie jeder große Künstler, eigensinnig. Wer darf ihn tadeln, oder ihm Vorschriften geben? Er ist keines andern Gehorsams gewohnt, als den ihm sein Befehlshaber abfordert, und den allein er mit großer Genauigkeit liefert. Aber kann ich mir einbilden, daß ein bloßer Landwirth so stolz seyn, und glauben könnte, daß er für den Kriegsmann ganz befehlshaberisch aussehen müsse? Ihm würde ja der Degen, oder wenn er auch den überflüßigen Hausrath hat, das Zeichen daran fehlen, das ihm nur ein bevollmächtigtes Ansehen geben kann. Seine Ordres müssen sich also jedesmal mit der Verbeugung anfangen: Wo sie belieben, meine Herren! und er darf schon nicht sauer sehen, wenn er ein ernsthaftes Nein! zur Antwort erhält. Wer hat aber in einer solchen Creuzschule, zu allen Zeiten die Mienen in seiner Gewalt, und wer weiß es denn nicht, daß der Eifer, wenn er zurückgehalten werden muß, sehr leicht in Weinen ausartet? Wie hübsch fürchterlicher aber ein greinender Commandeur lassen müsse, so ein drollichtes Original zur Tragaeomoedie möchte ich nicht seyn.

Viel lieber will ich nun schon bey meinen Gebürgsleuten bleiben, die mir der Himmel zum Ersatz, und zum Troste zu Hülfe schickt. Unter ihnen bin ich

doch immer noch der einige Herr, und ich kann es ungezweifelt erwarten, daß sie meine Vorschriften befolgen, und schlafen, und arbeiten werden, wenn ich es verlange. Ueberdem kommen die Leute ungebeten, und ich schätze es für eine Wohlthat, die Schlesien vor vielen Ländern besitzt, daß die Einwohner bey dringenden Geschäften sich untereinander die Hände reichen, und dadurch ihr Vaterland zu dem Range des bevölkersten Landes erheben können: so wie ich auch die christlichen Gesinnungen der Gebürgsherren mit vielem Danke erkenne, ob ich es auch verstehe, daß sie viel schweizerisch sind.

Also dächte ich, schlafen könnten wir doch wohl des Mittags, und ohne die Docters um Rath zu fragen, die ohnedem mit aller ihrer Kunst nicht wissen können, wie einem Erndtenarbeiter in der brennenden Hitze zu Muthe ist, wollte ich wohl unmaßgeblich vorschlagen, meine Bitte statt finden zu lassen. Nur wie gesagt, die Eintheilung der Arbeiter, und Ordnung ihrer Geschäfte darf nicht vergessen werden.

Diese wichtige Kleinigkeit ist es eben, die mich oft schon auf viele von meinen Landsleuten unwillig gemacht hat. Ob sie meinen Verdruß fürchten, das weiß ich nicht. Wahrscheinlich wohl nicht, denn ich habe ihn, wie ich mich besinne, noch niemals öffentlich zu erkennen gegeben. Aber gerecht ist er, und er sollte sie nöthigen, sich zu bessern, denn die ganze Welt sagt, daß es unverantwortlich sey, das reife Getreide, wie viele städtische Handwerker ihre Arbeiten zu behandeln, die sie oft so abwechselnd in die Hand nehmen,

men, daß sie in vielen Wochen auch nicht die kleinste zu Ende bringen. So ist der Fall bey einem von meinen Feldnachbarn, und ich weiß es gewiß, daß er es bey vielen andern Landwirthen ist. Mein Mann erndtet noch, wenn sein Nebenchrist bald wieder zugesäet hat, und doch ist er niemals müßig, so wie es auch der geschäftige Müßiggänger im Lustspiele nicht ist. Er arbeitet immer, und er hat zu seinen Arbeiten Leute genug, aber er vollendet keine, da er zu keiner die gehörigen Leute stellt, und eben so wenig die erforderlichen Geschäfte einzurichten weiß.

Aber Personalien soll ja auch Rabener nicht angebracht haben, und da ich weder Liskow, noch der Herr Schuppius der neuern Zeit bin, der in den Klotzen, den Leßingen, den Härdern, den Treschoen und Consorten, so oft spukt, und auch nicht einmal ein Prediger oder Küster bin, die dazu, wie man mir gesagt hat, bevollmächtiget seyn sollen, nun so will ich schon lieber ohne Urbild reden, und alles vorige gar nicht erzehlt haben, wornach sich doch also meine Leser hoffentlich richten werden.

Um auf etwas anders zu kommen, es ist eine böse Gewohnheit, daß man die Garben mit trocknen Seilen bindet. Ich habe häufig gesehen, daß daraus der Uebelstand gefolgt ist, daß die Seile zerrissen, drey und mehr neue, weil keine andere bey der Hand waren, von der Garbe selbst gemacht werden mußten, und darüber Zeit, und eine gute Portion Korn verlohren gieng. Mit den Kornseilen ist der Fall noch kläglicher, indem sie noch weniger haltbar sind. Ich will es des-

wegen den Landwirthen rathen, die Seile vor dem Stöcken, in der Mitte, wo sie geknüpft werden, ins Wasser zu tauchen, und ich hoffe, daß ich mir ein Bild für meinen Rath verdienen werde.

Diesen Lohn erwarte ich auch noch für einen andern, der wichtiger und allenfals werth ist, daß man mir in meine Gallerie, die zwo Tänzerinnen giebt, die Winkelmann aus den herkulanischen Alterthümern beschrieben hat. Was will man mit den jungen, oder andern schwachen, und unverständigen Menschenkindern haben, die den großen starken Bengeln, die sich auf den Wagen befinden, die Garben zureichen sollen, wenn wir die Mandeln aufladen lassen? Man sieht, wie viele sich dadurch Schaden thun, wie oft die Garben zerreissen werden, oder wieder vom Wagen herabfallen, oder eine ganze Menge Korn ausgeschlagen wird? Ich bitte künftig starke Leute, und zwar mit Gabeln anzustellen, und wenn der Nutzen meines Vorschlages eingesehen wird, wie das bald und durchaus geschehen muß, der zwo Tänzerinnen nicht zu vergessen, die ich bedingt habe.

Ich muß die Laune meiner Leser wahrzunehmen, und mein Cabinet bey dieser Gelegenheit voll zu machen suchen. Es soll mir also auf ein dutzend Rathschläge, so geheim ich sonst mit ihnen bin, nicht ankommen. Aber wie gesagt, für meine Mühe keine schlechtere Stücke als die obigen, allenfalls mögen sie aus Antwerpen seyn, wenn ja die italienischen zu theuer sind, nur keine schlesische, denn deren habe ich ich so schon zur Gnüge auf meinen Böden aufstellen müssen.

Hier

Hier ist der erstere Rath. Der pommerische Hungerharken, der fünf Ellen breit ist, und von einem Pferde gezogen wird, sollte ja bey uns eingeführet werden. Er faßt alle Nachreche, und man kann in kurzer Zeit ein großes Feld mit ihm überfahren. Unsere sogenannte Nachrechen, sind zum Theil auch zu ihrem Berufe dienlich, aber sie sind doch im Grunde zu schmal, die Arbeit mit ihnen ist zu langweilig, nimmt uns viel Leute weg, und bezahlt uns dadurch den Nutzen nicht, den sie verschaft. Ich habe von einem Landwirthe gehört, der seine Felder mit hölzernen Eggen überzieht, und alles Streukorn einsammlet. Der Mann ist auf der Spur, und ich ersuche seine Freunde, ihm zu sagen, daß er noch besser thun würde, wenn er sich das eigentliche Werkzeug anschaffen wollte. Wie es gebaut wird, kann er leicht erfahren, wenn er auch nicht nach seinem Geburtsort schreiben will, denn Gottlob! wir haben Pommern genug im Lande, die es sich noch ziemlich gefallen lassen, bey uns zu wohnen, und die uns schon aus neuer Landmannschaftsliebe sagen werden, wie wir einen Hungerharken machen sollen.

Ein anderer Rath ist nichts kleiner als ein vortreffliches Mäuserecept, und das ist nun nöthiger als der Stein der Weisen, der uns im Grunde zu gar nichts nutzen würde, wenn wir ihn alle hätten. Man nehme Erlenlaub zur Unterlage in die Bansen, in denen diese schädliche Thiere insgemein zu nisten pflegen. Sein bitterer Geschmack, und sein scharfer, ihnen widriger Geruch, verscheucht sie. Die Sache ist so gewiß werth, daß sie von verständigen Landwirthen ge-

nau untersucht wird, als ich, im vollem Vertrauen auf die Glaubwürdigkeit meines Lehrmeisters sagen kann: probatum est recipe! Ueberdem wäre auch ein neuer Ast der ländlichen Handlung erfunden, und ich freue mich im voraus, künftig mehrere Fuhrleute auf den Strassen zu sehen, als nun geschieht. Vielleicht bedürften wir auch gar in der Folge keiner Katzen, denen ich, ins Ohr gesagt, gram bin, da sie mir meine Frau verführt haben.

Drittens merke man aus dem Baricello, der uns in seinem Hortulo geniali versichert, daß die Alten seiner Zeit Farrenkraut zwischen die Alter gelegt haben. Dadurch erhielten sie ihr Getreide, und ihr Stroh für den Würmern, und für der Fäulniß sicher.

Endlich will ich auch noch sagen: daß die Landwirthe von Rechtswegen niemals feuchtes Getreide in die Scheuue bringen sollten. Der Schade ist offenbar, und ist groß, wenn sie nicht ihre Erndte zuvor mit Sorgfalt auf dem Felde zu trocknen suchen, und es wird unverantwortlich seyn, wenn sie ihn durch Unwissenheit, durch Nachläßigkeit oder Muthwillen sich selbst zuziehen. Indessen kann es doch geschehen, daß auch der aufmerksamste und fleißigste Wirth, wider diese große Regel zu handeln genöthiget wird. Wie viele mußten in den traurigen Jahren des Krieges, wider ihren Willen, und mit dem ärgerlichsten Verdrusse ihr Getreide unreif und naß in die Scheune führen. Auch wohl ein feindseliges Wetter kann uns in diesen kläglichen Fall setzen, wie jeder erfahrne Feldbesteller zugeben wird. Nun, und wenn denn unsere

Erndte

Erndte nicht anders, als feuchte in unsern Bansen gesammlet werden kann, was sollen wir thun, um ihren Untergang, und unsern Verlust zu verhüten? Man stelle nur denn, sagt der alte Herr von Hohberg, in der Mitte eines jeden Bansens, ein großes Bier oder Weinfaß, dem die Böden weggenommen sind, ziehe es, so wie das Alter höher wird, immer mit hinauf, und lasse es denn oben stehen. Auf diese Art hat jeder Bansen einen Rauch oder Dampffang; die Nässe wird durch den Zug ausdünsten, und daß Getreide trocken werden. Sind zumal die Garben nicht zufest auf einander geschichtet, man hat rundumher an den Seiten einen kleinen Raum zum Zuge gelassen, und es befinden sich oben in der Förste des Scheundaches, einige Luftlöcher, die, wie ordentliche Feuermäuren angelegt, inwendig auf die Kehl- oder Hahnbalken gesetzt, und oben wider den Staub und Regen, mit einem Bogen geschlossen sind, ist das alles, so wird man sich über den guten Erfolg dieses Rathes, gleichviel wundern und freuen müssen.

So viel ich weiß, war dieser Rath der vierte, und folglich sollte ich dem Leser noch achte geben, wenn ich ihm meinen Vorrath überlassen wollte. Aber ich habe von allen Bildern, auf die ich tausche, keines erhalten, und mein ganzes Waarenlager, auf Treu und Glauben in die Welt zu schicken, das erlauben die Gesetze des gegenwärtigen Weltcredits nicht. Ich bin treuherzig genug, daß ich auf gerathewohl ein Drittel verborge. Ich will also der Sicherheit wegen, meine übrige Geheimnisse zurückbehalten, bis unser Baratiren nicht mehr so einseitig aussehen wird.

Sechster Abschnitt.

Von den Geschäften beym Dreschen, und bey der Aufbewahrung des Getreides in den Magazinen.

Ein alter Einwohner bey mir, der sich immer rühmt, daß er allen christlichen Potentaten, auf allen menschenmögliche Art, zu Roß und zu Fuß, zu Wasser und zu Lande, gedient habe, dieser hat mich oft versichert, daß er niemals mit sich eins werden können, ob er dem Steigeriemen, oder der Ruthe, dem haselnen Stabe, oder dem Unterofficierstocke, der Knutte oder der Fuchtel, den Vorzug geben sollte. Ich habe sie alle versucht, sagt er zu mir, aber alle übelschmeckend, ungesund, und gar nicht bewährt befunden. Ubi rerum testimonia adsunt, quid opus est verbis? Das Publicum hat es also meinem Kriegsknechte zu danken, daß ich ihm keine lange gelehrte Untersuchung vorlege, welche unter den bekannten Drescharten den Rang behaupten könne. Ohne zu fürchten, daß man mir den Vorwurf machen werde: Omne simile claudicat, denn gewiß keines paßt genauer als meines, so will ich nur sagen, daß sie alle übelschmeckend, ungesund und gar nicht bewährt sind. Ich habe sie zwar nicht alle versucht, indessen traue ich immer in diesem Falle den Erfahrungen anderer, und kurzum mir gefällt weder der Flegel, wenn er auch ein gedrechselter wäre, noch das Thier, daß in vielen Ländern das Dreschamt hat. Ich wünschte also schon zum Besten der ganzen wirthschaftlichen Welt, allenfalls

auch

auch zu meinem eignen Nutzen, daß die großen Künstler, die uns die Dreschmaschinen erfinden wollen, in den nächsten Tagen mit ihren Arbeiten zu Ende kommen möchten. Ich weiß es gewiß, daß sehr viele Landwirthe mit mir gleichen Wunsch hegen, denn man darf eben nicht besonders aufmerksam auf die Geschichte des Dreschers seyn, um zu lernen, daß es ohnfehlbar unter die pia desideria gehöre, sich eine andere Manier auszubitten.

Ob nun aber, wenn wir ja dieses Glück erhalten sollten, dadurch allen Klagen würde abgeholfen werden, die wir jetzt über unsere Drescher führen, das — nun das würde die Zeit lehren. Vor der Hand haben sie freylich noch immer zu ihrem Behuf das uralte Sprüchwort: Daß man dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden dürfe. Aber böse ist es doch, daß sie ihre Schubsäcke, und die Schürzen ihren Weibern für das Maul halten, von dem im Texte die Rede ist, ob ich zwar nicht läugnen kann, daß sie sich hier so klug beweisen, als alle Schriftausleger, die ihr System in die Bibel bringen, wenn sie uns dieselbe erklären wollen. Diesem schriftmäßigen Uebel würde also wohl schwerlich abgeholfen werden können, denn unsere bisherige Drescher würden doch die Regenten der Maschine seyn müssen, immer noch ihren Titel beybehalten, und ihren alten Beruf gemäß, wie der frömmste Schneider auf Petersflecke denken. Aber vielleicht würden wir dem ohngeachtet mehr Korn erhalten; denn hoffentlich würde unser Kunstwerk reiner ausdreschen, und sich schon durch diesen beträchtlichen Nutzen bey uns beliebt machen können. Ueberdem muß es uns eine ganze Men-

ge Arbeiter ersparen, einen großen Theil unseres Volkes, von einer beschwerlichen Last, und von der Gefahr, durch den Staub des Getreides ungesund zu werden, befreyen — und nun sage ich nichts mehr zu seiner Empfehlung.

Schon zu Anfange dieses Jahrhundertes, wurde, wie in den berlinischen Miscellanen erzehlt wird, in Erzen, einem hannöverischen Amte, eine Dreschmaschine erfunden, vermittelst welcher in einem Tage drey Personen so viel Getreide ausdreschen konnten, als sonst achtzehn auf die alte Art mit Flegeln nicht zu thun vermochten. Man machte ihr aber den Vorwurf, daß sie das Stroh in bloße Würrgebunde verwandle, und dem Wirthe die Siede, die Seile, und die Schoben raube. Vielleicht war sie auch in ihrem innern Bau zu gekünstelt, zu kostbar, und zu wenig dauerhaft. Denn nach dem allgemeinen Verlangen, das überall alle Landwirthe nach ihr haben, sollte man vermuthen, daß sie längst schon an allen Orten wäre eingeführet worden. Herr Sturm ist in diesem Erfindungsfalle nicht glücklicher gewesen, als seine Vorgänger Die Mühle, die er uns in seiner vollständigen Mühlenbaukunst zu dieser Arbeit angiebt, muß entweder in der Untersuchung nicht Probe gehalten haben, oder nur für einige und wenige Landwirthe bequem seyn, weil ich sie nirgendwo als im Kupfer habe zu Gesicht bekommen können. Und wer weiß, wie es dem Herrn Dettmar ergehen wird, der uns neuerlich aus Braunschweig eine Dreschmaschine in den Leipziger Sammlungen, doch ohne ausführliche Beschreibung, und ohne Riß angeboten hat. In einer Minute soll sie mehr ausrichten können, als sonst vierzig

Dre-

Dreſcher. Wie groß iſt dieſe Zuſage, wie vortheilhaft für die Landwirthe, aber, aber, wie ſchwer zu halten.

Ich will durch dieſe Erzählung gar nicht andeuten, daß es mir unmöglich vorkomme, das ſo lang gewünſchte Werkzeug zu Stande zu bringen. Freylich iſt es ſonderbar, daß in den etlichen tauſend Jahren, die nun die Welt nach ſo vieler Meinung alt iſt, nicht ein einiger unter der großen Menge der Künſtler, die ſie gehabt hat, darauf hat verfallen können. Indeſſen will ich doch noch nicht mit manchem Zeloten glauben, daß uns der Himmel, weil er einſtens dem menſchlichen Geſchlechte drohte, daß es im Schweiß ſeines Angeſichtes ſein Brod eſſen ſollte, deswegen zu allen Zeiten dieſe gute Gabe verweigern werde. Ich wüßte nicht, warum eben die Dreſcher unter dieſem Fluche bleiben müßten, da alle andere Arbeiten in der Folge der Zeit, durch die Kunſt Erleichterungen erhalten haben. Ich will alſo gar nicht daran zweifeln, daß etwan jetzt, nun wir in den vorzüglich erleuchteten Zeiten ſind, oder doch in den künftigen Tagen, die vielleicht noch heller ſeyn werden, irgendwo ein großer Kopf unſern Wunſch erfüllen könne. Nur Schade, daß uns dieſe allerliebſte Hoffnung, durch die traurige Nachricht aus Meklenburg verſalzen wird, daß 1847 die Welt ihren Abſchied erhalten werde. Wird es doch kaum der Mühe lohnen, ſich die nagelneue Erfindung zu Nutze zu machen; und wenn etwan gar die Künſtler mit ihr ein Jahr vorher zu Stande kämen, ſo erhalten die Landwirthe nicht einmal Zeit, ſie Probe ſpielen zu laſſen.

Doch mein Nationalſtolz kann es nicht glauben, daß der Himmel in einer ſo wichtigen Sache, nur ei-

nen Meklenburger zu seinem Geheimenrath gewählt haben solle, da bey andern nicht viel kleineren Begebenheiten, in unserm Lande oft genug Propheten ihre Geschicklichkeit haben sehen lassen, und wir jetzt noch hin und wieder Männer von riesenmäßiger Einsicht haben, die in die Zukunft so gut, wie ein jeder anderer kleiner christlicher Zwerg in den Gukkasten sehen, und alles gewahr werden können. Gewiß sie würden uns schon lange diese große Neuigkeit erzählt haben, und noch gewisser, nicht einmal der Einsturz der ottomannischen Pforte kann so nahe seyn, so baufällig sie auch ist, da uns unsere eigne Weissager überall nichts davon melden wollen. Also bitte ich immer, wenn ja meine Bitte was vermag, jeden Meister bitte ich inständigst, sich keine Drohung von seinem Vorhaben abschrecken zu lassen, die seinem Nachruhm etwan ein kurzes Leben verkündiget; und allenfalls versichre ich ihn auf das Stillschweigen meiner prophetischen Landsleute, das vielbedeutend, und hier gewiß ein geltender Bürge ist, daß die Nachkommen unserer Urenkel ihm für seine Bemühung noch alles Gute anwünschen werden.

Unterdessen werden wir aber schon noch eine Weile, mit unsern Flegeln dreschen sollen, wo wir nicht etwan zur Abwechselung einmal die Mode der mittäglichen Länder annehmen, und es mit den Pferden oder mit den Ochsen versuchen wollen. Allein ich zweifle daran, daß diese Sitte unter uns Beyfall finden dürfte. Sie ist mit der Unbequemlichkeit verknüpft, wie uns die Reisebeschreiber erzählen, daß zwo auch drey Familien ohne Neid und ohne Zank den Ausdrusch gemeinschaftlich

lich besorgen, und wo würden wir da unsern christlichen Wahlspruch: Ein jeder für sich, und Gott für uns alle, wo würden wir diesen Herzenswunsch lassen, da wir ihm genau nachzukommen gewohnt sind? Inzwischen, gesetzt auch, daß wir des Spaßes wegen, uns in diesem Falle heidnisiren wollten, so werden wir doch einer guten Tenne eben sowohl nöthig haben, als wenn wir unsern alten besten Glauben beybehalten. Also erfordert unter allen Umständen die natürliche Ordnung, jetzt von diesen zu reden, wie ich wohl gleich anfänglich hätte thun können.

Manche Landwirthe behaupten, daß die hölzernen Tenne unweit besser wären, als die gewöhnlichen, die von Leim gemacht werden. Ich kann ihnen nicht beystimmen, denn unstreitig muß auf jenen ein größerer Theil der Körner verletzt werden, als auf diesen, ob ich zwar zugestehen muß, daß sie zum Dreschen bequemer, und allenfalls auch dauerhafter sind. Dafür sind sie auch kostbarer, und im Grunde erwogen, nicht für alle wirthschaftlich. Mein Rath wäre also dieser, daß wir vor der Hand noch bey den leimernen Tennen blieben, und in voller Hoffnung, daß meine Landsleute mit mir gleichen Sinn haben, will ich nur erzählen, welche Weise, sie zu verfertigen, nach der Aussage der Erfahrung die beste sey.

Man nimmt den derbsten Thon, oder die steifste Lette, die man nur haben kann, säubert sie von allen, auch den kleinsten Steinen, und mischt Kuh oder Ochsenkoth unter. Diese Materie wird auf dem Platze, den wir zum Lager der Tenne bestimmt ha-

ben, in einer zwölf bis achtzehn zollichten Tiefe so wagerecht als möglich zubereitet, und zwar am besten nach folgender Ordnung:

Zuerst weicht man seine Masse mit Wasser ein, läßt sie bald darauf, damit die Feuchtigkeit überall gleich ausgetheilt werde, Fuß bey Fuß einigemal durchtreten, und denn mit einer Peitsche gleich schlagen. Etwan einen Tag oder ein paar darauf, sprengt man sie mit Ochsenblut ein, überstreut sie mit feinem durchgesiebten Hammerschlage, klopft sie am andern Tage mit ordentlichen Flegeln Schlag bey Schlag, und fährt mit dieser Methode des Einsprengens, des Ueberstreuens und Dreschens, von vier und zwanzig zu vier und zwanzig Stunden so lange fort, bis alles steinhart ist, und man nirgend einen Hügel oder Ritz siehet. Tennen von dieser Art dauren, funfzig und mehrere Jahre, wenn sie zumal in der Erndte in Acht genommen werden, daß die Wagenräder nicht einschneiden, oder die Pferde mit den Hufeisen Löcher machen können.

Es ist böse, daß so viele Landwirthe der jetzigen Zeit, um eine gute Tenne so wenig besorgt sind. Die Alten waren mehr bekümmert um sie, insbesondere die Römer, wie uns Varro, Cato und Columella versichern. Sie suchten mit vieler Mühe und mit großen Kosten, auch an den entferntesten Orten, reinen und zu ihrer Absicht tauglichen Thon auf, wenn sie ihn in der Nähe nicht finden konnten, weichten ihn mit ungesalznen Oelhefen ein, mengten etwas Spreu unter, und rammelten alles so lange und fest, daß die Tenne zuletzt

hart

hart wie Eisen wurde. Gleich vorsichtig waren sie in ihrer Unterhaltung, ob ihnen auch ihr Fleiß um ein beträchtliches theurer zu stehen kam, da sie dieselben meistentheils auf dem freyen Felde hatten. Um so sträflicher ist es, daß wir bey weniger Mühe noch saumselig sind, und selten an die Ausbesserung unserer Tennen denken, oder wenigstens ihre Beschädigung verhüten wollen, wenn wir es auch ohne Kosten, und mit aller Bequemlichkeit thun können. Wir sollten uns schämen, wenn wir zu faul sind, die vielen Gruben auszustopfen, die uns gewiß eine ganze Menge Körner rauben, oder wenn wir höchstens bey der Einfuhr des Getreides, ein Gebund Stroh unterbreiten, wenn es uns ja noch einfällt, den Beschädigungen, die der Wagen oder das Zugvieh verursacht, vorzubeugen, da es nur auf den kleinen Aufwand und die leichte Mühe ankommen würde, unsere Tennen mit Bretern zu decken, wenn wir sie wider alle Gefahr sichern wollen.

In der Arbeit selbst, um deren willen die Tennen verfertiget werden, Unterricht zu geben, habe ich jetzt so wenig Lust, als vor einiger Zeit im Hauen. Wer also ja in der Dreschkunst, und in allen und jeden Regeln, Bedenklichkeiten und Handgriffen Meister werden will, lese nur in den ökonomischen Nachrichten (B. 5. S. 455 - 526. und S. 544 - 561.) das Sendschreiben eines Freundes an einen neuangehenden Landwirth, Bemerkungen über das Dreschen betreffend, es wird nicht fehlen, er wird bey jedem, auch dem schärfsten Examen wohl bestehen, wenn er dieses System mit Fleiß studirt hat. Inzwischen will ich doch das

eine sagen: daß die Weise, vier Dreſcher auf eine Tenne anzuſtellen, der ganzen Abſicht ihrer Arbeit angemeſſener, und für den Wirth unweit vortheilhafter ſey, als die gewöhnliche Mode, nur drey zu beordern. Man darf nur beyde aufmerkſam gegen einander halten, man wird zugeſtehen müſſen, daß acht Dreſcher auf zwo Tennen, ein eben ſo großes Tagwerk, und mit beſſerem Erfolge ausrichten, als auf drey Tennen nicht neune thun werden.

Ferner will ich auch dem Landwirthe rathen, mit dem Ausdruſche nicht ſo bald den Anfang zu machen, als er ſein Getreide eingebracht hat. Auch das trockneſte, wenn es einige Tage in den Banſen gelegen hat, wird ſich erwärmen und ſchwitzen. Geſchieht das, ſo wird das Stroh feuchte, das Korn zähe, und das Dreſchen ſchwer, und ſchädlich. In dieſer Schwitzzeit ſollten wir es alſo ſo wenig ſtöhren, als es klug gethan iſt, die galanten Kranken aus ihrem Schweißkaſten zu locken. Lieber ſorge man, wie ſchon erinnert, für Dampfmauren, die die Ausdünſtung in kurzer Zeit abziehen werden. Ueberhaupt iſt es niemals gut, das Getreide in einem feuchten Zuſtande zu dreſchen, es ſey nun, daß er von einer natürlichen Erhitzung, oder von dem naſſen Wetter herrührt. Ein großer Theil der Körner bleibt faſt in der Aehre, ein anderer wird durch den Flegel verletzt, und der beträchtlichſte Schade zeigt ſich noch obendrein in der Folge. Herr Mortimer ſagt: Weizen, wenn er vor dem März, und Roggen und Gerſte, wenn ſie vor Lichtmeſſen gedroſchen würden, ließen ſich nicht lange

auf-

aufbehalten, wenn sie auch nachher noch so trocken verwahrt würden. Herr Lisle behauptet so gar, wie er versichert, aus vielfältiger Erfahrung, daß der Weize, wenn wir ihn in seiner Schwitzzeit, oder bey feuchten Wetter dreschen, wenig Mehl und viel Kleien gebe, und in den Säcken bald schimmlicht würde, gesetzt auch, daß das nachfolgende Wetter das trockneste wäre. Aber bey heiterer Witterung gedroschen, hält er sich überall gut, auf dem Boden, und in der Mühle. Ich sollte meynen, daß diese Lehre von den Proviantmeistern ungemein genutzt werden könnte.

Ueber die Drescher klagen die meisten Landwirthe, und ich, da ich bey diesem Tutti auf meiner Stimme keine Pause finde, ich klage mit ihnen. Es ist wahr, die Lohn- und die Verdingdrescher, sie haben meistentheils einen Sinn, nämlich auf Unkosten des Eigenthümers ihre Arbeit so schlaudricht zu verrichten, als es sich nur thun läßt, und doch dabey ihrem Eigennutze Gnüge zu leisten. Indessen sind wir auch oft Schuld daran. Oft durch Saumseligkeit, wenn wir sie ohne Aufsicht und Untersuchung dreschen lassen, oft dadurch, wenn wir ihnen zu große Tagewerke aufgeben, oder sie, wie so eben erinnert wurde, zu unrechter Zeit ansetzen. Verhüteten wir diese Vorwürfe, so würden wir zum Theil schon dadurch unserm Schaden vorbeugen, und vielleicht den andern vermeiden können, wenn wir überall unsere Augen wachsamer aufhielten, als wir vielleicht einer kleinen Anwandlung zur Bequemlichkeit wegen, zu thun gewohnt sind. Im Ernste, wir sollten der Pflicht, die uns der Name Wirth auflegt, mit mehrerer Genauigkeit nachkommen, als gemeiniglich

niglich geschieht, denn wenn es auch nicht in calculo richtig wäre, daß, wie Herr Andreas Berch in den schwedischen Abhandlungen mit fester Zuverläßigkeit versichern will, beym Roggen, von jedem hundert Körner, wenigstens neun und dreyßig verlohren würden, und daß bey dem Weizen, der Gerste, und dem andern Getreide der Schade nicht viel kleiner sey, so ist doch leider gewiß, daß unser Getreide, bey allen und jeden Geschäften, die es fordert, um vieles in der Summe verringert werde, und in den Scheunen am meisten.

Also weiß ich nicht, ob ich allen Beschwerden Glauben beymessen soll, die insbesondere über die Hofdrescher geführt werden. Freylich sind die Leute, die ihr Leben an den Höfen zubringen, eher böse, als die andern, die sich in der gemeinen Welt befinden, aber doch nur denn, wenn die Herren böse sind. A Bove majori discit arare minor, würde ich mit den Alten sagen, wenn ihr Ton nicht für unser verfeinertes Geschlecht zu rauh wäre. Aber wahr ist er bey alle dem sehr oft.

Warum ich so ungebeten der Vertheidiger dieser Leute bin, wird mir zu keinem Vorwurfe gemacht werden können, wenn man aufmerksam auf den Vorschlag seyn wird, den ich nun thun will. Der Titel Hofdrescher ist kein bloßer Ehrenname, wie er es bey vielen andern ist, die mit ihm gleichen Vorlaut haben. Ich beklage deswegen den Hofjunker, den Hofprediger, den Hofrath, sie respective alle, bis zu den Hofkammmacher, und Hofbürstenbinder, beklage ich, wenn sie ihrem

Titel

Titel gemäß keine Verrichtungen haben, und wohl gar durch die ganze Zeit ihres Lebens den Hof nicht zu sehen bekommen, zu dem sie doch gehören wollen. Besser, besser, immer vornehmer, wenn man von dem Manne sagen darf: nomen et omen habet, als wenn man ihn den Bischöffen vergleichen muß, die ihren Sitz und ihre Renten in partibus infidelium haben. Man betrachte nun in diesem Gesichtspuncte meine Hofdrescher, wie groß wird uns ihre Würde, und wie glücklich ihr Schicksal vorkommen sollen. Immer am Hofe, allenfalls bey Tage und bey Nacht bey Hofe, und zu allen Zeiten dem Range und seinem Amte gemäß am Hofe, nun wenn uns diese Vorzüge nicht nach diesem Titel lüstern machen können, so haben wir eben nicht Ursache, auf unsere Ehrbegierde stolz zu thun. Ich wundere mich also, daß die Herren, die mit so vielem Eifer, und allenfalls für theures baares Geld, um eine Hofwürde sich bewerben, die ihnen am Ende nicht einmal so viel als dem Schlittenpferde die Schelle hilft, warum sie nicht lieber die wahre und kernhafte bey unsern Landhöfen suchen, da sie dieselben wohlfeil und ohne Mühe erhalten können. Sollte es ihnen ja um den Zusatz zu thun seyn, königliche Hofmänner zu heissen, nun so hat der Fürst Vorwerke genug im Lande, an denen sie ihren Ehrgeiz befriedigen, und die sie berechtigen werden, sich ihres Titels im Ernste und mit der That rühmen zu dürfen. Ich wollte dieß insbesondere allen denen, unter den Sachwaltern, angerathen haben, die es sich so sauer werden lassen, unter uns als vortrefliche Zungendrescher zu glänzen. Hof- und Zungendrescher wäre kein unebner

Titel, und vielleicht würde mancher vornehme Landwirth seinen Rechtsfreund gerne damit beehren. Ueberdem könnte wohl auch gar durch sie allen Klagen abgeholfen werden, die die wirthschaftliche Welt über die bisherige Verwaltung des Hofdrescheramts führet. Leute, die mit der Zunge dreschen, würden doch wohl kein Korn verletzen, wie ein Flegel thut, und rein aus würden sie unser Getreide auch dreschen, da sie es bey den Beuteln ihrer Clienten zu thun gewohnt sind.

Ich bitte meine Leser dieser alltäglichen Episode wegen um Vergebung. Sie ist mir doch saurer geworden, als sie ihm werden kann, da er das Recht hat, sie zu überschlagen; denn

Omne supervacuum pleno de pectore manat,

und wenn nun doch die Intermezzos, unserer Schriftsteller, und meine eigne Einschiebsel getadelt werden sollten, so wüßte ich nicht, wer künftighin dem Publicum zur Ehre, und zum Besten des Verlegers schreiben könnte.

Ohne also mit einer Zeile meinen Faden wieder aufzunehmen, will ich nach der Weise des Herrn Baniere sagen, daß ich schon bey der Besäung der Felder erinnert habe, wie nothwendig die Vorsorge sey, reifen Saamen in die Scheune zu bringen. Daß er von allem andern Getreide abgesondert liegen müsse, versteht sich von selbst, und bey seinem Ausdrusche ist die Sache die nämliche. Nirgendwo ist die Vorsicht dringender als hier, denn allenfalls können wir bey dem Dreschgeschäfte die Fehler noch verbessern, die bey der Erndte gemacht wurden, aber sie nachher ergänzen

wollen,

wollen, würde immer zu spät seyn, wenn wir es nicht auf Unkosten unseres Beutels zu thun gesonnen sind. Der Landwirth muß daher wohl zusehen, daß ihm seine Drescher reifen und reinen Saamen liefern, und ja alle Pflichten und Vortheile des Wurfens, Siebens, und Eegens in Acht nehmen lassen, um daß er zu seinem Ziel komme. Doch das letztere sollte er überhaupt bey allem Dreschen thun lassen, denn die Reinigung seines Getreides ist ihm überall so nothwendig anzurathen, als die Sortirung unter guten und schlechten Körnern. Mischt er aus Saumseligkeit alles unter einander, so hat er weder gut Korn zu Saamen, noch zum Verkauf, und er thut sich überall Schaden. Der Käufer wird ihm den Preiß verringern, und der Acker das schlechte Saatkorn vorwerfen, da er ausserdem, wenn er klug handeln, und alles seinem Berufe gemäß ausrichten wird, überall im Kleinen und im Großen seines Vortheils gewiß seyn kann. Für dem Haufen der geringen Körner, der ihm durch diese Wirthschaft überbleibt, darf ihm gar nicht bange werden. Er hat eine Menge Vieh, deren Unterhalt besorgt werden muß, und das elendeste Schmachtkorn, wird in seiner eignen Haushaltung nutzbarer angewendet werden können, als wenn er es zum Verkauf ausstellt, oder gar aussäen will. Doch auch in seinem Verbrauch wird Ueberlegung erfordert.

Ein paar kleine Anmerkungen, die ich dem Herrn von Eckhardt entlehne, werden ihn davon am Besten überzeugen können? Was soll der Landwirth mit dem Saamen des Unkrautes machen? und was mit dem Staube, den er bey jedem Ausdrusch, und bey jeder

Reini-

Reinigung seines Getreides in verdrüßlichsten Ueberflusse erhält? Ich will es ihm nicht rathen, daß er mit dieser Zugabe, auf dem Hofe sein Vieh füttern will. Er darf nur z. E. den Hünnern zusehen, wenn er ihnen solche Mahlzeiten vorsetzt, er wird es bejammern, daß er sie zu Gästen erbethen hat. Sie werden die wenigen Getreidekörner aussuchen, das viele Unkraut liegen lassen, und nun wird er sich im voraus sagen müssen, daß er im künftigen Jahre eine reichliche Erndte von ihm haben werde, da er Gelegenheit genug hat, es vermittelst des Mistes auf das Feld zu bringen.

Lieber folge er dem Herrn von Eckhardt, dessen Rath das Siegel der Erfahrung an der Stirne trägt, und bey dem er sich wohl befinden wird. Er sammle also allen Unkrautsaamen bey jeder Reinigung des Getreides, und sehe wohl zu, daß er ihm weder zu Futter braucht, noch dem Hofe oder dem Schütteboden nahe bringt, wo er ausfallen, und in der Folge Schaden thun kann. Hat er ihn beysammen, so darf er ihn nur mit dem sechsten Theil Gerstenmalz mischen, auf der Mühle klein schroten, und daraus Brandtewein brennen lassen, der so stark wird, daß er nicht getrunken werden kann, dem aber die Laboranten und Lackirer mit Lust und theurer kauffen werden, als den besten und kräftigsten Weitzen- oder Korn-Brandtewein. Den Staub darf er eben so wenig, der alten Gewohnheit wegen, auf den Mist werfen. Er nehme nur zum Spaß ein Vergrösserungsglaß, wie wird er sich wundern, wenn er ihn voll von Unkrautsaamen antreffen wird. Sollte er nun noch die Millionen balsamischer,

sulphurischer, und ölichter Partikelchen sehen können, die sich in dem Staube befinden, und die der Herr von Eckhardt alle gesehen hat, so würde er um desto williger diesem alten Lehrer Gehör geben, der es durchaus verlangt, daß wir allen aufgesammleten Staub, auf eine tiefliegende Wiese, in gleicher Dicke ausstreuen sollen, und der uns auf seine Ehre verspricht, daß wir alsdenn anstatt des moosichten sauren Grases, den schönsten Blumenklee erndten werden.

Ich würde gar zu Professermäßig handeln, wenn ich alle Kleinigkeiten erzählen wollte. Ich sage deswegen nichts von der Spreu, der Ueberkehr, den verschiedenen Sortirungen des Strohes, und von ihrem Gebrauch. Jeder Landwirth, allenfalls ein Anfänger weiß sie, und für diese schreibe ich eben nicht, da sie mein Landsmann in seiner nützlichen Anweisung zur Haushaltungskunst auf dem Lande mit allen Regeln und Handgriffen, in Ansehung der Kleinigkeiten, reichlich versorgt hat. Aber das kann ich doch nicht unerinnert lassen, weil ich wohl alte und erfahrne Landwirthe darinnen Fehler machen gesehen habe, daß man allen Diebstählen in den Scheunen, sorgfältig vorbeugen müßte. Der größte und meiste wird freylich von den Dreschern ausgeübt, wider diesen ist aber schon oben Rath gegeben worden. Ein anderer, den insgemein die Pferdeknechte und ihre Jungen begehen, ist nicht viel kleiner, und um desto gefährlicher, da er unter dem guten Scheine vorgenommen wird, daß er zum Besten des Viehes geschieht. Indessen ungerechnet, daß das Garbenfüttern, oder erst gedroschenes Getreide, keinem Vieh gesund ist, wie uns leider in jedem Jahre

die Erfahrung lehren sollte; so ist ja gewiß, daß mancher Knecht, und mancher Junge, nur deswegen auf unsern Scheunvorrath so lüstern ist, damit sie um desto gemächlicher, das Futter verkaufen können, das eigentlich für unsere Thiere bestimmt ist. Ich weiß zwar Landwirthe, die sich aus diesen Scheunmausereyen nicht viel machen, aber mir deucht doch, daß sie gewissenhafter, und mehr haushälterisch denken sollten, und ich rathe überhaupt jedem an, die genauste Aufmerksamkeit auf seine Scheunen und Ställe zu zeigen. Hauptsächlich wird es in diesem Falle vortheilhaft seyn, wenn wir besondere Behältnisse für unser Stroh, für die Spreu und Ueberkehre haben, die von den Scheunen entfernt stehen; denn unter dem Titel des Strohholens werden nach allen Erklärungen des neunten Gebots, die mein Beichtvater, ein praver Landwirth, giebt, eine ganze Menge Garben, oder ungeworfstes Getreide, mit dem besten Scheine des Rechtens an sich gezogen. Ausserdem werden wir aber auch, allen listigen nächtlichen Eingängen vorbeugen sollen. Die gewaltsamen müssen sich so bald verrathen, und sind wir so klug wie die Nürnberger, so werden wir sie, so bald wir den Dieb haben, zu bestrafen wissen.

Noch ein Wort vom Reinmachen unseres Getreides, weil es mir so eben einfällt, und es doch unrecht seyn würde, wenn ich eines Werkzeugs vergessen wollte, das uns in diesem nothwendigen Geschäfte so große Dienste leistet. So viel ich weiß, sind die Holländer die ersten Erfinder der Windfege. Dadurch erhalten sie in meinen Augen, mehr Ruhm als die Franzosen von allen ihren Moden. Nur Schade! daß wir diese

lieber

lieber als jene annehmen. Billig sollte jeder Landwirth, in seiner Haushaltung eine Windfege haben, und ich kann es nicht begreiffen, woher es kommt, daß so viele, weder durch die Vorsorge der Obrigkeiten, noch durch ihren eignen Nutzen gereizt werden können, ein Kunstwerk anzuschaffen, das ihnen so unentbehrlich ist. Vielleicht würden diese Eigensinne auch nicht einmal die Maschine haben wollen, die Swen Lianqvist, wie die schwedischen Abhandlungen sagen, erfunden hat, ob sie ihnen auch die Spreu, das Unkraut, und alles Afterkorn viel geschwinder und bequemer von dem guten Korne absondert, als es durch das gewöhnliche Wurfen, und die gemeinen Fegen, nicht geschehen kann. Vielleicht würden sie dieselbe, ohne sie gesehen zu haben, für die Schwinge oder Kornwanne mit Flügeln halten, über die sich Mortimer, als die schlimmste Methode, und gewiß mit Rechte beschwert. Ueberzeugte sie der Augenschein, daß sie sich in ihrem Urtheil betrogen hätten, so würden sie es, wie im Punkte der Windfege machen, sie ansehen, und ohne einen einigen Grund bey der alten mühsamen und schlechtern Weise bleiben.

Wie gesagt, die Windfege ist für den Landwirth, der auf die gehörige Säuberung des Getreides denken will, ein unentbehrliches Hausgeräthe. Mit allem Wurfen, Sieben und Reinmachen auf unsern gemeinen Fegen, werden wir nicht mit so gutem Erfolge zum Ziel kommen, als vermittelst jener, wenn sie rechter Art ist: Aber nicht genug, daß uns ihre Verdienste bewogen haben, sie anzuschaffen; wir müssen sie auch mit allem Fleiße zu nutzen suchen. Ich weiß daher

nicht

nicht, ob ich lachen, oder mich ärgern soll, wenn ich an verschiedenen Orten dieses nützliche Werkzeug in einem Jahre wie in dem andern unter den übrigen Seltenheiten aufgestellt finde, die nicht zum Gebrauch, sondern zum Anschauen bestimmt sind. Das zwar, daß es unter den Bibliothekensammlern sehr viele hat, die eben nicht des Lesens wegen alle die schönen nützlichen Bücher gekauft haben, die sie besitzen, aber doch werden sie von denen Gebrauch zu machen suchen, die nothwendig zu ihrem Handwerk gehören, und darinnen sollten meine Landwirthe ihnen nachfolgen. Diese Pflicht ist um desto dringender, ihre Beobachtung um desto nützlicher, um desto nöthiger es dem Landwirthe ist, einen großen Theil seines Ausdrusches eine ganze Zeitlang aufzubewahren, und um desto weniger es ohne Windfege, leicht und ohne Gefahr geschehen kann. Man hat schon den größten Theil der Geschäfte, die uns unsere gewöhnliche Schüttboden abfordern, entrichtet, wenn man das Getreide, das sie aufnehmen sollen, zuvor von allem Staube, Zusatze, und kranken Korne befreyt, denn diese nur verursachen uns die häufige, und oft vergebliche Mühe, die wir anwenden müssen, wenn wir unsern Vorrath dem Verderben entreissen wollen. Wie lieb sollte uns deswegen die Windfege werden! Gewiß ohne ihre Hülfe sollten wir nicht eine Metze Korn auf den Schüttboden tragen. Vielleicht wird die Folge meiner Bemerkungen, da ich nun von den Magazinen, und ihren Absichten reden will, dieses alles noch klärer machen, und vielleicht gar manchen zur erforderlichen Achtung, gegen ein Werkzeug

bringen,

bringen, dessen Vorzüge so viele noch nicht kennen, oder nicht kennen wollen.

Siebenter Abschnitt.

Von der Aufbewahrung des Getreides.

Alle Landwirthe haben ein Getreidemagazin, oder wenigstens ein paar gute Schüttboden nöthig, auf denen sie allenfalls für einen ganzen Ausdrusch Raum haben, die ausgenommen, die immer frisch von der Faust weg, aus der Scheune zu Markte fahren, und deren freywillige oder gezwungene Freygebigkeit, es gar nicht gestatten kann, für sich selbst zu sorgen. Die andern werden wohl thun, wenn sie nach der Sprache der alten Väter eine Fepung im Stadel, die andere auf dem Kasten, und die dritte im Beutel zu haben suchen. Sollte der vertheidigte Kornjude des Herrn Philippi künftig zu vollen Ehren kommen, und kann der Wirth die kleinen Hindernisse auf die Seite werfen, daß er einige Jahre ohne Verkauf seiner Früchte allen seinen Bedürfnissen abhilft, so wird er freylich klug handeln, wenn er auf große weite Behältnisse denkt, auf denen er allenfalls ein halbes dutzend Erndten zum guten Anfange aufbewahren kann. In diesem Falle wollte ich ihn bitten, des Herrn du Hamel Traité de la Conservation des Grains &c. fein oft zu Rathe zu ziehen, und alles hübsch nach der Anweisung dieses Meisters auszuführen.

Ernsthaft die Sache erwogen, der Gedanke ist so unrecht nicht, wenn Herr Philippi behauptet, ein

hoher Getreidepreiß ist für das ganze Land zuträglicher, als ein niedriger. Offenbar fällt mit dem Landwirthe der übrige Theil der Einwohner. Der eine früher, der andere später, am Ende doch jeder. Mit ihm aber stehen sie alle. Und würde in einem Staate für die, welche vom bestimmten Gehalte leben, und für die Armen gesorgt, daß sie aus den Magazinen des Fürsten, um einen mäßigen Preiß Brodt erhielten, welches ohne dessen Schaden geschehen könnte, so will ich nicht zweifeln, das es um den Herrn, und um das Land gut stehen würde. Wenigstens hätten wir besser und weisser Brodt. Denn es ist bekannt, daß das Getreide, je länger es aufbehalten wird, je mehr und je lichter Mehl giebt. Indessen will ich doch noch nicht mit dem Kanzler von Ludwig glauben, daß es eine Christenpflicht sey, den Himmel im Kirchengebete um theure Zeit anzurufen. Aber wahr ist es, die wohlfeilen Zeiten sind für die heutige Welt, die täglich Geld und viel Geld nöthig hat, die schädlichsten. Sind sie gar für den einen Theil theuer, und den andern wohlfeil, so sind sie, so wunderlich auch das klingt, beyden tödtlich.

So ist die Sache jetzt. Alles was der Landwirth verkauft, hat einen geringen Werth, aber nicht das, was er bedarf. Da kaum, wenn er für sein Korn zwey Floren erhält, wird er jetzt ein Gut mit sechse von hundert nutzen können. Wie will er also bey einem Preise von zwanzig Groschen oder etwas darüber zurechte kommen, da er überall keinen andern Verkäufer der Waare, die er nöthig hat, finden kann, der nicht

stens achte vom Hundert Wucher fordert. Wie lange wird die Ungleichheit dauren können, ohne den Ruin des größten, nothwendigsten, und nützlichsten Theils des Landes nach sich zu ziehen? Und sollte nicht mit ihm der andere noch übrige sterben, da er ohne ihn nicht leben kann? Ich bin zu wenig Kameralist, als daß ich alles überall in seiner inwendigen Seite erforschen könnte. Aber das sehe ich auf der Oberfläche, daß der gegenwärtige niedere Getreidepreiß, gar keine gute Folgen haben könne. Tempus daturus, sagte in bedenklichen Fällen einer meiner Grosväter, der lange und viel Jahre in Padua studirt hatte.

Aber wer sonst als der Landwirth ist Schuld, wenn er seine Früchte um einen wohlfeilen Preiß hinschleudert? Sollten ihn seine Abgaben, die er bestreiten muß, nöthigen, diesen schädlichen Handel zu treiben? der städtische Handwerker hat sie auch. Doch läßt er sich vor der Hand nicht zwingen, den Preiß seiner Waaren herunter zu setzen. Man muß sie noch wie sonst, bey ihm selbst abholen, eine lange Zeit warten, bis es dem geselschaftlichen Künstler gefällt, sie zu verfertigen, und sie am Ende bald und theuer bezahlen, wenn sie noch so schlecht ist. Ich möchte wissen, wie das aussehen würde, wenn etwan nur durch ein einziges Jahr die Landwirthe sich vereinten, das Spiel umzukehren. Billig sollten sie wohl; denn es ist unrecht, daß die Reihe niemals an sie kommt, die bequeme und lustige Rolle zu machen. Ich gestehe es, ich bewundere oft die Geduld der Landleute, die den

Spott, und die ärgerlichen Unarten ihrer Käufer mit kaltem Blute vertragen können, so wie ich mich oft über die schlechten Sitten mancher Bürger, und über die nachsehende Polizey betrübe, die in diesem Falle an manchen Orten gefunden wird. Wie können die städtischen Einwohner den Landmann in wohlfeilen Zeiten durchziehen, da es ihnen ihr Gewissen sagt, daß sie ihres Wohlthäters spotten, dem sie ja mit Höflichkeit danken sollten. Indessen ist es doch bey alle dem mit dem hohen und niederen Marktpreise der Landwaaren, eine schnakische, mir immer geheimnißvolle Sache. Wer bestimmt ihn? Der Bauer, der zuerst auf den Markt kommt? der Fürst, wenn er will, würde der ehemalige uckermärkische Kammerdirector der Herr von Clotz gesagt haben, denn er versicherte ja, wie bekannt, unsern König selbst, der ihn einst fragte, ob wohlfeile oder theure Zeit seyn würde? daß beyde von ihm abhiengen. Ich will es andern, die sich einer reifern Einsicht rühmen dürfen, als ich habe, überlassen, daß sie diesen Punkt entscheiden. Mir ist er, wie gesagt, noch immer ein Geheimniß, und ich bekenne meine Unwissenheit. Ueberdem denke ich, wie der Marquis von Merabeau in seinem politischen und ökonomischen Menschenfreund denkt: auf dergleichen Sachen darf ich mich nicht einlassen, sowohl, weil ich keinen Gefallen daran finde, als weil es die Pflicht eines Unterthanen verbietet.

Nach diesem Resultate sollte ich meynen, wäre es gar schicklich, wieder auf unsere Magazine zu gehen, und den Getreidevorrath zu untersuchen, den wir auf

einen

einen besseren Preiß aufbehalten wollen. Plinius erzehlt uns, daß die Landwirthe seiner Zeit ihr Getreide in Gruben aufbewahrt hätten, die sie wider die Luft und Nässe sicherten. Unten legten sie Stroh, auf dieses das Getreide in der Aehre, und oben deckten sie mit Stroh und Rasen. Alle Zeugnisse stimmen überein, daß ihr Vorrath in dieser Verfassung sechs und mehr Jahre vollkommen gut geblieben sey. In Afrika ist diese Haushaltung noch Mode. Ueberall findet man Getreide Gruben, nur mit einiger Veränderung, als bey den alten Römern. Der Ueberfluß an Felsen, hat die dasigen Landwirthe auf den Einfall gebracht, aus ihnen ihre Magazine zu machen, und ihre Versuche sind von dem Glücke unterstützt worden. Oben ist das Loch gerade so weit, daß ein Mann hineinsteigen kann, aber vom Eingange an, wird der Keller zusehends weiter, und sie sind gemeiniglich im lichten Vierecke, die im Durchschnitte zwanzig bis vierzig Fuß haben. In diese Gewölber wird unten Stroh gebreitet, denn eine Schichte Getreide, denn wieder ganz dünne Stroh, so immerfort, bis die Grube voll ist. Zuletzt verschütten sie den Eingang mit Sand und Erde, die sie so fest antreten als sie können, wodurch sie ihre Vorrathskammer wider alles Eindringen der Luft und des Regens sichern, den Vorrath selbst aber verschiedene Jahre, ohne nach ihm sehen zu dürfen, gesund erhalten. In Ungarn, in der Ukraine, in Litthauen und in Rußland, wählen die Wirthe den ersten besten trocknen Hügel, und höhlen ihn in der Form eines Zuckerhutes zu ihrem Magazin aus. Die

meisten untertünchen es inwendig, einige, insbesondere die Ungarn, nehmen Stroh und Rohrdecken zu seiner Ausfütterung, alle aber füllen es mit Korn, bis eine halbe Elle hoch von der Erde, decken zuerst mit Stroh, denn mit Holz, zuletzt mit Steinen, Erde und Rasen, daß es dem andern Platze in der Gestalt völlig gleich siehet.

Schon der alte Varo meynte, daß man das Getreide in solche Gruben, funfzig, und den Hirse wohl gar hundert Jahr gut behalten könne. Um dieses zu bestätigen, erzehlt er uns, daß zu der Zeit, als Pompejus den Krieg wider die Seeräuber geführt habe, zu Ambracia, einer Stadt in Epirus, ein großer Vorrath von unverdorbnen Bohnen in einer Grube sey gefunden worden, der, wie es die nachherige Untersuchung ausgewiesen habe, vor hundert und zwanzig Jahren in dieselbe gebracht worden war. Die erst angezeigten Völker, die jetzt noch diese Mode, ihr Korn aufzubewahren beybehalten, versichern einmüthig, daß sie immer noch ihrem Wunsche und ihrer Hoffnung entspreche. Und gewiß, sie ist in vieler Absicht erwogen werth, daß die Landwirthe unseres Schlesiens, sie wenigstens zur Probe im Kleinen nachahmen sollten. Man gewinnt dadurch schon ungemein viel, daß man aller Aufsicht und Arbeit überhoben wird, zu denen uns unsere Schüttboden beständig nöthigen, noch mehr und viel überwiegend dadurch, weil sie uns der Gefahr entreißt, die der Kornwurm, die Mäuse, das Feuer, und hundert andere Unglücksfälle drohen. Daran zu zweifeln, ob wir Gegenden auffinden würden, die sich

zu diesen Behältnissen schicken können, würde wohl eine wunderliche Schwäche verrathen. Zum Theil sagen es schon unsere Rübengruben, denen wir doch nicht mit besonderem Fleiße den Platz aussuchen, daß die Sache thulich sey, und trügt mich meine Kenntniß des Vaterlandes nicht, so sollte ich meynen, daß es viele Gegenden in Schlesien geben müsse, die die Natur zu solchen Getreidebehältnissen vorbereitet hat.

Inzwischen dürfen wir uns nicht einbilden, daß diese unterirdische Magazine uns alle Sorgfalt für unser Getreide abnehmen. Sie thun es nur zu der Zeit, wenn sie geschlossen sind, aber sie verlangen vorher, und bey ihrer Wiedereröfnung, Vorsicht und Fleiß. Die Sache verdient es, daß wir auf die kluge Geschäftigkeit dieser Landwirthe Acht haben. Wahrhaftig, sie sollte uns beschämen, und uns reitzen, ihre Nachfolger zu werden. Alle sehen zuerst wohl zu, daß sie ihr Getreide von allem Staube reinigen, und recht trocken machen, ehe sie es der Grube anvertrauen. In Afrika wird es deswegen dren und auch mehrere Tage auf Thüren oder Bretern in dünnen Lagen an die Sonne gestellt, und in Litthauen, Rußland, und allen kalten Gegenden, wegen dem Mangel eines warmen Himmelsstriches, in Backöfen, oder eingeheitzten Stuben durch und durch ausgetrocknet. In diesem Zustande nun, legen sie es in ihre Gewölber, und nun können sie freylich sicher seyn, daß es nicht verderben werde, wenn sie nur die Kunst verstehen, Regen und Luft von seinem Grabe abzuhalten. Oeffnen sie dieses, so verfah-

ren sie mit großer Behutsamkeit. Erst lassen sie es ausdünsten, und frische Luft schöpfen, ehe sie sich selbst hinein wagen. Diese Vorsicht ist nöthig, denn der Dampf würde sie ersticken, oder doch ungesund machen, wie uns die Geschichte unserer Gruften lehren kann; denn aber sieben und reinigen sie das Korn, sobald sie es herausnehmen, mit gleich großem Fleiße, als sie vor seinem Begräbnisse thaten, und verbrauchen es so bald sie können. Palladius meynt zwar, daß man dieser Eilfertigkeit nicht nöthig habe, wenn man unter das Korn, so bald es in die Grube gelegt wird, das Kraut von der Dorrwurzel mische, denn dieses erhalte es dauerhaft, gesund, und immer im trocknen Zustande. Aber sicherer scheint es mir doch immer zu seyn, das herausgenommene Getreide nicht lange der ungewohnten Luft auszusetzen, sondern lieber bald zu vermahlen, oder sonst seiner Bestimmung gemäß anzuwenden.

Bey alle dem, daß diese unterirdische Magazine so viel von denen voraus zu haben scheinen, die über der Erde stehen, dürften doch wohl viele Landwirthe, glauben, daß es für sie bequemer sey, diese beyzubehalten. Gesetzt nun, daß es auch ein Vorurtheil sey, und sie unrecht hätten, so muß ich es mir doch zur Gewissenssache machen, wenn ich sie ohne Warnung und ohne Rath ihr Getreide nach der alten gewohnten Art aufbewahren ließe. Meinethalben mögen also alle Magazine und Schüttboden stehen bleiben. Sie haben ihren Werth, wenn sie recht gebaut sind, und sie sind ihrem Eigenthümer ungemein nützlich, wenn er sich ihrer gehörig

hörig bedienen kann, nur bitte ich ihn auf folgendes Acht zu haben.

Es schickt sich nicht alles Getreide nach seiner natürlichen Beschaffenheit, zur Aufbewahrung. Korn, das in nassen Jahren, oder in tiefem Grunde eingesammlet worden ist, wird sich auf dem Boden nicht lange halten, und wenn es mit trocknen Getreide gemischt wird, dieses sogar anstecken. Die Spanier handeln also darinnen klüger als die Deutschen, daß sie in die öffentlichen Vorrathshäuser kein anderes Getreide legen, als das in hohen und trocknen Gegenden reif geworden ist. Castilien hat deswegen vorzüglich die Ehre, die königlichen Magazine zu füllen. Gallicien aber, Asturien, und mehrere Provinzen, werden, weil Herr des Landes versichert, davon ausgeschlossen, weil sie zu niedrig liegen, und wasserartig sind. Wie viel weniger Abgang würden unsere Proviantmeister haben, oder wie viele Kornschuppen würden erspart werden können, wenn wir in Schlesien die Gegenden aufsuchten, denen schon die Natur dauerhaftes Korn giebt, und hier nur die Magazine errichten wollten.

Doch auch diese könnten überall, wie die gemeinen Kornboden, nutzbarer werden, wenn wir uns der Versuche und Erfahrungen anderer Völker zu unserem Vortheile bedienen wollten, wie bis jetzt die Mode bey uns ist, so handeln wir den Grundregeln gerade entgegen, die die geschicktesten Meister festgesetzt haben. Wir haben Kornboden mit vielen Fenstern auf allen Seiten. Ein Beweiß, daß uns die Experimental-

philosophie noch nicht gesagt hat, daß hauptsächlich die Luft zum Verderben unserer Früchte das meiste beytrage, daß wir durch sie die Feuchtigkeit herbeyziehen, anstatt daß wir sie nach unserer Meynung fortschaffen. Ueberdem sollten wir noch deswegen der äussern Luft den Eingang verwehren, weil sie eine ärgerliche Menge von allerhand Ungeziefer herbeywehet, das sich von unserem Getreide nähren, es fressen, oder doch verderben wird. Und endlich wer sorgt dafür, daß das Getreide recht trocken, und so rein als möglich auf den Boden gebracht werde. In den königlichen Magazinen ist so gar dieser nothwendigen Regel die Verbindlichkeit durch das eingeführte Gewicht genommen. Der Landmann wird sich hüten, abgetrocknetes und reingesäubertes Getreide zu bringen, da er leicht wissen kann, wie viel er durch den Verlust des Staubes und der Feuchtigkeit am Gewichte verliehre.

Kein Kornboden sollte anders als gegen Mitternacht gebaut werden. Von daher kommen die meisten, und überdem kühlen Winde, die vom Ungeziefer frey sind. Schlesien scheint in dieser Absicht von der Natur zum Kornhalter gebaut zu seyn. Denn der Nordwind kann überall mit freygebiger Hand seine Wohlthaten austheilen, ohne, daß er von einem Berge aufgehalten, oder mit Dampfe und mit Wurmsaamen geschwängert werden sollte. Aber selten nehmen wir diesen Vortheil in Acht, ob es uns auch Danzig und mehrere Korniederlagen lehren könnten, daß darauf alles ankomme. Eben so versehen wir es darinnen, daß unsere Vorrathshäuser selten mehr als einen, höchstens zweene

Boden über einander haben. Gesetzt auch, daß sie Platz genug für unsern Getreidebestand enthalten, und uns nicht nöthigen, diesen in dicken Haufen zu legen, so müssen wir doch eines Vortheils entbehren, der von großem Gewicht ist, da er uns eine Menge Arbeiten erspart, und unser Korn mit leichter Mühe sauber und gesund erhält. Des Vortheils müssen wir entbehren, den die Schweitzer so gut zu nutzen wissen, daß sie in ihren Magazinen das Getreide, 80 und mehrere Jahre in dem vollkommensten Zustande erhalten. Ihre Mode ist, kurz gesagt, diese: Auf allen oberen Boden befindet sich ein Trichter, durch den das Getreide auf den untern so oft gelassen wird, als die Aufseher es für nöthig befinden, ihm frische Luft zu geben, und es vom Staube zu reinigen. Ohne Zweifel tragen diese Umquartirungen zur Gesundheit und Dauer des Korns ungemein viel bey. Indessen ist es doch seines Nutzens ungeachtet eine Veranstalltung, die nur bey den großen und öffentlichen Kornböden statt findet, die aber für den Landwirth deswegen unbequem seyn würde, weil sie hohe Gebäude, viele Leute und Kosten fordert, ob sie es auch mit einem beträchtlichern Minus thut, als die Gewohnheit, den Vorrath blos umzustechen.

So wenig nun unsere gewöhnliche Kornboden der Absicht angemessen sind, zu der wir sie bestimmen, so wenig sind es auch insgemein die Geschäfte, die wir dem Korne selbst in seiner Aufbewahrungszeit widmen. Schon bald in der Vorbereitung verabsäumen viele Landwirthe die nothwendigsten Pflichten. Wie saumselig

die

die übrigen entrichtet werden, das verrathen die Klagen über so viel verdorbenes Getreide, und über den Schaden, den die Motte und der Kornwurm thun soll. Ich habe oben gesagt, daß die Russen und alle übrigen Völker, die ihre Magazine unter der Erde haben, ihren Vorrath zuerst mit ausserordentlichem Fleiße von allem Staube reinigen, und in Backofen oder eingeheizten Stuben abtrocknen, ehe sie ihn aufschütten. Unsere Getreidebehältnisse machen diese Sorgfalt noch nothwendiger. Denn in den besten Boden wird doch noch immer die äussere Feuchtigkeit dringen, und unserem Korne die Fäulniß zuführen können. Es ist deswegen um desto unverantwortlicher, daß wir bey gröſserer Gefahr weniger vorsichtig sind, und wohl gar nicht einmal mit unserem Schaden klug werden wollen. Jeder Landwirth sollte also billig keine Art des Getreides auf seinen Boden legen, bevor er sie nicht durch und durch getrocknet, und so rein als möglich gesäubert hat.

Die alle, die Malzdarren besitzen, haben in dem Geschäfte des Trocknens, viel vor denen voraus, denen sie fehlen. Doch auch diese werden, obzwar mit etwas mehr Unbequemlichkeit, zu ihrem Ziel kommen können. Allenfalls werden ihre eigne Backöfen darzu dienen, und zwar, ohne sie besonders heizen zu dürfen, wenn sie der Vorschrift des Herrn Montalambert folgen wollen, die er uns in den Aufsätzen der Gesellschaft vom Ackerbaue zu Tours gegeben hat.

Wenn das Brod, sagt er, aus dem Backofen herausgenommen ist, so wird der Ofen fest zugemacht,

um

um ihn bey gleicher Wärme zu erhalten. Zwo Stunden darnach schüttet man den Ofen voll Getreide, macht ihn hernach wieder zu, und läßt das Getreide darinnen 48 Stunden liegen, ohne es anzurühren. Sodenn nimmt man es heraus. Läßt es aufbreiten und auskühlen, denn fegen, auf den Boden tragen, und in Haufen schütten. Diese Anstalt macht nicht die geringsten Kosten. Kaum ist ein einziger Häusler, der nicht seinen Backofen, wenigstens in 2 Wochen einmal heitzen sollte, und dieses reicht schon zu, alles sein Getreide nach und nach trocken zu machen. Hernach läßt sich dasselbe, ohne die geringste Gefahr, so hoch über einander schütten, als es jedem beliebt. Folglich kann man auch gar sehr viel Platz auf dem Boden ersparen, und darf nicht so viel Geld, ihn umzuwenden, weggeben, als sonst ordentlicher Weise dafür nöthig ist. Eine solche Wärme thut dem Getreide nicht den mindesten Schaden. Es wird vielmehr aus dem davon erhaltenen Mehle mehr Brod, und es verträgt mehr Wasser, als es ausserdem vertragen würde, ungerechnet, daß es auch für der Gefahr des Dumpfichtwerdens, und des Kornwurms sicher ist.

Will man Saamengetreide verwahren, daß es gut bleibt, so giebt er den Rath, dasselbe in einen langen Sack ganz locker einzufüllen, also mitten in den Haufen im Ofen hinein zu setzen, so, daß der Sack über und über bedeckt ist. Er hat es oft aus seiner eigenen Erfahrung gesehen, daß dieser Grad von Hitze dem Korne gar nicht Schaden thut.

Sollte diese Methode, weil sie so einfältig ist, manchem, der die Kunst liebt, nicht gefallen, so kann ich ihm mit einer andern aufwarten, die gewiß seinen Beyfall verdienen muß, da sie durch und durch gekünstelt ist. Ich habe sie von dem Herrn du Hamel gelernt, und ich will sie erzählen, so wie ich sie auch vom Herrn Mills gehört habe. Doch wo möglich, etwas abgekürzt.

Alle Anstalten, Getreide in Vorrathshäusern oben über der Erde aufzuschütten, sind mit großen Kosten verknüpft, weil sehr große Gebäude dazu gehören, und viel Leute nöthig sind, die auf solche Vorräthe Achtung geben. Ueberdieses kommt auf die Sorgsamkeit, Einsicht und Redlichkeit dieser Bedienten viel an, und das Getreide steht immer noch in Gefahr, von Würmern und Ungeziefern beschädiget und zerfressen zu werden. Die Hauptabsicht des Herrn du Hamel gehet also dahin, diesen Unbequemlichkeiten abzuhelfen, und einen leichtern, wohlfeilen und sichern Vorschlag zu Erhaltung aller Gattung von Körnern anzugeben. Er schlägt deswegen ein Verfahren vor, das sich theils auf die Vernunft, theils auf seine eigne oft wiederholte, und andere Erfahrung gründet. Dadurch kann eine große Menge Getreide auf einem kleinen Platze viele Jahre lang erhalten werden, ohne daß man befürchten darf, es möchte sich erhitzen, gähren, oder einen schlechten Geruch und Geschmack annehmen, oder von Würmern und Ungeziefer Schaden leiden. Hiernächst kostet es etwas weniges, und ist eben nicht mühsam. Alle diese gesuchte Endzwecke lassen sich in manchen

Fällen,

Fällen, blos durch den Wind, zuweilen durch Abtrocknen des Getreides im Ofen, meistentheils, und am Besten durch beydes zugleich erhalten. Wir wollen sehen, wie der Herr du Hamel dieses alles zu Stande bringt.

Das Vorrathsbehältniß, in welchem das Getreide verwahrt wird, ist eigentlich nur ein gemeines Faß mit eisernen oder hölzernen Reifen wohl belegt, und so fest gebunden, daß es allenfalls Wasser hält. Unten wird es durch Balken befestigen, und getragen, die die Quere von einem Rande zum andern liegen, und an den Enden knapp verschnitten sind, damit sie hart anliegen. Inwendig ist oben herum an den Dauben ein Falz, in welchen der Deckel sich hineinschickt. Wenn die Dauben dieses Fasses zum Falze nicht stark genug sind, so wird ein hölzerner Reifen angenagelt, der eben das verrichtet. In dem Deckel sind verschiedene Löcher oder Oefnungen von vier bis fünf Zoll im Durchschnitte, damit die Luft hindurch kann, wenn mit dem Blasebalge gearbeitet wird. Zu anderer Zeit aber werden diese Löcher mit Spunten verstopft, damit nichts lebendiges hinein kriecht. Hernach wird noch in das Faß ein Boden von Latte hinein gemacht, mit starker Leinwand oder Haartuch beschlagen, oder noch besser, aus weidenen Ruthen dicht geflochten, weil aus diesem Boden der Staub leichter herausgeschaft werden kann. Dieser Boden liegt auf Pfosten, so daß zwischen ihm und dem untersten Boden ein Raum von vier und einem halben Zoll bleibt, damit sich der Wind recht gut vertheilt, denn es ist

wohl

wohl bekannt, daß Getreide wenn es hoch übereinander liegt, sonderlich in Boden, wo die Luft gern feuchte ist, bald warm wird, und verdirbt, und daß man dieses am besten verhindern kann, wenn man die Luft heraustreibt, und an ihrer statt von Zeit zu Zeit frische Luft hineinbringt, oder in andern Worten, eine Zugluft macht, die durch das Getreide durchgeht, und die Feuchtigkeit verbannt. Daher muß dem Getreide in diesem Fasse zu gehöriger Zeit Luft gegeben werden. Anfänglich bedarf es dieses Geschäfte öfterer, als in der Folge, wenn zumal das Getreide nicht vorher in Backofen getrocknet worden. Das ist weder so mühsam, noch darf so häufig vorgenommen werden. Ein einiger Mann wird die ganze Arbeit vollbringen, sie in den ersten drey oder vier Monaten, etwan von vierzehn zu vierzehn Tagen, und zuletzt nur in jedem Monate einmal, und zwar in wenigen Stunden verrichten dürfen. Zu diesem Ende wird eine gewöhnliche Röhre eines einzelen großen, oder zweyer kleiner Blasebälge, durch ein Loch, das zwischen zwey Boden in das Faß gehet, also hineingesteckt, damit hierdurch die äusserliche Luft mit Gewalt hineingetrieben wird. Diese Bälge kann ein einzeler Mann ganz leicht mit einem Hebel ziehen. Aber auch diese Arbeit kann man sich noch erleichtern, wenn man den Blasebalg mit Stahlfedern macht.

So sieht nun der Getreideboden des Herrn du Hamel aus. Ganz mag er freylich nicht seine Erfindung seyn, denn die Alten hatten schon Getreidefässer, wie der Herr von Hohberg erzählt, nur nicht mit Blasebälgen,

bälgen, die vielleicht unserm Meister zugehören, wo er nicht den Ruhm mit dem D. Hales theilen muß. Indessen loben doch unsere Vorfahren ihre Mode auch, und ich will nicht zweifeln, daß sie es mit Grunde thun. Sie trockneten das Getreide, das sie einige Jahre aufbehalten wollten. Dann thäten sie es in große Fässer, die sie aber nicht ganz voll füllten, aber fest verschlugen, daß keine Luft hineindringen konnte. Diese Fässer wälzten sie auf dem Boden, wenigstens alle vier Wochen, einmal hin und wieder, etwan wie die Hamburger ihre Pökelfleischtonnen, und so war die Arbeit mit dem Magazine vollbracht. Ob sie aber dadurch allem Dampfe, dem Verstocken des Getreides, und dem Wurme gänzlich abhelfen konnten, wie Herr du Hamel mit seinem Verfahren thun will, das kann ich nicht entscheiden, da ich keine Versuche habe anstellen können.

Man darf nicht glauben, daß diese Anstalten nur für kleine Haushaltungen gehören. Die größten können davon Vortheile erhalten, und ich darf nur eine wahre und merkwürdige Ausrechnung des Herrn du Hamel hersetzen, um diejenigen zu überzeugen, die darinnen zweifeln wollen.

Er setzt einen Getreideboden von achtzig Fuß lang, und ein und zwanzig Fuß breit, wodurch die Oberfläche tausend sechs hundert und achtzig Fuß groß ist. Hiervon muß zum Gange, und zur schrägen Lage des Getreides auf jeder Seite ein Platz drey Fuß breit abgerechnet werden. Dieses beträgt auf die ganze Länge sechs Fuß, oder vier hundert und achtzig Quadratfüsse. Also bleiben nur tausend zwey hundert Fuß übrig. Davon müssen wenigstens noch funfzig Fuß abgezogen werden, weil

man diesen Platz zur Umwendung des Getreides, und zum Gange an der andern Seite braucht. Daher bleibt noch ein Platz von tausend einhundert und funfzig Fuß für das Getreide, und wenn man von der Tiefe nur achtzehn Zoll rechnet, als die Mittelzahl, so enthält der Boden nur tausend sieben hundert und fünf und zwanzig Kubikfuß Getreide. Aber ein Getreidefaß, als ein Kubus zwölf Fuß, faßt ein tausend sieben hundert acht und zwanzig Kubikfuß Getreide. Man rechne nun nach diesem Maßstabe, und man wird nicht viele von den du Hamelschen Fässern annehmen dürfen, um sie einem großen Kornhause gleich zu setzen; Was aber dabey an Mühe und Kosten erspart wird, ist von selbst klar.

Es würde unbillig seyn, wenn ich die Erfindung des D. Hales mit Stillschweigen übergehen wollte, die es zweymal verdient, überall bekannt gemacht zu werden, da sie insbesondere die Armen unter den Landwirthen in den Stand setzt, ihren wenigen Vorrath so gar in Säcken aufzubehalten. Herr Mills erzehlt die Sache so:

Man nimmt einen Rohrstab, oder sonst einen hohlen Stecken, indem man etwan zween ausgehöhlte Stecken zusammen leimt. Damit er desto leichter bis auf den Boden des Sackes hinunter gestoßen werden kann, so wird er an einer Spitze kegelförmig gemacht, indem ein hölzerner Nagel in das eine Ende hineinkommt, wodurch zugleich das Mundloch verstopft wird. Hernach werden ohngefähr hundert und funfzig kleine Löcher, etwan ein Achtelzoll im Durchschnitte von unten herauf, bis auf zehn Zoll auf allen Seiten, in den Stecken gebohrt, doch dürfen sie nicht so weit heran an die Oberfläche des Getreides kommen, damit nicht gar zu viel Wind

daselbst

daselbst verlohren geht. Es darf nur ein Bindfaden schlangenförmig um den Stecken herumgewickelt werden, so wird es desto leichter, die Löcher ordentlich zu bohren. Sie werden oben immer weiter, und endlich einen Zoll von einander gesetzt. Auf solche Weise erhält das unten befindliche Getreide sein gehöriges Maas von frischer Luft. Oben an dem Stecken wird eine lederne Röhre zehen Zoll lang angesetzt, welche durch zwo Ellen schlangenförmig gebognen Drat inwendig ausgedehnt wird. Es geht auch dazu eine zinnerne Röhre an, welche an einem Ende mit einem Stücke Leder versehen ist, worein der Blasebalg gesteckt werden kann. Oben an die Röhre wird ein hölzernes Mundstück angesetzt, in welches man mit dem Blasebalg, wie er in der Haushaltung gewöhnlich ist, in das Getreide bläßt.

Wenn das Getreide, so bald es in die Säcke gebracht ist, allemal um den andern oder dritten Tag, auf diese Art frische Luft, jedesmal zehen bis funfzehn Minuten lang, bekommt, so wird der dumpfige Schweiß, der ihm schaden kann, in wenigen Wochen so gut weggebracht, daß es hernach oben so gar viel Luft nicht braucht, um einen guten Geruch und Geschmack zu behalten, wie die Erfahrung beweißt. Eben auf diese Weise lassen sich alle andere Gattungen von Körnern, so gut wie Getreide, theils in Säcken, theils in Kasten gut erhalten. Zu Kasten aber müssen die Luftlöcher nur unten herum an das Rohr gebohrt seyn, weil in diesem Falle die Luft in die Höhe steigen muß, da sie in Kasten nicht so wie in Säcken an der Seite herausgehen kann. Doch genug von dieser Sache, und nun zum endlichen Schlusse, zu den Würmern und den Mäusen.

Aber wird es mir der Leser auch übel nehmen, wenn ich ihn unter Würmern und Mäusen verlasse, die, wie ich mir leicht einbilden kann, eben keine gute Gesellschaft sind? Indessen wie kann ich anders, wenn ich der Pflicht eines ökonomischen Schriftstellers nachkommen will. Muß ich nicht zuletzt noch von den Kornfeinden reden, die uns auf unsern Magazinen so oft den verdrüßlichsten Schaden thun, und muß ich nicht Gewissenshalber meine guten Dienste gegen diese ärgerlichen Widersacher anbieten? Aber wo sonst als zu Ende, konnte ich diese empfehlende Verbeugung mit guter Hoffnung anbringen? Ich will also nicht fürchten, daß meine Leser aus unverschuldeter Rache über eine vermeintliche Beleidigung, mein Buch den Würmern und Mäusen Preiß geben werden. Und ich hätte sie wider die Schadenfrohe gesichert? Behüte der Himmel! Was würden sie da erst gethan haben, wenn ich sie im Sacke, oder im Kasten, oder gar im Backofen gelassen hätte!

Man hat unzählige Vorschläge wider den Kornwurm und die Wiebel gethan, und es würde mir nicht schwer werden, ein paar Bogen mit Exempeln wider diese Getreidefresser voll zu machen. Aber die meisten, die uns die schriftstellerischen Landwirthe gegeben haben, sind von der Art, daß sie unsern Vorrath durch ihren Geruch so viel verderben, als die Feinde, die wir vertreiben wollen, durch ihre Gefräßigkeit thun, und andere vergiften ihn wohl gar: Ich halte deswegen schon ihre Erzählungen für schädlich, denn es könnte doch seyn, daß sie ihre Liebhaber fänden, und mit meinem Willen möchte ich nicht gerne jemandem ein Bein unterschlagen. Wer sie aber nun ja wissen will, lese sie

nir-

nirgends ohne Warnung, und hier empfehle ich ihm den Herrn von Justi in seiner Abhandlung von den Mitteln wider die Kornwürmer.

Ohne mich also in die Beschreibung des weissen oder schwarzen Kornwurms, oder wie sie auch sonst heissen, der falschen Motte, und des Wiebels, einzulassen, will ich nur sagen, daß beyde entweder in dem aufgeschütteten Getreide selbst gezeugt, oder von anderwärts her durch die Luft, oder auf eine andere Art auf den Kornboden gebracht werden, oder dieser war vorher schon angesteckt. In einem wie in dem andern Falle, wird immer die Schuld auf die Rechnung des Wirths kommen, denn er kann sie alle verhüten, wenn er vorsichtig und mit Fleiß haushält. Die Insekten werden sich in seinem Getreide nicht zeugen können, wenn er dessen Erhitzung und Fäulniß vorbeugt, wie er leicht thun kann. Und wie kann ihm die Luft das Geschmeisse zuführen, wenn er keine andere als die kühle und reine einläßt? Ein angesteckter Kornboden aber verräth am lautesten den saumseligen Hausvater. Aufsicht und ordentliche Geschäftigkeit in unserm Berufe, sind immer die besten Mittel wider die Beschädigungen unserer Wirthschaft.

Jedoch, daß ich mir nicht den Verdacht zuziehe, durch eine immer zuspät angebrachte Moral, mich der Pflicht entsagen zu wollen, zu der ich mich anheischig gemacht habe, nämlich, meinen Beystand wider den allgemeinen Feind zu geben, will ich noch zum Ueberfluß einen doppelten Rath beyfügen. Den einen, der uns lehren soll, wie wir dem Uebel vorbeugen können, über das wir uns beschweren; und den andern für die Wirthe, die mit ihm schon jetzt zu kämpfen haben.

Sein Getreide wider den Kornwurm zu sichern, ist wohl das beste Mittel, es zuvor, ehe es auf den Boden gebracht wird, von allem Staube zu säubern, allenfalls, wie oben erinnert wurde, durch einen mäßigen Grad der Wärme abzutrocknen, und es denn auf den Haufen, durch manchmaliges Umstechen, für der Erhitzung zu verwahren. Die Schriftsteller, die uns anrathen, unsern Vorrath in die Backofen oder die Dörrstuben zu thun, versichern uns zwar, daß wir schon dadurch dem Wurme das Leben nehmen, und deswegen keine andere Vorsicht in der Folge nöthig haben. Aber wie erhält der Wurm das Leben im Malze, das doch durch einen unweit grössern Grad der Hitze getrocknet worden, als wir gewiß nicht beym Vorrathskorn wagen dürfen, wenn wir ihm nicht die Zeugungskraft rauben wollen? Freylich ist es zum Theil mit dem Malze etwas anders; bey seiner Dörrung wechselt Hitze mit Feuchtigkeit ab, und dieses Verfahren ist wohl gar zur Ausbrütung des Wurms dienlich, indessen ist die Geschichte des übrigen Korns zuweilen von ähnlichem Innhalte. Daher wird es immer besser, gar nicht überflüßig, sondern sehr gut gethan seyn, wenn wir auch bey der beobachteten nothwendigsten Vorsicht, in der Folge Aufmerksamkeit und Fleiß beweisen. Den Stall zu verschließen, wenn unser Vieh gestohlen ist, wird immer zu spät seyn. Hiernächst müssen wir auch von unsern Getreidehaufen alle äussere, sowohl warme als feuchte Luft abhalten, und hier erinnere man sich der Regeln, die schon über diesen Punkt gegeben worden sind. Das trockenste Getreide zieht von der nassen Luft an, erhitzt sich denn leicht, fängt an zu gähren, der Wurmsaamen wird lebendig, wenn

auch

auch die Luft keinen herbeygeführt hat. Wenn wir also auch dieser die Schuld nicht allein beymessen, wie Herr Leopold ohne gnugsamen Grund thut, so haben wir doch Ursache, uns vor ihr zu hüten, und ihr wo möglich alle Eingänge zu unserm Schüttboden zu versperren. Wollen wir aber künftig unsern Vorrath in den du Hamelschen Fässern aufbewahren, so haben wir an dem Blasebalge ein unfehlbares Mittel, uns wider alle Gefahr zu sichern. Kalte Zugluft ist dem Saamen, und dem schon lebenden Wurme gleich tödtlich.

Für die andern, die jetzt schon mit diesem Feinde Krieg führen, sollte man freylich zur Strafe, ihrer Nachläßigkeit wegen, den überklugen Rath des Herrn Coleri geben. Am Johannistage früh vor Sonnen Aufgang sollten sie Haselzwieseln suchen, in allen vier Ecken und in der Mitten der wurmichten Haufen ihre Wünschelruthen stecken, und denn bey ihren Zauberstäben so lange warten, bis es dem Kornfresser belieben wird, seinen Abschied zu nehmen. Allein ich will, ihnen zu gefallen, ein bekanntes Geheimniß auskramen, doch mit der Bedingung, daß sie künftig sorgsamere Wirthe sind. In den Leipziger ökonomischen Nachrichten rühmt ein Ungenannter aus eigner Erfahrung ein Kraut, das er Heller- oder Pfennigskraut nennt, das aber nach den Untersuchungen eines schlesischen gelehrten Landwirths, die Bursa pastoris major, oder das Täschelkraut ist, das auf den Brachfeldern, in dem dünnestehenden Sommergetreide, und am häufigsten unter den weisen Rüben gefunden wird, und wie der Hederich gelb blüht. Das Kraut selbst, das aus ihm geschlagene Oel, die Kuchen, ja so gar die Spreu vertreiben durch widerwärtigen Ge-

stank den Wurm. Ich bin darinne mit meinem Landsmanne einig, daß die Wirthe, die durch dieses Mittel ihren angesteckten Boden rein haben wollen, am besten thun würden, wenn sie denselben ein Jahr unbeschüttet liessen, und in dieser Zeit den Feind in allen Winkeln mit ihrem Wunderkraute verfolgten. Zum Ueberfluß könnten sie auch alsdenn den Boden ganz sicher mit Oel anfeuchten, welches sie doch nicht thun dürfen, wenn Getreide auf ihm liegt. Aber auch ohne das würde der Wurm seine Herberge verlassen, denn der Hunger würde ihn wohl nöthigen, eine bessere zu suchen.

Wider Ratten und Mäuse ist Arsenik ein unsicheres und gefährliches Mittel. Ein besseres und mehr vorsichtigeres ist ungelöschter Kalk mit Zucker gemischt, und gleich darneben eine Schüssel mit Wasser. Wenn die Thiere von jenem Pulver gekostet haben, so laufen sie bald der Hitze wegen, die ihnen der Kalk verursacht, zum Wasser, und holen sich im Trunke den Tod. Die Bauren fangen sie auch häufig in Töpfen und Kesseln, die zum Theil mit Wasser gefüllt sind, und die sie in die Getreidehaufen bis an den Rand stellen. Gelehrter ist es, wenn man auf die Töpfe mit starken Drath einen Deckel befestiget, der im völligen Gleichgewichte liegt, und bey der geringsten Bewegung umschlägt, und wieder in seine Lage steigt. Paßt diese Fallthüre mit der Oefnung des Topfes genau, so, daß die nachfolgende Mauß ihre gefangene Vorgängerinn nicht sehen kann, und ist mitten auf dem Deckel frisch gebratener Speck zur Lockspeise aufgestellt, so hat man sich einen guten Mäusefang zu versprechen, doch ist er nicht so lustig als der folgende, den ich nun erzählen werde.

Man

Man nimmt ein lediges Faß, schlägt ihm den einen Boden aus, setzt in der Mitte auf den untersten Boden einen Ziegel auf die hohe Seite, und gießt Wasser ins Faß, so hoch als der Ziegel steht. Hernach überzieht man das Faß, anstatt des obern Boden mit einem Pergament oder andern glatten Haut, wie an einer Trommel geschieht. Dann wird ein Bret an das Faß gelehnt, dieses sowohl als das Pergament, mit Weizenmehl, Hanf, geschrotenem Malz, und kurz, damit bestreuet, was unsern Feinden der angenehmste Fraß ist. Wenn sie dadurch einige Tage aufs Faß gekörrt sind, so schneidet man mitten durch die Haut ein Kreuz. Wenn nun die Ratten ihren gewohnten Speisegang gehen, so fallen sie ins Wasser. Welche am ersten hinein kommt, schwimmt zum Ziegel, und setzt sich auf ihn ins Trockne. Kommen ihrer mehrere, so entsteht der heftigste Krieg um den Ziegel. Jeder von diesen Freybeutern sucht ihn als seine Freystäte, die ihn für dem Ersaufen sichern soll. Er stößt seinen Bruder, der ihn schon in Besitz genommen hat, ohne Mitleid herunter, und wird wieder von dem nachfolgenden Freunde, den die Todesangst stark gemacht hat, abgeworfen. Diese Angriffe, und diese Vertheidigungen geschehen auf gut türkisch mit gräßlichem Geschrey, das, weil es den ganzen Ton hat, den diese räuberische Nation bey ihren Zänkereyen um Leckerbissen anzustimmen pflegt, alle andre aus ihren Löchern herbeylockt, die noch nicht vom Geruche zur neuen Beute geführt worden. Alte und Junge, sie alle, die nur einen Laut von ihm hören, eilen herbey, stürzen sich ohne an eine Gefahr zu denken, zu ihren Brüdern, in die Tonne, und es kann nicht fehlen, wenn alles so ordentlich zugeht,

als ich es jetzt beschrieben habe, so muß doch wohl endlich das Todesfaß von Ratten voll, und das Haus und alle umliegende Gegenden von ihnen leer worden.

Man kann auch, wenn man will, die Ratten und Mäuse selbst zum Fange und zur Ausrottung ihres eignen Volks abrichten. Das Mittel scheint zwar seltsam zu seyn, aber es ist in der Natur der Thiere, und so gar in der Natur des Menschen gegründet, wie uns alte und neue Erfahrungen versichern. Man fange also einige Ratten und Mäuse lebendig, und sperre iede Nation besonders in große gläserne Flaschen. Hier muß sie der Hunger zwingen, sich unter einander aufzufressen, und es versteht sich von selbst, daß der schwächere zuerst an die Kost kommt. Dieser Schmauserey sehe man nur so lange zu, welches man leichte thun kann, weil das Gefängniß von Glase ist, bis etwan in jedem noch zween Kannibalen übrig sind. Man lasse sie laufen, und man kann mit großer Hoffnung erwarten, daß sie nun nichts sonst als Fleisch von ihrem eigenen Volk fressen werden. Gesetzt nun 1771, welches Jahr ohnedem, nach Bickerstaffs Prophezeihung, ein gut Mäusejahr seyn wird, gesetzt, die Landwirthe vereinten sich denn, diese nützlichen Mordschulen aufzurichten, so haben wir 1773 oder doch einige wenige Jahrhunderte nachher, keiner Klagen über die Raubereyen dieser häßlichen Thiere nöthig. Sie werden, nein ich irre nicht, sie werden mit Strunk und Stiel ausgerottet seyn, so, wie mehr als eine Nation in der neuen Welt durch die Spanier ausgerottet worden ist. Ich bitte deswegen nur unsere Kaufleute und alle andere Glashändler, bey Zeiten in den Glashütten die Bestellungen der Flaschen zu veranstalten.

Nachrede.

Daß ich an statt der sonst weltüblichen Vorrede, zu der sich, der Mode wegen, jeder Autor verbunden achtet, eine Nachrede schreibe, daran ist Herr Isaac Bickerstaff, ein alter Bekannter, schuld. Die Schriftsteller, sagte er vor einigen Tagen zu mir, sind gewohnt, das was ihrer Meinung nach nicht hinlänglich genug im Buche steht, in der Vorrede zu ergänzen. Allein seine Nachschrift, dünkt mir, schickt sich hierzu viel besser, weil sich ein Mensch ordentlich nicht eher entschuldigen darf, bis er gefehlt hat. Es ist mir bekannt, daß der gute Mann schon seit 1709 ein berufener Schwäzzer heißt, der sich niemals satt plaudert, immer noch was zu erinnern weiß, wenn wir glauben, daß er zu schwatzen aufhören wird, und der vielleicht fühlt, wie nöthig ihm hinterher Entschuldigungen sind. Dem ohnerachtet schien mir doch sein Rath so vernünftig, daß ich mich so bald verband, ihn zu befolgen.

Ich wundere mich darüber, daß in der langen Zeit, als Herr Bickerstaff allen Autoren, mit denen er spricht, seinen Vorschlag mitgetheilet hat, keiner von ihnen denselben annehmenswürdig finde, und daß bis jetzt jeder, auch so gar der Poligraph, lieber die alte abgenutzte, ungestimmte Leier spielen wollte. Wahr ist es doch, daß die Vorrede so übel, so häßlich vorlaut, wie eine verjährte Sackpfeife klingt, die deswegen in keiner Kapelle mehr gehört wird,

und

und unbegreiflich ist es mir immer, daß wir über ihnen seit so vielen Jahrhunderten steif halten können, da wir diese abgeschaft haben, und ausserdem auch wohl der besten und anständigsten Moden in wenigen Monathen satt sind. Wüßte ich, daß die Franzosen an diesem Unglücke Schuld trügen, ich würde — wie der frömmste Geistliche — den Himmel bitten, daß er sie den Deutschen zum Besten — — bey guter Gesundheit erhalten wolle!

Mein Eifer ist in diesem wichtigen Falle sehr lobenswerth. Denn was kann ich hoffen, wenn ich nun in einem fremden Anzuge dem Publicum mein Compliment mache, und kein Franzmann bin? Ich werde, deutsch gesagt, der Affe allein bleiben, der ich vielleicht nicht durch eine ganze Stunde seyn dürfte, wenn ich mich in Paris mit meiner Nachrede sehen ließe. Doch es ist ja sonst schon bisweilen dem Deutschen gelungen, daß man ihm seine neumodische Tracht nachgeahmt hat, ob sie auch nicht französisch war, ich will es hoffen, daß auch über mich ein gutthätiger Genius seine schützende Hand halten werde! Also auf besser Glück!

Das schweigende Publicum ist, wie bekannt, unstreitig viel klüger, viel vornehmer als das redende. Das letztere muß sich stets dem Urtheile des erstern unterwerfen, und seinen Richter als die höchste Instanz verehren, von dem Leben oder Tod des Schriftstellers abhängt. Der ärgste Fehltritt, den ich also begehen konnte, ist wohl dieser, daß ich mich zum Autor werben ließ, und nun meinen vorigen

rigen Brüdern als ihr Knecht, oder wohl gar wie ein armer bekümmerter Sünder, mit größter Demuth die tiefsten Verbeugungen machen muß, ohne von meinen jetzigen Cameraden auch nur eine, nur ganz kleine wieder zu erhalten. Womit soll ich diese Sünde entschuldigen? Mit der Verführung? Die gilt schon ein halb dutzend Jahrtausende nicht mehr, und nutzt nichts, wenn sie auch in Ansehen wäre. Mit der Ehrliebe? Ja da würde ich über meinen Bocksprung recht ausgelacht werden, denn volle zehn Jahre wenigstens bin ich doch gemeiner Husar, wenn nicht ein glücklicher Krieg kommt, der mich früher auf die Höhe des Corporals wirft, und unter der langen Zeit, wird die Ambition meines großen Herzens, wie ich aus der Ungelenkigkeit meiner Finger schliessen muß, oft, und sehr schmerzhaft gekitzelt werden. Mit dem Patriotismus? Nun der wäre etwas, das angehört zu werden verdiente. Er soll also auch zu meiner Vertheidigung vorgelassen werden. Ich bitte sie sehr schöne, sie werthes, hochgebietendes, schweigendes Publicum, lassen sie ihn für mich reden.

Es ist, wie mir, und noch einem Bruder von meiner Gesinnung dünkt, mit der Uneigennützigkeit der Schriftsteller, und ihrer gerühmten Begierde, blos dem Publicum zu dienen, eine ungewisse Sache. Wir glauben keinem, der vorgeben will, daß er ohne das geringste Absehen auf sich selbst, dem menschlichen Geschlechte zu dienen suche. Lieber wollten wir dem fetten Botsmanne des Dampier glauben, wenn er in der Gefahr, von dem übrigen Schiffsvolke,

volke, aus Hunger aufgefressen zu werden, diese große Ehre aus patriotischem Eifer für dessen Gesundheit, die er mit seinem siechen Körper nicht vergiften will, recht herzlich erbittet. Der beste Weg, so meynen wir, wäre wohl der, wenn der Autor gestünde, daß er sich selbst zu dienen suche, und daß er wünsche, viuus volitare per ora publici, aber auch zugleich zeigte, daß er die Gelegenheit, Bücher zu schreiben, zum Dienste anderer ergriffen habe.

Ist es nicht Schade für mich, daß ich von diesem Gedanken eingenommen, und obendrein so offenherzig bin, ihn zu verrathen? Es würde doch warlich fein klingen, und mich in den Augen der kurzsichtigen Welt ungemein erheben können, wenn ich etwan in diesem Tone meine Entschuldigung vorbrächte: Es ist nicht anmassender Stolz, o mein Vaterland! nicht Eitelkeit, nicht Begierde von dir gepriesen zu werden, wodurch ich meine Gedanken dir mitzutheilen angereizt werde. Uneigennütziger Patriotismus, Liebe, rein wie der entwölkte Himmel, zum Wahren und Guten, rührende Empfindung über unsern gemeinschaftlichen Zustand, ein entdeckender Blick in die Tage, die dich erwarten, ein Herz, das für deinen wahren Nutzen brennt — siehe da die Quellen, aus welchen diese Bogen geflossen sind! Das Wasser lauft mir bey diesen gutherzigen Gesinnungen in die Augen. Und wie es natürlich kommt, es darf nur einer jähnen, es werden ihm mehrere nachfolgen: Ich wette, das Publicum, wenn es mir ins Gesicht sehen sollte,

te, es würde weich werden, und meine reine Absichten in allen Figuren so gut loben müssen, als die Absichten des Verfassers der litterarischen Briefe. Vielleicht noch besser, da meine Dienste, die ich ihm widme, wenigstens um 50 pro Cento gemeinnützer sind, als der Dienst des Kritikers seyn kann, wenn der Herr Patriot auch ein General wäre.

Lieber wollte ich sagen, daß doch ein Verdienst für den Schriftsteller, ein vollwichtiger Beweis für seine Liebe zum Vaterlande seyn müsse, daß er durch seine Arbeiten so vielen Leuten Nahrung giebt. Vom Lumpensammler an, bis zu dem Herrn Verleger, und die Finanzen in Anschlag genommen, noch höher hinauf gerechnet, und von da herunter bis auf das Heringsweib, auch wohl noch tiefer, wie viele sind nicht in diesen Reihen, die sich für das Geschenk des Autors bedanken müssen? Ist nun gar die alte Anmerkung richtig, daß der Herr Homer eine grössere Menge Menschen ernähret habe, als weder Cäsar, noch August, noch ein anderer Beherrscher großer Reiche zu thun vermochte, wer wird es denn dem Schriftsteller verdenken, wenn er uns seine Mildthätigkeit anbietet: Und Herr Publicum! sie wollten es mir verdenken, daß ich ihre schweigende Parthey verlasse? Schämen sie sich ihrer Trägheit, die schickt sich für ein so dürftiges Jahrhundert, als das gegenwärtige ist, gar nicht. Schreien sollten sie wie ich, denn sie wissen es so gut wie ich, daß Handel und Wandel schläft, und sie nur schlummern lassen, ist für uns alle gefährlicher, unweit gefährlicher, als wenn wir durch unser Reden den schwin-

delnden

delnden Ruhm der Philosophen verliehren, den wir durchs Schweigen beybehalten könnten.

Ob ich, als Autor betrachtet, mehr gefallen oder mißfallen werde? das weiß ich nicht, denn ich bin kein Calendermacher. Herr Flögel sagt: Man werde sich sehr irren, wenn man glauben wolle, daß einem jeden alles gefallen müsse, woran andere Vergnügen finden. Jeder sieht und empfindet nach der Meynung dieses scharfsichtigen Meisters, blos das, wozu er nach der individuellen Beschaffenheit seiner Empfindungen aufgelegt ist. Anders der Kunstrichter, anders der Virtuose, anders der Liebhaber, und anders der, welcher sich ohne alle vorhergehende Kenntniß dem Gegenstande nähert. Kann ich nun noch glauben, daß ich in meinem Buche allen Lesern gefallen müsse? Ich darf es ja nicht einmal verlangen, da der Geschmack der Menschen so mannigfaltig verschieden ist. Ich will es folglich gelassen erwarten, daß der eine Theil des Publicums meine Laune schelten, der andere den ganzen Ton tadeln, der dritte einen Kompilator aus mir machen, und der vierte mich gar schielend, bucklicht, und wer weiß wie sonst noch ungestalt finden werde, dafür wird doch hoffentlich ein fünfter Theil dieses oder jenes an mir lobenswürdig erklären. Aufrichtig gesagt, ich werde über jenes Schicksal nicht böse, und über dieses nicht stolz werden. Am wenigsten dann, wenn die kritischen Petermefferte über die Häßlichkeit oder Schönheit meines Autorgesichts zanken wollten. Ihre Gerichtsbarkeit möchte ich lieber gar verbitten, so willig ich auch der Gerichtsbarkeit verständiger, belehren-

lehrender und unpartheyischer Kunstrichter mich unterwerfe.

Aber die Laune, oder wenn man ja will, die Possen! wie ich diese vertheidigen soll, dazu möchte ich Rath haben. Die Zeiten sind nicht so reichhaltig, daß man über alles lachen kann, und dem empfindlichen Publikum zu sagen, daß ich nach seinem Geschmack mich bequemt habe, würde wohl gar das Uebel ärger machen. Werde ich entschuldiget seyn, wenn ich bekenne, daß ich jetzt gesungen habe, wie mir der Schnabel gewachsen ist? Vielleicht lerne ich künftig ernsthaftere Melodien, wenn ein Kunstpfeifer, der das Abrichten versteht, sich mit mir Mühe geben will. Aber Geduld muß er haben, denn es ist mit dem Witz, wie mit den Jerusalemschen Artschocken, wo er einmal hingepflanzt ist, ist er so schwer wie diese — und wie unsere Erdbirnen, unser Fuchsschwanz, und der wilde Haber, auszurotten. Naturam expellas furca, tamen vsque recurrit.

Dürfte ich dem Grafen von Orrery glauben, so hätte es mit meiner Laune gar nichts zu bedeuten. Neulich schmeichelte mir dieser große Herr, daß sich nur die Milzsüchtigen an mir ärgern würden, die es gewohnt sind, sich über alles leicht zu ärgern, und die kaum ein zufriednes Lächeln erdulden können. In den Wörterbüchern dieser Herakliten, sagte er zu mir, ist das Wort Witz nur eine geänderte Bedeutung des Wortes Bosheit. Sie erzürnen sich also auch über alles, was sie zum Lachen bewegt. Nun — ob meine Possen Witz sind, müssen die

Kunstrichter wissen, aber daß sie nicht Bosheit sind, das weiß ich, und hier kann ich die Wahrheit mit einem körperlichen Eyde bezeugen. Nullum laesi, nullius nomen mea scriptura designatum est — qui mihi irasci voluerit, prius ipse de se, quod talis sit, confitebitur. HIERON. *Opp.* Tom. I. fol. 6. Und wenn mich die Kirchenväter so gar vertheidigen, darf ich denn nun noch einen Paulsen fürchten, der mich im christlichen Eifer um Ehre und Brod bringen will? Was das für eine lächerliche Furcht seyn würde, lächerlicher als alle meine Schnurren sind, da wir schon so lange Zeit keine Zeloten in unserem Lande haben, und ich überdem kein Basedow bin, der seinen Widersachern Ehre macht, sie mögen ihn überwinden, oder er mag sie schlagen.

Will man sich über die Weitläuftigkeit meines Werks beschweren, das, wie man aus diesem ersten Theile sieht, leicht, wenn der Strohm immer so anwächst, bis zu vier auch wohl fünf Bächen — Büchern wollte ich sagen, anschwellen muß, so habe ich einen doppelten Vorschlag bey der Hand, von dem sich das Publikum nach Belieben einen wählen kann. Es darf einmal nur merken lassen, daß ihm meine Arbeit nicht anstehe, gut! ich schweige, ohne über seinen Tadel böse zu werden, ohne mich zu grämen, daß ich als ein unvollendeter Autor sterben soll, und ich entlaufe von der Stunde an, aus meinem Regimente, bey welchem ich ohnedem aus Zwang diene. Ich will nicht fürchten, daß man mir nachsetzen, mich wieder erwischen, und mich — hängen?

hängen? das will ich verbitten — daß man mich wieder zum Dienste nöthigen werde, da ich noch nicht zur Fahne geschworen habe.

Im Falle man mich aber noch länger will schwatzen lassen, ohne mich einen andern Ton zu lehren, so wollte ich denn mit dem Herrn Huetius rathen, mein vielbändich Werk auf zart Pergament so klein, so enge zu schreiben, daß es bequem in einer Nußschale Raum hätte. Man weiß doch, daß einst der Herr Dauphin und sein ganzer Hofstaat, nach dem Wunsche des Huetius, bemüht war, den dicken Homer in die Nußschale zu bringen. Ich werde dazu nicht sauer sehen, wenn es etwan dem Cronprinzen in China gefiele, meine Arbeiten gleicher Mühe zu würdigen. Von den Europäischen Fürsten erwarte ich diese Ehre nicht. Diese gute Herren haben in ihren Staaten keinen Künstler, der mich so fein, so wünderschön verklären kann. Der Kanzleyzug, der schon lange her in unserem Welttheile, wider alles Gleichgewicht von Europa, die allgemeine Monarchie behauptet, hat überall, auch so gar, welches zu bewundern ist, unter den Geistlichen die Kleinschreiber ausgerottet. Ich bitte also mein Buch, so bald es fertig ist, nach China zu senden. Es ist mir gleichviel, ob ein holländischer Schiffscapitain, oder der Herr General der Jesuiten es überbringt, der, wie mir ein wahrsagerscher Freund aus Meklenburg versichert hat, zu eben der Zeit nach Peking reisen will, wenn mein Verleger den letzten Theil abgeben wird. Doch ein Wort im Ernste.

Wenn von der Zahl der ökonomischen Bücher die Rede ist, so hat sich die Welt gewiß mehr über den Ueberfluß, als über den Mangel an ihnen zu beschweren. Allein unpartheyisch gesagt, unter der Menge, wenn sie auch so groß als der ungeheure Haufen der Predigten ist, mit dem uns die geschäftigen, die mildthätigen Hände der Herren Geistlichen beehrt haben, hat es so viele schlechte, absichtswidrige, und ich kann hinzusetzen, gänzlich unbrauchbare, doch nicht, als leider unter diesen gefunden werden. Die Ursache sey auch, welche sie wolle, ich habe nicht nöthig, sie zu untersuchen, so hätte mich dennoch, sowohl der Ueberfluß landwirthschaftlicher Werke überhaupt, als der gnugsame Vorrath guter Schriften dieser Art insbesondere, abschrecken sollen, ein ökonomischer Schriftsteller zu werden. Ich läugne es nicht, dieser Gedanke hat meinem furchtsamen Herze Kummer gemacht, und wer da weiß, wie schwer es jetzt sey, als ein Autor, der Ruhm verdient, glänzen zu können, der wird — wo er anders auf meine Aufrichtigkeit Vertrauen setzt — mir auch glauben, wenn ich ihm versichere, daß es mich einen sauern Kampf gekostet habe, ehe ich den Endschluß fassen konnte, mich in die Schranken zu wagen. Daß so viele elende Turnierritter vor mir hineingedrungen sind, und nach mir viele ihre Schande holen werden, war für meinen Stolz gar kein Trost. Und es hoffen zu wollen, daß ich vor geübten oft gekrönten Kämpfern den Preiß erhalten würde — ich würde mich selbst zur Strafe ein ganzes Jahr lang ausgelacht haben, wenn mir diese kindische Schmeicheley eingefallen wäre.

Es

Es muß freylich dem Publikum gleich viel seyn, wie ich zum Berufe eines wirthschaftlichen Planhalters gekommen bin, es siehet nur darauf, ob ich ihn auszuführen weiß, und tadelt oder lobet mich, nachdem ich meinen Posten übel oder wohl behaupte. So wollen es die Gesetze. Indessen ist es für mich, und ohne Zweifel für viele meiner Cameraden ein ärgerlicher Fall, daß die kunstrichterschen Inspectoren keine Rücksicht auf die Verbindungen haben dürfen, in denen die Schriftsteller stehen, und keinen, gar keinen von den Gründen, die die Veranlassung zur Autorschaft vorhalten, zu den Gründen mischen sollen, nach denen sie, der Genauigkeit zur Ehre, über den Ruhm, oder die Schande des Autors urtheilen müssen. Wüßte ich diese Strenge der Kritik nicht, so könnte ich viel Entschuldigungen hoffen, wenn ich mein Schicksal erzählte, viel, sehr viel Nachsicht, wenn ich die Gewalt eines Freundes vorschützte, der über mein empfindsames Herz alles vermag, und vielleicht gar Lob, wenn ich die Widersetzlichkeit offenbarte, die ich dem unwiderstehlichen Zwange meines Damons entgegen gestellt habe. Aber —— doch man hat mir gesagt, daß auch wohl ein Areopagite unter den Griechen bisweilen die Macht der Freundschaft gefühlt habe. Vielleicht fühlt sie auch ein Archon unter den deutschen Kunstrichtern.

Wie ich die Leichtfertigkeit, die insgemein das Saumband meiner Tücher, auch gar bey manchen Verzierung seyn soll, entschuldigen werde, das

weiß ich nicht. Scherz und Ernst bey einander, mein Genie ist, wenigstens der Aussenseite nach, ziemlich demokratisch, und werde ich recht haben, wenn ich sage, daß es für einen Kopf, wie der meine ist, schwer, oder wohl gar, zumal im Anfange, unmöglich seyn müsse, die Fehler der Landwirthe ohne Satire zu denken, da sie größtentheils an sich lächerlich sind. Ich kann es zuschwören, daß in meine Laune keine Bosheit sich gemischt habe. Nein — die Freyheit, mit der ich meine Einfälle hinwerfe, ist kein Kind der menschenfeindlichen verläumderischen Tücke. Werde ich also ihrentwegen verurtheilt, und soll ich mir selbst Schuld geben, so weiß ich keine Sünde, als die eine, daß mir die Gränzen unbekannt sind, die der Eigensinn der Freyheit vorgesteckt hat, und ich muß glauben, daß ich sie überschritten habe. Oder ich werde mich damit trösten, daß mir das gute Glück fehle, das so vielen andern Schriftstellern meines Gelichters beystund, die sich gar nicht hinter die Schutzwehre stellen durften, hinter der ich mit gutem Gewissen stehen darf, und sicher zu seyn glauben muß.

Was mein Werk selbst, nach seinem Hauptinnhalte erwogen, anbetrift, so sieht man wohl, daß ich die Absicht habe, ein ganzes System der Landwirthschaft zu bearbeiten. Ich weiß es, daß andere vor mir in ihrem schriftstellerischen Lauf sich dieses Ziel vorsteckten, und vielleicht haben es einige mit Beyfall erreicht. Indessen kann es doch wohl geschehen, daß ich zu meinem auch komme. Ob langsamer

samer, oder geschwinder? ob früher oder später? ob mit mehr Ehre, oder zum Gelächter der Zuschauer und Richter über meinen hinkenden Gang? — Das wird die Zeit lehren. Darf ich auf den Nothfall, den der gute Himmel verhüten wolle! ein Voraus zu meiner Vertheidigung sagen, daß mein Ziel entfernter gestellt sey, als das Ziel meiner Vorgänger war, und daß die Bahn, in der ich nun laufen soll, nicht so eben sey, als die Bahn, auf der jene ohne Hinderniß, ohne Aufenhalt fortschreiten konnten?

Ohne Gleichniß. Mit meinem Willen soll kein Fehler der Landwirthe, der von Bedeutung ist, unangezeigt, und ungeahndet bleiben, und kein Rath, der für sie nützlich seyn kann, vergessen werden. Der Entwurf dieser großen Arbeit — so mag ich sie doch wenigstens ihrer Schwere wegen nennen? — den ich gleich jetzt dem Publikum zur Beurtheilung und Ausbesserung vorlegen will, der soll es sagen, wie viel ich mit den andern Systemschreibern gemein habe. Setze ich noch hinzu, daß ich bey meinen Arbeiten, theils meine eigne Erfahrungen, theils achtsame, genaue, durch funfzehn Jahre sorgfältig angestellte Bemerkungen der Fehltritte und guten Weisen aller Landwirthe, die ich habe kennen lernen, theils alle die ökonomischen Bücher, deren ich habhaft werden konnte, zu Rathe gezogen habe — werde ich etwas zu meinem Vortheil angezeigt haben? Betrügt mich meine Eigenliebe nicht, so kann ich hoffen, daß der Leser manches finden werde, das den Augen meiner Collegen entwischt ist, und doch ge-

sehen zu werden verdiente. Aber kann es nicht seyn, daß meine Neuigkeiten von andern auch bemerkt, und der Welt längst bekannt gemacht wurden? ich habe nicht alle ökonomische Bücher, und noch weniger alle wirthschaftliche Brachüren gelesen, und so wäre meine Eitelkeit gestraft genug. Vielleicht sind es auch in den Augen der Virtuosen Kleinigkeiten, auf die ich stolz thun will, Kleinigkeiten, die sie der Achtsamkeit nicht werth hielten —— nun diese Demüthigung verhüte der Himmel!

Die Wiederholung einzelner Gedanken, die hin und wieder, oder wenn ich einem Freunde glauben soll, sehr oft gefunden werden, kann ich, und will ich nicht vertheidigen. Soll ich sagen, daß mich zuweilen mein Entwurf, bisweilen auch die Noth, und dann und wann das Gedächtniß zu ihr verleitet haben, daß man mir nicht Zeit gelassen habe, mein Manuscript auszufeilen, daß ich unter manchen ärgerlichen Situationen arbeiten mußte? Alle diese Entschuldigungen sind abgenutzt, der strenge Kunstrichter nimmt sie sogar von den Professoren nicht an, wenn sie auch so gewiß, wie ich, bezeugen können, daß sie wahr sind; und mich für den Bibliothekaren ihrentwegen, wie Herr Kölbele, krümmen zu sollen, lieber will ich es darauf ankommen lassen, was das kritische Schicksal über mich verhänget hat. Vielleicht kann ich mich, wenn ich gewaschen werde, damit trösten, daß die Herren ziemlich beschmutzt sind, die die Mühe über sich nehmen, mich zu reinigen.

Daß

Daß ich da und dort, zuweilen eine ganze Zeitlang, andere Leute für mich reden lasse, wird mir doch nicht als ein unvergeblicher Fehler angerechnet werden? Ich habe geglaubt, daß man jedem Schriftsteller Erzählungen erlauben müsse? da es allen, die ich gesehen habe, gemein ist, sie zu nutzen. Es würde mir eben so schwer nicht geworden seyn, das Wort allein zu behalten, und mich eines fremden Sprachrohrs so klug zu bedienen, daß man nicht leicht gemerkt haben würde, wenn ich mein eignes bey Seite gelegt hätte. Dank sey es dem Genius, der jetzt die Wache bey den Schriftstellern hat, daß er mich diese Kunst auch gelehrt hat! Aber zeigen darf ich sie noch nicht, da ich vorjetzt noch mit der Offenherzigkeit in genauer Verbindung stehe, die sie selten, oder lieber gar nicht dulden kann. Ihr zugefallen mußte ich also den Mann auftreten lassen, dessen ich mich gerne zum Sachwalter bedient hätte. Ob es klüger gewesen wäre, mich nur auf ihn zu berufen, und den Leser — ich wollte sagen, den Richter auf die ihm bekannten Satzschriften meines Beystandes zu verweisen, ohne sie selbst herzubeten, oder diesen zu nöthigen, daß er sie auffagen mußte, das unterwerfe ich dem Urtheile des Publikums. Ich meynte, denen sowohl Gefallen zu thun, die die Autoren nicht haben, die ich zu meinem Behuf sprechen lasse, als denen, die sie besitzen. Warum diesen wie jenen, und jenen wie diesen, kann man leicht errathen, wenn man nur, bey der Auflösung des Räthsels, die Lage des Kunstrichters aus der Acht läßt. Für diesen habe ich nicht geschrieben,

ich gestehe es, und nicht schreiben können, wo ich nicht irre, wenn ich gemeinnützig werden wollte. Hilf guter Himmel! gemeinnützig? dieser eine Gedanke führt mich natürlich auf die erste Geschichte meiner Autorschaft, die ich dem Publikum, meinem Erachten nach, nothwendig erzehlen, nothwendig zur Beurtheilung übergeben muß, wenn ich ihn rechtfertigen will.

Man verlangte von mir, daß ich das bekannte schlesische Hauswirthschaftsbuch ausbessern, aber ja bey der Correctur den Geschmack des Bauren nicht aus den Augen lassen sollte, um das Werk recht gemeinnützig zu machen. Habe ich gesündiget, als ich über diese Zumuthung herzlich gelacht habe? Ich will dem Buche, von dem die Rede ist, seinen Werth nicht absprechen. Er kann größer seyn, als ich weiß, oder zu glauben vermag, da so gar die Buchhändler im Reiche unsern Verlegern mit dem Nachdrucke drohn. Allein der Ausbesserung bedarf es meinem Erachten nach nicht, da es bereits in seiner gegenwärtigen Gestalt dem herrschenden Sinne des gemeinen Landvolks angemessen gezeichnet, und wenn diese seine Brauchbarkeit bestimmt, ziemlich vollkommen geschickt ist, gemeinnützig zu werden. Aber wird es von ihm gelesen, oder künftig studirt werden? Vielleicht im Reiche, indessen in Schlesien gewiß nicht, so lokal es auch zuweilen in seinen Maßregeln ist. Der gemeine Haufe unserer Wirthe weiß wohl nicht einmal, daß ein Buch für ihn vorhanden sey, und würde es ohne Zweifel des Anblicks nicht würdigen, wenn er es auch zum Geschenke erhielte.

Man

Man frage nur zum Spaß die Landdragoner, an wie vielen Orten die ökonomischen Blätter gelesen werden, die die lobenswerthe Vorsorge der Obrigkeit zum kostfreyen Gebrauche anbietet? Der Geschmack des niedern Bauren ist, wie ich ihn kenne, dieser, kein Buch zu lesen, daß ihm eine Kunst lehren will, die er nach seinen Gedanken schon besser weiß. Ihm zur Ehre, habe ich also die Correctur, die mir eine undankbare, vergebliche, und für meinen Magen höchst gefährliche Mühe zu seyn schien, ausgeschlagen, doch um etwas bey einem so gemeinnützigen Werke zu thun, das Verdienst für mein Vaterland seyn konnte, habe ich ihm glückliche Reise ins Reich zugewünscht.

Aber wie wird mein Buch gemeinnützig werden können? dem Anscheine nach wohl nicht, werden vielleicht viele glauben, wenn sie es nach dem Ton, und nach den Episoden beurtheilen, die ich eingeschichtet habe. Haben Sie recht, so bin ich von meiner Gutherzigkeit übel geführt worden. Sie lockte mich zu dieser Sprache, und zu diesen Einschaltungen durch das Versprechen hin, daß ich auf diesem Wege am nächsten zu meinem Ziel kommen würde. Doch ich glaube nicht, daß sie mich betrogen habe. Ich will also, und ich muß die alle, die mein Buch kaufen, für Gelehrte, oder doch Liebhaber der Lektüre halten, denn ich weiß es, daß die niedrige Classe der Landwirthe mit dem Gesangbuche und der Bibel zufrieden ist, und ökonomische Schriften so wenig als andere, die von litterarischem Gepräge sind, lesen will. Kann ich nun noch fürchten,

daß

daß meine komischen Bemerkungen unverständlich seyn werden? Meine Leser werden sie, wie ich um meinetwillen hoffe, alle kennen; und habe ich Glück, denn darauf kommt bey dem Schriftsteller, wie bey dem Soldaten und dem Kaufmanne, alles an, so wird hier und dort einer von ihnen, um ihrentwillen meine Vorschläge mit mehr Aufmerksamkeit durchsehen, als er sonst gethan haben würde, etwan diesen oder jenen versuchen, und durch seine Zuredungen und Proben andere zur Nachfolge reizen. In dieser Reihe schmeichle ich mir am gewissesten, allgemein brauchbar zu werden, denn für den großen Haufen der subalternen Landwirthe sind Beyspiele das beste, und wenn bey Veränderungen der alten Methoden von Kosten die Rede seyn muß, das einige Lehrbuch. Bey den Stabsofficieren ist die Scene eine andere. Sie unterscheiden sich durch Einsicht, durch Geschmack und Kräfte. Und wie sie dadurch eben zu allen Versuchen, zur Verbesserung der Landwirthschaft, vorzüglich berufen sind, so ist der Autor so gewiß verpflichtet, für ihren Geschmack zu schreiben, als gewiß er nur durch sie seine Gemeinnützigkeit hoffen darf. Verfehle ich mein Ziel, so werde ich deswegen noch nicht über Undank, nicht über den Mangel des Verstandes, oder des Patriotismus bey meinen Lesern klagen. Die Achtung, die ich für die Einsicht und die Vaterlandsliebe der Großen unter den Wirthen unseres Schlesiens habe, sichert mich für dieser Unart. Eher will glauben, daß ich zu dem wichtigen Amte eines bewegenden Ermunterers nicht geschickt genug war, und auf diesen Fall

jetzt schon, die alle, die mich gehört haben, oder künftig hören werden, mit aller Aufrichtigkeit bitten, den guten Willen für die That anzunehmen.

Der Entwurf, nach dem ich arbeiten werde, ist dieser:

Einleitung von der Landwirthschaft überhaupt.

I. Hauptstück. Vom Ackerbau.

1. Von der Beschaffenheit des Landes, theils überhaupt, theils insbesondere in Absicht auf die Gewächse, die es von Natur trägt, oder nach unserem Wunsche nähren soll.
2. Von der Eintheilung der Felder, wie sie theils jetzt in Schlesien gefunden wird, theils nützlicher eingerichtet werden könnte.
3. Von der Zurichtung und Bestellung des Landes.

A. Von der Zurichtung und Bestellung des Getreidelandes

a wenn, wie, durch welche Geräthe, und mit welchem Gespann die Felder bestellt werden sollen?

b wodurch, wie und wenn das Ackerland gedüngt wird?

c wie, und wenn es von Unkraut gereiniget werden muß.

B. Wie Moräste, Haiden, und Leeden artbar gemacht werden können.

4. Von der Besäung des Landes.
5. Von der Erndte.

6. Von

6. Von den Geschäften beym Dreschen, und bey der Aufbewahrung des Getreides in den Magazinen.

II. Hauptst. Vom Wiesenbau.

1. Von der Nothwendigkeit und dem Nutzen des Graslandes.

2. Von der besten Art, Wiesen anzulegen.

A. Wie muß der Boden beschaffen seyn, wenn er nutzbar zu Grasland bestimmt werden soll?

B. Wie soll ein neues Wiesenland zugerichtet werden?

C. Wie und womit wird es am vortheilhaftesten besäet?

D. Wie sollen die Hutweiden, die sowohl, die auf den Brachfeldern, als auch die, welche oft besonders gefunden werden, und Gemeinhutungen heissen, wie sollen sie beschaffen seyn, wie veranstaltet, wie am nützlichsten gebraucht werden?

E. Können die Wiesen und Viehweiden zu Aeckern, und diese zu jenen gemacht werden, und ist dieses die beste Art, Wiesen anzulegen?

3. Von der besten Art, die Wiesen zu pflegen.

A. Durch die Verbesserung der natürlichen Fehler.

a Wie man die Wiesen, die von Art zu naß, oder jeder Ueberschwemmung ausgesetzt sind, trocknen, und für der Gefahr sichern könne.

b Wie man die hohen und dürren Grasfelder wässern, und

c Moos/

c Moos, Quecken, giftige Kräuter u. s. w. von ihnen vertreiben könne.

B. Durch Beförderung des Wachsthums des Grases

a Indem die Maulwürfe, die Ameisen und ihre Haufen vernichtet,

b wenn die Wiesen zu rechter Zeit, mit erforderlicher Art, und mit der dazu gehörigen Masse gedüngt werden.

c Wenn der Viehtrieb vernünftig geordnet wird,

d wenn die Wiesen mit lebendigen Hecken eingezäunt werden.

4. Von der Heuerndte.

A. Von der Einsammlung des Grases, das zum Winterfutter bestimmt ist.

B. Von der Einsammlung des Grassaamens.

5. Von der Aufbewahrung des Heues.

III. Hauptst. Von den verschiedenen Arten des Korns und der Feldgewächse, die der Landwirth anbaut.

1. Von den Kornarten.

A. Vom Weizen

a die verschiedenen Arten desselben, Sommer, Winter, weisser, gelber Weizen ꝛc,

b was in Absicht auf seine Bestellung und Pflege beobachtet werden müsse.

B. Vom Roggen

a seine verschiedenen Arten. Winter- Sommer- Staudenkorn ꝛc.

b Von seiner Bestellung.

C. Von

C. Von der Gerste.
a ihre verschiedenen Gattungen. Winter- Sommer- Zeilen- nackte Gerste ꝛc.
b wie sie bestellt werden müsse.

D. Vom Haber
a seine verschiedenen Gattungen. Weisser, schwarzer, Frühhaber ꝛc.
b wie er bestellt werden müsse.

E. Vom Hirse,
a die verschiedenen Arten. Rother, weisser, welscher ꝛc.
b von seiner Bestellung.

F. Vom türkischen Korn.
a Ob es verdiene, bey uns eingeführt zu werden?
b wie es bestellt werden müsse?

G. Vom Buchweizen, oder Haidekorn.
a Von seiner Bestellung,
b wie es vortheilhafter als bisher genutzt werden könne?

H. Vom Dünkel oder Spelt.
a Ob er verdiene, bey uns eingeführt zu werden?
b wie er bestellt werden müsse.

I. Von andern in Schlesien unbekannten Getreidegattungen.
a Welche diese sind?
b ob sie unserer Aufmerksamkeit werth sind?
c was zu ihrer Bestellung erfordert werde?

K. Von den Krankheiten der Kornfrüchte und den Mitteln dagegen.

2. Von den Hülsenfrüchten.
A. Von den Erbsen.
a Ihre verschiedene Gattungen, große, kleine, Zucker-, grüne, gelbe und schwarze preußische Erbsen ꝛc.
b Von ihrer Bestellung.
B. Von den Bohnen.
a Ihre verschiedene Arten. Garten-, Pferde-, Wolfsbohnen ꝛc.
b Von ihrem Nutzen in der Landwirthschaft.
c Von ihrer Bestellung.
C. Von den Wicken.
a Ihre Arten. Schwarze, weisse, Winter-, Sommerwicken u. s. w.
b Von ihrer Bestellung.
D. Von den Linsen.
a Ihre Gattungen. Große, kleine, schwarze, weisse Linsen u. s. w.
b Von ihrer Bestellung.
E. Von den Zufällen und Krankheiten dieser Hülsenfrüchte, und von den Mitteln wider dieselben.
F. Ob es noch andere, jetzt noch in Schlesien unbekannte, Früchte dieser Art habe, und ob sie eingeführt zu werden verdienen?
3. Von den Küchengewächsen.
A. Ihre verschiedene Gattungen. Wasserrüben, rothe Rüben, Möhren, Kraut, Kohl, Erdapfel, Erdbirnen u. s. w.
B. Von ihrer Bestellung.
C. Von ihrem Nutzen in der Landwirthschaft.

D. Von ihren Zufällen und Krankheiten, und Mitteln dagegen.

E. Ob es noch andere Gattungen habe, die der Aufmerksamkeit des Landwirths werth sind, und wie sie bestellt werden müssen?

4. Von den Spezereyfrüchten.

A. Ihre Gattungen, in so ferne sie in Schlesien bekannt sind. Kümmel, Anis, Koriander, Safran, Safflor u. s. w.

B. Von ihrer Bestellung, und ihrem Nutzen.

C. Von ihren Krankheiten und den Mitteln wider diese.

D. Ob es noch andere Früchte dieser Art habe, ob, und wie sie mit Nutzen angebaut werden?

5. Von den Farbekräutern.

A. Ihre verschiedene Gattungen. Röthe, Waid, Gelbkraut u. s. w.

B. Ihre Bestellung.

C. Ihr Nutzen.

D. Ihre Krankheiten, und die Mittel zu ihrer Heilung.

E. Von den in Schlesien noch unbekannten Farbekräutern, ihrem Nutzen, und von der Weise, sie zu pflanzen und zuzurichten.

6. Von andern Gewächsen, die zum Vortheil des Landwirths angebaut werden.

A. Ihre Gattungen. Sommer- und Winterrübsen, Leinsaamen, Dotter, Hanf, Tobak, Kartendisteln u. s. w.

B. Von ihrer Bestellung.

C. Von ihren Krankheiten und den Heilsmitteln.

D. Ob

D. Ob es noch mehrere dieser Art habe, die in Schlesien mit Nutzen angebaut werden könnten, und wie sie bestellt werden?

7. Von den verschiedenen Grasgewächsen zur Fütterung des Viehes.

A. Von den natürlichen Grasgattungen.

B. Von den Futterkräutern zu den sogenannten künstlichen Wiesen.

a Ihre verschiedene Arten, Kleen, Luzerne, Esparzette u. s. w.

b die beste Methode, sie anzubauen.

IV. Hauptst. Von der Viehzucht.

1. Vom Zugvieh.

A. Von den Pferden, deren Anschaffung, Unterhaltung, Kosten, und Vortheile.

B. Von den Ochsen, deren Anschaffung, Unterhaltung, Kosten und Vortheile.

C. Welche von beyden Arten dem Landwirth einträglicher sind?

D. Ob es nicht noch andere Arten Zugvieh habe, die mit Nutzen gehalten werden können. Esel, Mauleser, Maulthiere u. s. w.

2. Vom Nutzvieh.

A. Von Stuttereyen, deren Unterhaltung, Vortheile und Schaden.

B. Von den Kühen, deren Fütterung, Aufwand, Nutzen, und von der Erziehung der Kälber.

C. Von den Schafen.

a Was das Schafvieh zu unterhalten koste, wie es gefüttert und gepflegt werden müsse?

b wie hoch es nütze? wie ein, wie zweyschürig, und wie, wenn es gemolken werde?

c was für den Landwirth erträglicher sey, der Lohn- oder der Mengeschäfer?

d und was für ihn rathsamer, den Schaaf- oder den Kühstand zu vermehren?

D. Von den Ziegen, deren Fütterung, Schaden oder Nutzen.

E. Von den Schweinen, als Zucht, und als Mastvieh betrachtet, deren Fütterung, Kosten und Vortheile.

F. Vom Federvieh.

a Von den Gänsen, ihrer Fütterung, und wie sie am besten genützt werden?

b Von den Hünern.

aa Ihre verschiedene Arten, Mist, türkische, Perlhüner u. s. w.

bb Von ihrer Unterhaltung, und dem vortheilhaftesten Gebrauch.

c Von den Enten, ihrer Unterhaltung und Nutzung

d Von den Tauben, ihrer Fütterung, Nützlichkeit oder Schädlichkeit.

e Ob es noch andere Gattungen Federvieh habe, die der Landwirth mit Nutzen halten könne.

G. Von den Bienen.

a Von Anlegung des Bienengartens.

b Von der besten Art der Bienenstöcke, oder Körbe.

c Von den Verrichtungen des Bienenwärters,

d Von

d Von den Nutzungen der Bienen für die Landwirthschaft.

3. Von den Krankheiten der Thiere und den Heilsmitteln.

A. Von den Krankheiten der Pferde und den Genesungsmitteln.

B. Von den Krankheiten des Rindviehes, und den Mitteln dagegen.

C. Von den Krankheiten der Schaafe, und den Genesungsmitteln.

D. Von den Krankheiten der Ziegen und Schweine, und den Mitteln, sie zu heben.

E. Von den Krankheiten des Federviehs und den Mitteln dagegen.

V. Hauptst. Vom Gartenbau.

1. Vom Gartenbau überhaupt, dessen Nutzen oder Schaden für den Landwirth.

2. Von den verschiedenen Arten der Gärten.

A. Vom Blumengarten,

a theils im Gesichtspunkte der Lust,

b theils im Gesichtspunkte des Nutzens betrachtet.

B. Vom Küchengarten.

a Wie er anzulegen, und

b wodurch, und wie er am besten zu nutzen sey.

c Wie seine Produkte aufbehalten werden.

C. Vom Baumgarten.

a Vom Obstgärten,

aa wie er zugerichtet werden müsse.

bb Von den verschiedenen Arten der Bäume, Kern, Steinobst, Franz, und hoch-

stämmige, und andere Bäume, Staudengewächse u. s. w.

cc Von der Bestellung der Baumschulen.

dd Von den verschiedenen Arten der Veredlung der Bäume. Versetzen, Pfropfen, Pelzen, Okuliren, Absägen u. s. w.

ee Von der besten Methode, die Bäume zu pflegen, durch Düngen, Umhacken, Ausputzen, Raupen, Beschneiden u. s. w.

ff Von der Obsterndte und der besten Weise, das Obst aufzubehalten.

gg Von den Baumkrankheiten und Mitteln dagegen.

b. Vom Seidenbaumgarten.

aa Von der Anlegung desselben.

bb Von der nützlichsten Weise, Maulbeerbäume zu pflanzen, zu erziehn, und zu pflegen.

cc Von der Wartung und Fütterung der Seidenwürmer.

D. Vom Weingarten.

a Dessen beste Lage und Beschaffenheit.

b Von dessen Bepflanzung durch Senker, Stopfer u. s. w.

c Von der Wartung des Weinstocks. (Düngen, Pfälen, Behacken, Wässern, Anbinden Beschneiden, Blatten, Decken u. s. w.

d Von der Weinlese.

e Von den Krankheiten des Weinstocks und den Mitteln dagegen.

f Ob es nützlich oder schädlich sey, in die Weingärten Bäume zu pflanzen.

E. Vom Hopfengarten,

a Lage und Beschaffenheit dieses Gartens.

b Die Geschäfte beym Pflanzen und Abwarten des Hopfens,

c Von den Krankheiten desselben, und Mitteln, sie zu heben.

3. Von der besten Methode, alle diese Arten der Gärten zu verzäunen.

VI. Hauptst. Von der Fischerey.

1. Von der Fischerey in Teichen.

A. Von den verschiedenen Arten der Teiche und ihrer Beschaffenheit.

B. Wie sie am besten genutzt werden können.

a Wie durch Fische, und durch welche?

b wie durchs Getreide, oder durch andere Früchte?

c Wie durchs Rohr, oder den Schlamm.

C. Wie die Teiche und die Fische abzuwarten.

D. Wo und wie neue Teiche angelegt werden sollen.

2. Von der Fischerey in Seen, Flüssen, Bächen, Lachen und Gräben.

3. Von den Krankheiten der Fische und Mitteln dagegen.

VII. Hauptst. Von der Holzwirthschaft.

1. Von Anlegung eines Gehölzes.

2. Von der Wartung desselben.

3. Von den verschiedenen Gattungen des Holzes.

4. Wie ein Gehölze am besten genutzt werden könne.

5. Vom Torf, dessen Bearbeitung und Verbrauch, Nutzen oder Schaden.
6. Von den Stein- und Holzkohlen.
7. Von den Nebenvortheilen des Gehölzes. Schweinsmast, Hutung, Vogelfang, Jagd, u. s. w.

VIII. Hauptst. Von verschiedenen Geschäften, beym künstlichen Verbrauch einiger Produkte.

1. Von der Brauerey.
   A. Von der besten Art der Brauhäuser, und den zur Bauerey erforderlichen Geräthschaften.
   B. Von der Zubereitung des Malzes.
   C. Von den Geschäften beym Brauen.
   D. Von den besten Biergattungen.
   E. Von den Erfordernissen und Geschäften bey Abwartung und Aufbewahrung des Bieres.
   F. Von einigen Nebenvortheilen, die aus der Brauerey entstehen, und wie sie am besten genutzt werden können. Hefen, Nachbier, Eßig, Treber.
2. Von der Brandteweinbrennerey.
   A. Von der Brandteweinküche und den erforderlichen Geräthschaften.
   B. Von den verschiedenen Gattungen des Brandteweins.
   C. Vom Brandteweinbrennen selbst.
   D. Von den Geschäften bey Aufbewahrung des Brandteweins.
   E. Von einigen Nebennutzungen, Gespiele, Vorsprung u. s. w.
3. Von den Mühlen.

A. Von den Mehlmühlen.
a Ihre Gattungen, Wasser, Windmühlen.
b Ihre Geschäfte bey ihnen.
c Ihr Nutzen oder Schaden.
d Wie sie der Landwirth am vortheilhaftesten gebrauchen könne?
B. Von andern Mühlen, Brett- Oel- Graupe- Hirsemühlen u. s. w.
4. Von Verfertigung der weissen Stärke.
5. Von Ziegelstreichen und Kalkbrennen.
6. Von der Zubereitung des Flachses und der Leinewand, und des Hanfes.
7. Von der Zubereitung des Weins und Meets.
A. Von der Zubereitung des Weins aus Trauben.
B. Von der Zubereitung des Ciders- Birn- und Kirschweins.
C. Von der Zubereitung des Meets.
D. Von den Arten, Weine zu machen, die in Schlesien nicht bekannt sind, und ob sie mit Nutzen eingeführt werden könnten?
8. Von der Zubereitung der Seide.
9. Ob alle diese verschiedene Geschäfte für den Landwirth gehören, oder nützlicher in die Städte gezogen werden könnten?

IX. Hauptst. Von verschiedenen Verrichtungen, die zur Führung und Ordnung des Haushaltens gehören.
1. Von Ausmessung der Güter und Anfertigung der brauchbarsten Karten.
2. Von Einrichtung der Anschläge.
3. Von den Inventarien.

4. Von Führung der Rechnungen.
5. Von den Geschäften des Hauswirths und der Hauswirthinn.
6. Von den Arbeitern.
   A. Gesinde für Hof-, für fremdes Lohn.
   B. Frohndienste aller Art.
   C. Tagelöhner.
   D. Arbeiter, denen die Geschäfte überhaupt angedungen sind.
7. Von Wirthschaftscalendern.

X. Hauptst. Von den landwirthschaftlichen Gebäuden.

1. Von ihren verschiedenen Gattungen.
2. Von der besten und nützlichsten Art, sie aufzuführen.
3. Von der nützlichsten Weise, sie zu unterhalten.

Was dünkt dem Publicum zu diesem Plane? Vielleicht, wie ich nicht ohne Grund fürchte, daß er eben nicht besonders regelmäßig sey, daß er theils Lücken habe, theils Ueberfluß enthalte, und daß seine Ausführung wohl gar für einen einigen Mann, auch für den Polihistor ein zu schweres Werk seyn müsse? Vielleicht findet es noch viel anderes, und mehr erhebliches auszusetzen. Und das Resultat? daß ich — — von meinem Vorhaben abstehen solle? Gut! das will ich ohne Widerrede thun, wenn die Examinatore in meiner Schwäche den Grund ihres Urtheils finden; finden, daß meine Untauglichkeit die Vollendung eines solchen Werks verneine. Warum sollte ich dem Vaterlande nicht ein

so kleines Opfer bringen, als die Demüthigung meines Stolzes ist, da ich um seinetwillen das Liebste, das ich hatte, die Bequemlichkeit, und das si tacuisses, philosophus mansisses, aufgegeben habe.

Ich will aber auch arbeiten, wenn ich dazu aufgefordert werde, nur unter drey Bedingungen, die wie ich glaube billig sind, und gar nicht verdienen, abgeschlagen zu werden. Hier sind sie:

Ich erwarte zuvörderst von den Kunstrichtern die Correctur meines Entwurfs. Wie schon bekannt, meine Eigenliebe verblendet mich nicht, ihn für unverbesserlich zu halten. Ich habe nur zwey Augen, das Publikum aber hat ein großes Magazin voll, mehr als Herr Argus hatte. Es kann ihm also nicht schwer werden, die Fehler zu entdecken, die ich übersehen habe, oder gar nicht wahrnehmen konnte. Den Plan zu ergänzen und vollkommen zu machen, wird ihm gleich leicht seyn.

Dann muß ich wissen, ob ich in dem Tone, in dem ich anfieng, forfahren, oder einen andern annehmen soll? die kleine Eitelkeit, einigen Liebhabern komischer Verzerrungen zu gefallen, soll mich nicht abhalten, den Mund in ernstere Falten zu legen, wenn man mich versichern kann, daß ich im Gesange des Cato brauchbarer werde. Nur bitte ich die Kunstrichter, die diese Metamorphose mit mir vornehmen wollen, zu bedenken, daß ich mich zu einer so schweren Veränderung unmöglich eher verstehen könne, bis daß sie ihr Kreditiv, daß sie Repräsentanten des Publikums sind, und auf dessen Geheiß über mich

gebieten, vorzeigeu werden. Die Grille eines Kritikasters vermochte den Herrn Jacobi, seinem liebenswürdigen Amor den Abschied zu geben, weil er sie für den Eigensinn des Publikums hielt, dem er als Autor im Dienst gehorsam seyn mußte. Wie ist er nicht seiner Willigkeit wegen getadelt worden? me vestigia terrent. Es sey auch, daß mein Satir nicht zum sechsten Theile so viel werth ist, ich sage es selbst, daß er zuweilen wenig taugt, soll ich ihn deswegen fortjagen, wenn er einem grämlichen Manne mißfällt, zehne ihn ziemlich leiden können, und er fünfen nützlich, und niemanden schädlich ist? Wird er dieses, so soll er so bald verwiesen werden?

Endlich bitte ich um Rath und Hülfe zur Ausführung des Plans. Ich schmeichle mir, daß es unserm Vaterlande Ehre und Nutzen bringen würde, wenn er nach dem Wunsch des Publikums vollendet werden könne. Lange schon hat es seine Sehnsucht nach einem vollständigem System entdeckt, und erst neuerlich versicherte Herr Curtius, wie nothwendig dieses wäre. Aber ich kann unmöglich, ohne mir selbst lächerlich zu werden, glauben, daß ich ein so wichtiges Werk allein ausführen könne. Vielleicht ist es ein anderer, der mich an Einsicht und Kraft um vieles übertrift, eben so wenig im Stande. Doch mit Hülfe der Meister kann es auch wohl ein schwacher thun, die Virtuosen, die mich ihrer würdigen wollen, werden es leicht im Entwurfe merken, in welchen Artikeln ich ihres Beystandes benöthiget sey. Sie anzuzeigen, bey denen mir genaue Kenntniß oder Erfahrung fehlt, war für sie überflüßig,

flüßig, und für mich gefährlich, möchte ich hinzusetzen.

Patrioten! wenn mein Versuch, den ich ihnen vorlege, kein Mißtrauen in meine Arbeiten erweckt, wenn meine Bitte keine Kleinigkeiten in ihren Augen ist, so verweigern sie ihre Hände zum Bau eines Werks nicht, das dem Vaterlande gemeinnützig seyn wird. Verabscheuet sey er, der Gedanke, daß ich ihren Beystand mir zu der Absicht gebrauchen wollte, für mich einen Thron zu errichten! Mit Young zu reden, ich will durch meine Aufforderung und meine Mühe nichts sonst als der Pidestal ihres Ruhms werden.

Ich kann unmöglich schliessen, ohne noch vorher einen Kummer zu entdecken, den viele mit mir gemein haben, und dem die Patrioten billig abhelfen sollten. Warum fanden sich 1763 keine großmüthige Freunde, die den Wunsch der Landesregierung erfüllen, und ökonomische Gesellschaften, nach dem Beyspiel der Thüringer, das uns zur Nachahmung empfohlen wurde, errichten wollten? das Todesstillschweigen, das auf den verehrungswürdigen Antrag der königlichen Kammer erfolgte, hat mich in Erstaunen gesetzt. Was konnte ich anders erwarten, als daß meine Landsleute mit Begierde eine Gelegenheit ergreiffen würden, die so gewünscht für sie war, ihren Patriotismus in einem Glanze zu zeigen, der sie neben die Engländer, die Franzosen, die Schweizer stellen, und wie diese über hundert andere Völker weit erheben mußte. Soll ich dem

ängsten-

ängstenden Gedanken Raum lassen, daß Schlesien keine Arnolde mehr hat?

Ich würde lauter klagen, wenn ich wüßte, daß ich nur von meinen Landsleuten gehört würde, und dann würde ich auch die Bitte hinzuzusetzen wagen, daß doch die alle, die unser Vaterland lieb haben, einer Zeit wahrnehmen möchten, wie die gegenwärtige ist. Die Verbindung, die jetzt die Gnade unsers väterlichen Königs zur Aufnahme unsers Schlesiens geordnet hat, wie bequem ist sie, eine Verbindung patriotischer Landwirthe zu knüpfen, die durch ihre Einsicht, ihre Erfahrungen, ihre Rathschläge und ihre Hülfe, die Aufnahme unsers Landbaues auf eine so ausgezeichnende Art besorgen kann, als niemals eine andere ökonomische Gesellschaft zu bewürken im Stande gewesen ist, und seyn wird. Welche von ihnen kann sich rühmen, eine so genaue Kenntniß von den Fehlern und Verbesserungsmitteln einer jeden Haushaltung zu besitzen, als unsere empfangen würde, wenn die Präsidenten, die Räthe, die Deputirten, der Landschafscasse, ihre Häupter und Glieder wären? Sollten nicht diese Herren, und sollten nicht alle Grafen, alle Meister unter den Landwirthen fragen:

Quid oportet
Nos facere, a vulgo longe lateqe remotos?

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tschirner, Karl Gottfried,

Der schlesische Landwirth mit patriotischer Freyheit

Bd.: Erster Theil

Breßlau 1771

Oecon. 1054-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10297092-0
VD18 90389867